



Gilbert Furian

Mehl aus Mielkes Mühlen



**Politische Häftlinge
und
ihre Verfolger**

**Erlebnisse
Briefe
Dokumente**

Die DDR war ja ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten – bespitzelt, verurteilt und eingesperrt zu werden. Den Autor, Gilbert Furian, trifft es 1985: Nachdem er zwanzig Jahre lang in der *Operativen Personenkontrolle* (OPK) »nur« beobachtet worden ist, wird er nun verhaftet.



*Der Autor kurz nach der Verhaftung;
Foto des MfS-Erkennungsdienstes
in Berlin-Hohenschönhausen*

Statt auf seine Großmutter zu hören (»Lieber Gott, mach mich stumm, dass ich nicht nach Bautzen kumm«) hatte er Punks interviewt und die Texte an Freunde und Verwandte weitergegeben; er wird verurteilt zu 2 Jahren und 2 Monaten Gefängnis.

Ab 1989 sammelt er Berichte von Menschen, die in der DDR aus politischen Gründen inhaftiert waren. Und er befragt Exponenten des Staates, die zuvor Jagd auf Andersdenkende gemacht hatten: darunter Richter, Staatsanwälte und MfS-Ermittler.

Dieser Blick auf beide Seiten einer Barrikade, die sich durch die DDR zog, liefert zugleich aufschlussreiche Einzelheiten über das Leben in einer untergegangenen Gesellschaft: geistige Entmündigung und politische Heuchelei, aber auch immer wieder die Courage, sich damit nicht abzufinden.

Gilbert Furian, geb. 1945 in Görlitz, wird 1962 aus der FDJ ausgeschlossen. Dolmetscher kann er damit nach seinem Abitur nicht werden. Er schliesst eine Lehre als Verkehrskaufmann ab, beginnt nach der Armeezeit ein Philosophiestudium an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1971 aufgrund «negativen politischen Verhaltens» exmatrikuliert. Danach arbeitet er als Bearbeiter für Versicherungen und Inventuren in Leipzig und Berlin. 1985 wird er wegen «Anfertigen von Aufzeichnungen, die geeignet sind, den Interessen der DDR zu schaden» verhaftet, zu zwei Jahren und zwei Monaten Freiheitsentzug verurteilt und über ein Jahr eingesperrt. Ab 1986 organisatorischer Mitarbeiter in der Berliner Domkantorei. Im Herbst 1989 gründet er die Projektgruppe «Politische Justiz in der DDR» innerhalb der *Initiative Frieden und Menschenrechte (IFM)*. Seit 1991 ist er Hausmann. 1999 veröffentlicht er unter dem Titel «Auch im Osten trägt man Westen» das corpus delicti: die Punk-Interviews, für die er verurteilt worden ist. Seit 1997 macht er Führungen in der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, und er stand mehr als dreissig Mal als Darsteller im Stück «Staats-Sicherheiten» des Potsdamer Hans-Otto-Theaters auf der Bühne. Seine Frau arbeitet als Superintendentin eines Evangelischen Kirchenkreises. Sie haben zwei Söhne, geboren 1989 und 1993.

Gilbert Furian

Mehl aus Mielkes Mühlen

Politische Häftlinge und ihre Verfolger

xba.B CH

Büro am Turm
Fidicinstrasse 4
D 10965 Berlin
Tel/Fax: 030 21478317/-19
E-Mail: info@zba-buch.de
www.büro-am-turm.berlin
www.zba-buch.de

© 2008 Gilbert Furian

Herstellung, Satz: **xbc.B CH**, Berlin
Umschlagfotos: Gilbert Furian
Foto S. 329: Nikolaus Becker
Druck: Copy Planet, ul. Malkowskiego 27/1, Szczecin
Dritte erweiterte Auflage 2012

ISBN 978-3-9811977-9-2

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 18](#)

«Mielkes Mühlen mahlen langsam, aber gründlich.» So sahen sie selbst ihre Arbeit – die Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, die Staatsanwälte, Richter, Schliesser oder Spitzel. Wer in ihre Fänge geriet, kam nicht ohne Verletzungen davon. Wenn auch hier nur wenige politische Häftlinge an das ihnen zugefügte Unrecht erinnern können – dass sie zu Wort kommen, beweist wenigstens für diesen Teil der Welt: Letztlich sind Menschen stärker als Überwachungsapparate.

Was nun den Umgang mit den ehemaligen Verfolgern angeht, dürfte es wenig hilfreich sein, nach Bestrafung zu rufen, sondern sinnvoller, herauszubekommen, was das für Menschen waren, und wie sie es geschafft haben, sich nach getaner Arbeit vor dem Spiegel ins Gesicht zu sehen, ohne schamrot zu werden. Und das heisst, wir müssen ihnen erst einmal zuhören.

Für meine beiden Söhne Wilhelm und Konrad, und für Luise.

*Weil die Vergangenheit auch auf ihre Gegenwart einen –
wenn auch meist unsichtbaren – Schatten wirft.*

Inhalt

<i>Vorwort</i>	11
<i>Werner Fleischer:</i> Sie müssen nicht denken, dass so etwas vergessen wird: von denen nicht	15
<i>Hans-Günter Brieger:</i> Wenn ich an die vielen bitteren Jahre denke, könnte ich Tag und Nacht heulen	28
<i>Dieter Brandau:</i> Ich war der Meinung, dass es dem Frieden dient	29
<i>Hans Wilhelm Rudeck:</i> Die Wahrheit wissen wir bis heute nicht	34
<i>Leonard Hoffmann:</i> Wer uns hilft, dem helfen wir auch	35
<i>Manfred Smolka:</i> Ich bitte gütigst um ein milderes Urteil	51
<i>Klaus Freymuth:</i> Ich mach' das Geschäft schon dreißig Jahre und hab' noch jeden gekriegt	52
<i>Dr. Karl Steiner / Ilse Steiner:</i> Wie konnte der Staat sie so verraten	74
<i>Bärbel Schliem:</i> In den ersten Jahren haben wir immer noch gedacht, es kommt wieder anders	75
<i>Dieter Schutt:</i> Auf dem Roten Platz werde ich sagen: »Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein«	82
<i>Bernd Sickert:</i> Gesprochen wurde nichts, wir nickten nur	83
<i>Hans Lehmann:</i> Bis jetzt habe ich nur geduckt gelebt	90
<i>Peter Ringk:</i> Herzöge hatten ihre Söldner, Honecker hatte seine Staatssicherheit	91
<i>Karl-Heinz Gurski:</i> Der Staatsanwalt hatte zwei Holzhände, und der Verteidiger war blind	98

<i>Heinz Loesner:</i>	99
Danach war für mich der Sozialismus tot	
<i>Brigitte Wieberneit:</i>	107
Das Bewusstsein, nie wieder für diesen Staat einen Finger krumm zu machen, gab mir Kraft	
<i>Friedrich Gronau:</i>	108
Das Schlimme ist ja: das hängt einem an, auch wenn es nicht stimmt	
<i>Otto Sette / Martin Sette:</i>	116
Sie gaben Bürgern die Möglichkeit, den Westberliner Fernsehfunk anzusehen	
<i>Angela Kowalczyk:</i>	117
Mein Gott, Bäume: euch geht's genauso beschissen wie mir	
<i>Frank-Thomas Nitz:</i>	126
Meine Mutter hat seelisch gelitten: sie erfuhr nicht, wie es mir in der Haft ging	
<i>Heinz Christof Tannert:</i>	127
Nein oder Ja - nur nach Deinem Gewissen	
<i>Jutta Zschau / Günter Zschau:</i>	132
Wir waren es müde, uns von Hohlköpfen unsere Lebensweise vorschreiben zu lassen	
<i>Martin Bernhardt:</i>	133
Und das ist auch der beabsichtigte Effekt: die Anstiftung zum Verrat	
<i>Elsa Schmidt:</i>	145
Wann wird das alles wieder gutgemacht?	
<i>Manfred Bartz:</i>	146
Ebenso wird bestraft, wer etwas tut, was wir vergessen haben zu verbieten	
<i>Stefan Domewski:</i>	158
Der Fluchthelfer war ein Stasi-Spitzel	
<i>Gilbert Radulovic [jetzt Furian]:</i>	159
Vielleicht hatten sie erreicht, was sie erreichen wollten: Die Lektion hatte gegessen	

<i>Mitarbeiter des MfS/Hauptabteilung Untersuchung:</i>	176
Wenn die Richterin was falsch macht, verhandelt sie danach Karnickeldiebstähle	
<i>Oberrichter am Obersten Gericht:</i>	194
Die Zweifel haben nicht dazu geführt, zu sagen: Das ganze System stimmt nicht	
<i>Staatsanwalt beim Generalstaatsanwalt:</i>	207
Ich hab' immer gedacht: Der Staat ist wie ein Familienvater	
<i>Assistentin für Strafrecht:</i>	227
Ich habe zu lange gebraucht, um meine Angst vor dem System zu überwinden	
<i>Richterin am Kreisgericht:</i>	240
Ich hab' das alles viel zu rosarot und himmelblau gesehen	
<i>Mitarbeiter des MfS/Hauptabteilung Observation:</i>	247
Die ganze Welt ist nicht mehr meine Welt: Es ist alles irgendwie futsch	
<i>Richterin, Stellv. Direktorin eines Kreisgerichts:</i>	259
Ich musste es halt mitmachen. Es war Gesetz	
<i>Sektorenleiter im Ministerium für Justiz:</i>	268
Unter den gleichen Umständen könnte ich mich heute kaum anders verhalten	
<i>Staatsanwältin am Kreisgericht:</i>	283
Die wahren Hintergründe wurden mir erst nach der Wende bekannt	
<i>Anwalt, ehemals Richter:</i>	296
Ich habe zwar massive Schlafstörungen gehabt, aber nicht deswegen	
<i>Mitarbeiter des MfS/Abteilung XIV</i>	306
Im Grunde waren wir mit eingesperrt: Sie auf der einen, wir auf der anderen Seite	
<i>Nachtrag 2007: Ein IM und seine »Dämonen«</i>	315
<i>Nachtrag 2012: Mein »Erzieher« blickt zurück</i>	318
<i>Nachtrag 2013: Versöhnung – ein »gutes Geschäft«</i>	326

Redaktionelle Anmerkung

Die meisten Berichte sind auf Band gesprochen worden. Hier musste eine Bearbeitung vorgenommen werden, denn das Erlebte sollte übersichtlich dargestellt werden, ohne die Unmittelbarkeit der Wiedergabe zu beeinträchtigen. Wo die Berichte von den Beteiligten selbst schriftlich niedergelegt wurden, waren gelegentlich Kürzungen oder Umstellungen vorzunehmen sowie Briefe und Dokumente sinnvoll einzuordnen.

Dialekt- und Jargonbesonderheiten sind der besseren Lesbarkeit zuliebe meist dem Hochdeutschen angeglichen worden. Der charakteristische Satzbau ist aber immer erhalten geblieben, so dass die Unterschiedlichkeit der Haltung zum Geschehen und zu dessen Verarbeitung deutlich bleibt.

Wo Ortsnamen in verschiedenen Schreibweisen erscheinen, beispielsweise Westberlin, West-Berlin oder Berlin (West), ist auf eine Vereinheitlichung verzichtet worden, weil dies den politischen Verhältnissen geschuldet war.

G. E

Vorwort

Nach dem Fall der Mauer wollte ich vor allem das Ende der DDR «genießen», aber auch herausfinden, welchen Anteil Staatssicherheit und politische Justiz daran hatten, dass sie so lange «funktioniert» hat. Das war mein Hauptmotiv für dieses Buch. Seither sind zwei Nebenmotive dazugekommen: die Versuche von MfS-Offizieren, sich als die Hüter von Recht und Gesetz darzustellen; aber auch der westdeutsch justierte Blick von Medien auf die DDR. Deshalb wird politischen Häftlingen Gelegenheit gegeben, ihr Schicksal zu erzählen; aber es wird auch der Frage nachgegangen, was ihre Verfolger für Menschen waren, und mit welchem Selbstverständnis sie Jagd auf Andersdenkende gemacht haben. Es werden also zwei Seiten einer Barrikade gezeigt, die sich – wenn auch unsichtbar – durch den DDR-Alltag zog.

Teil I: Politische Häftlinge ...

Kurz nach dem 9. November 1989 traf ich Ulrike Poppe (seit Dezember 2009 «Aufarbeitungsbeauftragte des Landes Brandenburg») und erzählte ihr, dass ich erwäge, in Bezug auf meine Verurteilung aus dem Jahre 1985 eine Rehabilitierung zu beantragen, und sei es nur, um «denen» keinen Fall zu ersparen, in dem die Anwendung ungerechter Gesetze und deren Verletzung eingestanden und korrigiert werden muss. Ulrike schlug vor, solche Fälle zu sammeln – für eine Inventur des Unrechts. Und angstfreie Wahrnehmung politischer Rechte, eine der wichtigen, wenn nicht die grösste Errungenschaft im Zuge des Anschlusses der DDR an die Bundesrepublik Deutschland, setzt voraus, dass sowohl die Angst verursachenden Strukturen beseitigt als auch deren Exponenten öffentlich zur Rede gestellt werden. Schliesslich sollte gezeigt werden, welchen Riss menschliche Schicksale durch Inhaftierung erleiden konnten.

Wie sich zeigte, waren viele dieser Schicksale mit historischen Einschnitten verbunden, etwa dem 17. Juni 1953, dem Bau der Mauer 1961 oder dem Einmarsch von Truppen des Warschauer Vertrages in die in die ČSSR im

August 1968. Und auch der Erzählvorgang selbst – die Gespräche fanden zwischen Februar und Juli 1990 statt – geschieht ja im Sog eines historischen Einschnitts, und manchmal herrscht in den Berichten nicht das grosse Aufatmen, sondern es wird eine Beklemmung von einer anderen abgelöst. Selbst in Fällen, da die Verurteilung viele Jahre zurücklag, war das Geschehen dem Erzähler oft noch so gegenwärtig, dass man es ihm im Gesicht ablesen konnte, zumal mancher zum ersten Mal über etwas berichtete, das er oft viele Jahre lang selbst den eigenen Kindern verschwiegen hatte.

Die DDR war ja ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, bespitzelt, verurteilt und eingesperrt zu werden. Die Skala des Erlebten reicht deshalb von kurzer Untersuchungshaft über mehrjährigen Freiheitsentzug bis hin zur Todesstrafe mit anschliessender Hinrichtung. Ausführliche Erzählungen, ergänzt durch Briefe oder Gedichte, wechseln mit stenogrammartigen Erlebnis-Skizzen oder Auszügen aus Dokumenten.

Und es kommen die unterschiedlichsten Menschen zu Wort: der energische Regimegegner ebenso wie der gläubige Kommunist, der naive Partisan in Sachen Meinungsfreiheit wie der konspirativ agierende Bürgerrechtler, der verzweifelte «Republikflüchtling» und auch der kritische linke Geist.

Schliesslich geben diese Berichte, oftmals zwischen den Zeilen, zusätzlich einen aufschlussreichen Einblick in den Alltag der DDR – mit seinen vielfältigen Formen geistiger Entmündigung und politischer Heuchelei. Sie ermöglichen damit, wenn auch in der Form eines Zerrspiegels, einen lebendigen Einblick in das Wesen einer untergegangenen Gesellschaft.

Teil II: ... und ihre Verfolger

Als ich 1990 in der Gesetzgebungskommission Rehabilitierung beim DDR-Justizministeriums mitgewirkt habe, wo mir ehemalige politische Häftlinge, aber eben auch Protagonisten der DDR-Justiz begegnet sind, habe ich den Eindruck gewonnen, dass mit dem Raster Opfer und Täter wenig gewonnen ist, will man die Frage beantworten, wie das alles geschehen konnte. Es steht einem eben nicht eine Galerie von Bösewichtern gegenüber. Dann wäre alles sehr einfach, das (Ver-)Urteilen wäre leicht. Und die Neigung zu solcher Vereinfachung ist gross und weit verbreitet.

Wenn wir die Vergangenheit verstehen wollen, und wenn wir darüber hinaus denen, die in den «Staatsorganen» oder ihrem Umfeld mitgewirkt haben, Rechenschaft abverlangen oder gar Busse und Reue nahelegen wollen, so müssen wir ihnen zuallererst einmal zuhören. Das Buch bezweckt also weder Denunziation noch Reinwaschung, weder die abstrakte Verurteilung als Täter noch die Entschuldigung aufgrund einer Art Befehlsnotstand oder einer naivgläubigen weltanschaulichen Einbettung.

Die sehr verschiedenartigen Äusserungen zeigen trotz gewisser Ähnlichkeiten ein breites Spektrum von Amtsverständnis und Selbstverständnis. Natürlich hängt das, ausser vom Charakter, nicht zuletzt auch von der damaligen Position in der Gesellschaft ab. Ohnehin beziehen die Berichte einen nicht geringen Teil ihrer Spannung aus der ZerreiSSprobe, der die Protagonisten des DDR-Staates in der Umbruchzeit seit 1989 ausgesetzt waren. Anstelle einer rechtspolitischen Analyse habe ich also die Suche unternommen nach den Handlungsantrieben und Denkmustern der Befragten. Es soll deutlich werden, woher sie ihr inneres Gleichgewicht bezogen haben, wie sie es fertiggebracht haben, sich selbst abends ins Gesicht sehen zu können, ohne schamrot zu werden. Das Politische soll also im Menschlichen aufgefunden werden.

Im Gegensatz zu denen, die im ersten Teil über ihre eigene politisch begründete Inhaftierung zu DDR-Zeiten berichtet haben – sie hatten nichts zu verbergen, sondern im Gegenteil ein lange verschwiegenes Unrecht heraus-

zuschreien –, haben einige der Vertreter des DDR-Staates, die sich hier äussern, um Anonymität gebeten. Es muss sich dabei nicht in jedem Fall um ein Indiz für schlechtes Gewissen handeln. Die Atmosphäre in unserer Gesellschaft, vor allem in den Medien, ist nicht von der Art, zu öffentlichen Schuldbekennnissen zu ermuntern. Zudem sind die Gründe durchaus unterschiedlicher Natur, und ich habe solchen Wunsch respektiert, unabhängig davon, wie ich ihn für mich gewertet habe.

Natürlich wäre wichtig gewesen, auch Anwälte zu befragen. Besondere Erwartungen hatte ich an meinen Verteidiger, Herrn de Maizière, geknüpft. Ich hatte gehofft, aus seinem Munde zu erfahren, wie es um den Spielraum und um das Selbstwertgefühl des DDR-Anwalts in politischen Verfahren bestellt gewesen ist. Er war – vermutlich aus Furcht vor medialem Missbrauch solcher Äusserungen – nicht bereit, sich an meinem Buchprojekt zu beteiligen. Unter vier Augen hat er eingeräumt, dass er wie auch andere Anwälte dem herrschenden System in politischen Prozessen lediglich als rechtsstaatliches Feigenblatt dienen sollte.

Dies ist kein Tribunal in Buchform. Tribunale in ihrer Mischung aus Theaterinszenierung und Aggressionspodium sind kein geeignetes Forum für die Suche nach Antworten auf die eingangs genannten Fragen. Sie wären zudem unter den gegenwärtigen Bedingungen eine Deponie, auf der all jene, die das DDR-System durch stillschweigendes Mitlaufen am Leben erhalten haben, ihren Schuldanteil abladen würden. Damit will ich die Verantwortung der Vertreter des DDR-Staates, die zu Wort kommen, nicht bagatellisieren. Ich will nur darauf hinweisen, dass keine politische Ordnung allein durch ihre mit Machtbefugnissen ausgestatteten Exponenten getragen wird, sondern immer auch, wenn nicht sogar vor allem, durch jene *fatale schweigende Mehrheit*.

Sie müssen nicht denken, dass so etwas vergessen wird: von denen nicht

Werner Fleischer, geb. 1926; vor der Verhaftung Tontechniker im Fernmeldeamt für Übertragungswesen Berlin, verstorben im November 1990; Anklage: Verbrechen nach Kontrollratsdirektive KD 38 (im Urteil geändert auf Boykottetze nach Art. 6 der Verfassung); Urteil: 7 Jahre, in Haft von März 1955 bis April 1962; Gefängnisse: Stasi-U-Haft Potsdam, Strafvollzug Brandenburg.

Ich bin jetzt 64 Jahre alt und stamme aus bürgerlichem Hause. Mein Vater war Studienrat in Görlitz. Er lehrte am Lyzeum Geschichte, Deutsch und Erdkunde. Meine Mutter kommt aus einem Drogistenhaushalt im Sächsischen. Mein Vater war deutschnational. Er hat uns Kinder – ich habe noch eine Schwester, die ist 6 Jahre älter als ich – so ein bisschen zu Rassenhass erzogen. Auf die Franzosen wurde nur geschimpft. Er wollte mich in den Jungstahlhelm bringen, aber ich wollte nicht.

Mein Vater war aber ein entschiedener Gegner Hitlers und hat das auch kundgetan. Er hat ungefähr dasselbe gesagt wie Thälmann: Wer die Nazis wählt, wählt Krieg. 1935, da war ich 9 Jahre, wurde er von einer Schülerin denunziert. Er hatte irgendwas im Geschichtsunterricht gesagt und musste erst mal seinen Dienst aufgeben, kriegte aber sein Gehalt weiter. Er konnte wahrscheinlich auch dann den Mund nicht halten, und 1937 hat man ihn abgeholt und in eine Klinik bei Breslau gebracht, obwohl er geistig völlig da war.

Die Klinik gehörte einem gewissen Dr. Sprengel, der war Träger des «Goldenen Parteiabzeichens» der Nazi-Partei und hatte ein Haus seines grossen Sanatoriums zur Verfügung gestellt für Unliebsame. Und im Juli 1939 komme ich vom Baden, wir hatten Sommerferien, und unsere Haushaltshilfe macht mir ganz verheult die Tür auf und sagt: Weine nicht, Werner. Dein Vati ist tot. Meine Mutter hatte ein Telegramm bekommen: Ihr Gatte verstorben, Sie können seine Urne abholen.

Nach dem Krieg hat meine Schwester immer gesagt, meine Mutter solle sich als Opfer des Faschismus eintragen lassen, aber sie sagte: Die sind genauso wie die anderen, ich will von denen nichts haben. So, und das hat eigentlich meine Jugend geprägt.

Ich habe die Mittelschule besucht in Görlitz, mittlere Reife nannte sich das. Ich war immer sehr interessiert an Physik und so, Biologie, Chemie. Ich habe mir schon mit dreizehn Jahren Geld verdient in einer Radioreparatur, da hab' ich Volksempfänger repariert. Davon habe ich mir meinen Konfirmandenanzug gekauft. Es war dann für mich ein Berufsweg ausgewählt worden, und zwar die Inspektorlaufbahn bei der Post, Fachrichtung Funk. So kam ich Ende Mai 1942 nach Berlin ins Haupttelegraphenamt in den Funksaal, und da habe ich treu und brav meinen Dienst gemacht und habe aufgrund meiner Erlebnisse mit meinem Vater also versucht, mich mit aller Macht vor der Wehrmacht zu drücken.

Und das ist mir auch gelungen, ich hatte mir etwas ausgedacht. Ich musste natürlich in der Hitlerjugend sein, und dort habe ich in der Nachrichten-Hitlerjugend den Gerätewart gemacht, dadurch brauchte ich keinen Dienst mitzumachen. Irgendwann bin ich dann hingegangen und habe gesagt: Also passen Sie auf, ich habe irgendwas mit dem Herzen. Und das stimmte wirklich. Wir mussten ja diese Hitlerjugendfilmstunden machen. Es war Pflicht. Für zehn Pfennige. Wir mussten antreten und uns einen Film ansehen, einen verordneten. Und immer wenn irgendwelche Filme liefen, in denen Arzt-szenen vorkamen – bums, kippte ich um. Und das hab' ich denen nun erzählt. Da haben sie gesagt: Ja, da müssen wir Sie erst mal ins Reservelazarett schicken. Dort bin ich gerade beim Röntgen durch und sollte noch woanders hin, da kommt ein Fliegeralarm. Ich also in den nächsten Luftschutzkeller, und als ich rauskam, bin ich einfach nach Hause gegangen. Bis Ende 1944 passierte nichts. Da kriegte ich plötzlich wieder einen Musterungsbescheid. Ich wieder hin: Ich hab' doch alle Untersuchungen machen lassen! Die wollten mich noch mal hinschicken, aber ich bin einfach nicht mehr hingegangen, und so bin ich gut ans Kriegsende gekommen. Aber das konnte ins Auge gehen.

Monoton

Tapp – tapp – tapp – tapp.

*Vier Schritte auf,
vier Schritte ab.
Wie lange schon der gleiche Ton:*

Tapp – tapp – tapp – tapp.

*Es hört nie auf,
es bricht nie ab.
Von rechts, von links,
von oben kling'ts:*

Tapp – tapp – tapp – tapp.

*Das Licht flammt auf,
der Tag tritt ab.
Doch selbst im Traum
tönt's dumpf im Raum:*

Tapp – tapp – tapp – tapp.

[Dieses Gedicht und die folgenden schrieb W.F. während seiner siebenjährigen Haftzeit nach Unterweisung in Reim und Rhythmus durch einen Mithäftling.]

Als der Krieg zu Ende war, dachte ich, Donnerwetter, jetzt ist der Mist vorbei, jetzt machst du was, bist ein junger Mensch. Aber da ging das dann los. Ich will jetzt nur mal so symptomatische Sachen erzählen, wie die angefangen haben, uns zu unterdrücken, das Volk. Erst kam (das hat mich noch gar nicht so bewegt) dieser Zusammenschluss SPD-KPD. Ich bin jedenfalls damals in die LDPD eingetreten. (Ich wohnte unterdessen wieder in Görlitz.) Dann kamen die Wahlen 1946. Es hat nämlich schon mal freie Wahlen gegeben, auf dem Gebiet, das sich heute DDR nennt. Das haben die meisten vergessen. 1946, im Oktober, gab es Listenwahlen, drei Listen: CDU, SED und LDPD stellten sich zur Wahl, und es waren freie, geheime Wahlen. Während der Wahlvorbereitung kommt der Vorsitzende der LDPD in Görlitz zu mir und einem Freund, auch Rundfunkmechaniker, und sagt: Kurz und gut, wir wollen Wahlpropaganda machen. Könnt ihr uns helfen, könnt ihr uns eine Anlage zur Verfügung stellen, eine Lautsprecheranlage?

Also, wir haben das Ding zusammengezaubert, und aufgestellt wurde es beim Parteifreund Rothe, der hatte eine Fleischerei am Demianiplatz. Unten war die Fleischerei, und oben war eine Frühstücksstube (die Frühstücksstube ging natürlich nicht mehr, denn es gab ja nichts zu frühstücken). Dort haben wir unsere Lautsprecher in die Fenster geknallt, und dann kamen die genehmigten Texte von der Kommandantur, die genehmigten Platten, das war alles. Und wir hatten die Erlaubnis, von früh um neun bis abends um sieben auf dem Strassenbahn-Hauptumsteigeplatz Wahlpropaganda für die LDPD zu machen. Das ging drei Tage gut, und am dritten Tag liessen wir die letzte Platte zwei Minuten über die Zeit laufen, die erlaubt war, und da fuhr der Russe vor, gleich mit Anhänger, und unsere Hilfspolizei mit diesen blauen Uniformen. Die kamen also rauf und beschlagnahmten unsere gesamte Anlage. Aber das Schärfste war – diese Anlage war schon am nächsten Tag drei Häuser weiter installiert, im ehemaligen Gebäude des Görlitzer Anzeigers. Dort war die SED-Kreisleitung drin, und da machten die mit unserer Anlage Wahlpropaganda.

Das war nun der nächste Schlag, den ich kriegte, in meinem jungen Leben. Ich war damals gerade zwanzig. Ich hab's einfach nicht für möglich gehalten, dass die SED mit solchen Mitteln arbeitet. Aber sie hat es gemacht, das steht für mich einwandfrei fest. Das bewies sich ja dann auch in der folgenden Zeit, nachdem sie ihre Wahlschlappe einstecken musste. Und die SED hat ja so eins – ich spreche deutsch – auf die Schnauze gekriegt. Die haben z.B. im Landkreis Sachsen keine fünf Prozent gekriegt, und da war's natürlich aus. Jetzt ging der Krieg los, es wurden viele, viele Menschen aus diesen Blockparteien, es gab ja nur CDU und LDPD, über Nacht abgeholt. Man hat also durch grosse Verhaftungswellen versucht, diese Parteien zu knüpfeln. Wir sind dann nachts kleben gegangen, haben an die SED-Wahlplakate Zettel geklebt, da stand drauf:

*Bald werdet ihr's an den Mauern lesen,
es ist die SED gewesen,
die euch verschafft die Atemluft,
und wer's nicht glaubt, der ist ein Schuft.*

Es half aber alles nichts. Viele wurden verhaftet, gingen weg in die Lager, kamen manchmal erst nach zehn Jahren wieder. Ich hab' das noch zwei Jahre mitgemacht, und 1949, am 7. Oktober, ja Republikgründung, hab' ich mein Parteibuch hingeschmissen. Seitdem bin ich nie wieder in was reingegangen. Und ich hab' die so gehasst, die Kerle, aber ich konnte ja nichts machen. 1952 bin ich wieder nach Berlin gegangen und hab' als Elektroakustiker angefangen, war also meistens auf einem Übertragungswagen als Tontechniker, und habe unter anderem auch die Beschallung gemacht am heutigen Marx-Engels-Forum.

Der 17. Juni gab mir dann endgültig den Anlass; der war für mich also einwandfrei vom Volk heraus, dieser Aufstand. Und da hab' ich mir gesagt, jetzt musst du auch was machen. Mir hing das alles so zum Halse raus. Ich hab' rings um mich gesehen, wie sie die Menschen behandelt haben, wie sie sie unterdrückt haben, ich hab' auch von Verhaftungen gehört. Und ich hab' gedacht: Und was machst du?

Anno Domini

*Alles ist trübe, alles ist kalt.
Glaube und Liebe, nichts mehr gibt Halt.
Geist hat im Hochflug sich selbst isoliert,
denkende Menschen zum Schweigen geführt.*

*Trennende Weiten rings um das Ich.
Wege bereiten, lohnt es sich?
Fällt doch das Heiligste selbst Stück um Stück.
Bleibt überhaupt noch ein Festes zurück?*

*Seltne Sekunden im Eintrachtsgefühl
Stillen die Wunden, weisen ein Ziel.
Hoffnung, dass Staudruck die Dämme zerbricht,
lastender Dunkelheit einziges Licht.*

Und wie das manchmal so im Leben ist, da kommt mir der Zufall zu Hilfe: Ein ehemaliger Schulkamerad kommt und sagt, er hat soundsoviel Jahre für den westlichen Geheimdienst gearbeitet, und heute muss er weg, sonst holen sie ihn ab. Aber, sagt er, er solle einen finden, der für ihn weitermacht. Ich sage: Da kommst du richtig. Ich hab' die so genascht. Ich konnte aber nur Informationen aus meinem Dienstbereich geben – wir haben ja ZK-Taugungen mitgeschnitten oder ähnliche Versammlungen. Ich hab' also in meiner Wut eben dem CIA das, was ich für interessant hielt, berichtet. Hab' gedacht, es ist eine kleine Sache, aber irgendwie hilft es. Ja, und das ging über zwei Jahre so. Dann lernte ich einen Westberliner kennen, Libitzki hiess der Mann, und der sagte zu mir: Hast du nicht Interesse, für uns zu arbeiten? Ich sag', es tut mir leid, ich bin in der Hinsicht schon gebunden, ich arbeite für den und den Dienst. Das war alles, was ich gesagt hab'. Das hat schon genügt, das hat mich den Kopf gekostet, denn im März '55 wurde

der verhaftet. Der hatte eine ganze Gruppe in Berlin, zehn Leute. Und bei den Verhören muss er gesagt haben: Ich kenne den und den, und als ich den werben wollte, hat er gesagt, er ist schon gebunden oder so ähnlich. Ich nehm's ihm nicht übel. Ich hab' ihn dann noch einmal in Potsdam gesehen, bevor sie uns zur Verurteilung brachten. Und er machte so ein Gesicht wie: Mensch, vergib mir doch. Ich kann ihm nichts vorwerfen, ich weiss, wie wir da unten im Keller gequält worden sind. Dass der geredet hat ... also, dort hat jeder geredet letzten Endes.

Aus dem Urteil des Bezirksgerichts Potsdam vom 3. August 1956:

Wer durch Spionage die Organe des Imperialismus [...] unterstützt, hilft aktiv mit an der beabsichtigten Wehrlosmachung der DDR und damit an dem beabsichtigten kriegerischen Überfall auf die Staaten des Friedens. Ein weiteres Mittel, die Festigung der DDR zu hintertreiben, ist die Sammlung von Spionageinformationen im technischen Aufbau unserer Staatsorgane. Insbesondere interessieren sie sich für die Verbindungen nach Westdeutschland und den ausländischen Staaten, die zum grössten Teil durch Funk- und Fernsprechwesen aufrechterhalten werden. Dass die amerikanischen Spionagedienststellen dafür ein besonderes Interesse zeigen, beweist der Bau eines Spionagetunnels im Raum von Gross-Glienicke, wo die Spionagedienststelle die Fernsprechleitungen der DDR anzapfte. Wenn der Angeklagte Fleischer über das Fernsprechwesen dem amerikanischen Geheimdienst Informationen lieferte, so half auch er auf diesem Gebiet aktiv mit an der Vorbereitung des von den Amerikanern geplanten dritten Weltkrieges.

Oberrichter Wohlgethan, Staatsanwalt Wegener

So haben sie mich also gekriegt. Am 7. März 1955, um 14.15 Uhr, werde ich raufgeholt zu meinem Amtsleiter. Da stehen drei Polizisten, sprechen mich mit Namen an: Ihren Personalausweis bitte! Folgen Sie uns bitte zur Klärung eines Sachverhalts! Ich musste hinten einsteigen, rechts und links setzte sich einer neben mich. Der dritte stieg vorne zu, und dann kriegte ich eine Decke über den Kopf. Nach der Ankunft rissen sie mir die Decke runter, und drinnen auf der Treppe standen rechts und links je drei, vier Mann mit erhobenen Gummiknüppeln, unter denen musste ich durch. Die haben nicht zugeschlagen, aber schon mal Angst eingejagt, das war alles. Ich kam dann einen langen Gang lang in einen Keller, und dann immer: Gehn Se! Stehn Se! Beim Stehen sofort an die Wand, Hände auf den Rücken. Dann in eine Zelle, die war vielleicht anderthalb mal zwei Meter, die Fenster mit Blenden versehen. In der Mitte ein Bett und ein Kübel, der war (wahrscheinlich noch vom Vorgänger) voll. Den musste ich in den Mitteltrakt des Kellers tragen, da war ein grosses Steinbecken, wo man die Kübel entleerte. Ich schütete also dort den Kübel aus und spritze – das werd' ich nie vergessen – dem Oberfeldwebel, der mich begleitet, so einen kleinen Spritzer auf die Hose. Da nimmt der den Zellschlüssel, da sind mehrere Schlüssel zusammengenietet, so, dass man sie wegklappen kann – und er ist ja ziemlich kräftig –, und schlägt mir damit alle Schneidezähne aus. Ich hab' geblutet wie ein Schwein. Als ich kurz danach dem sogenannten Haftrichter vorgeführt wurde, hat der nicht mal gefragt, was mit mir passiert ist. Er hat nur gesagt: Sie sind verdächtig der Agenten- und Spionagetätigkeit. Ich werde Haftbefehl gegen Sie erlassen. – Ich hab' mich gar nicht getraut, was zu sagen.

So ging das dann über Monate. Sie wussten nicht, wann Sie verhört wurden, gar nichts, und das war ja System. Ich konnte ja nicht mehr mal richtig zubeissen. Das hat die gar nicht interessiert. Anderthalb Jahre bin ich so gelaufen ohne ärztliche Hilfe. Das erste Verhör machte ein Unterleutnant, der hatte eine unheimliche Ähnlichkeit mit einem westdeutschen Filmschauspieler. Immer wenn ich den gesehen hab' im Fernsehen, kam mir das Schütteln, so eine Ähnlichkeit hatte der mit diesem Strolch. Manchmal

setzten sich andere dazu, vorgestellt haben die sich ja nie, man wusste also nie, wie die heissen. Und da wurde dann auch getreten, wenn es denen nicht passte, oder geschlagen, oder Sie mussten sich gegen die Wand stellen, dann kriegten Sie von hinten Schläge, dass Sie mit dem Kopf gegen die Wand donnerten. Also innerhalb eines Vierteljahres haben die alles, was sie haben wollten an Aussagen, erpresst, erschlagen oder... Ja, ich hab' dann bloss noch unterschrieben, alles, was ich gemacht haben sollte. Die sagten bloss: Wir haben Zeit, wir haben viel Zeit, wie lange wollen sie noch hier bleiben? Dann kamen sie wieder mit Engelszungen: Sie können sich viel ersparen. Ich habe dann gesagt: Tut mir leid, ich hab' das und das übermittelt, das sind keine Sachen, die nicht bekannt waren, die wurden alle in der Presse veröffentlicht, das war ein öffentliches Geheimnis. Wenn Sie das zur Spionage machen, ist es Ihre Sache. Ich kann mich nicht dagegen wehren. Aber gegen Geld hab' ich nicht gearbeitet, das kriegen Sie nicht aus mir raus, dann bleib' ich eben noch. – Irgendwann haben sie das dann sein gelassen. Damals hab' ich mir geschworen, das weiss ich heute noch, das werd' ich nie vergessen: Ich hab' mich so an die Wand gestellt und mir gesagt: Was du auch kriegst, bleib sauber und bleib eisern, lass dich nicht unterkriegen. Und ich muss sagen, ich hab's eigentlich auch geschafft, ja – doch.

Wo ein Wille, ist ein Weg

*Seit Tagen wandre ich in engem Kreise.
Wär längst daheim, ging geradeaus mein Schritt.
Und die Gedanken wandern gleicherweise
ganz eng im Kreise mit.*

*Wo ist der Weg, den Zirkel zu durchdringen?
Das ist der Punkt, um den mein Denken kreist,
sich wirr verstrickend mit Sibyllenringen,
das kein Gelingen weist.*

*Wo ist der Weg? Im Schrei verhält mein Schreiten,
und echohaft das alte Wort erklingt.
Nur starkes Wollen kann uns weiter leiten,
das mit den Zeiten ringt.*

Dann kam die Anklageschrift, die wurde mir für eine Stunde reingegeben. Ich wurde also angeklagt nach Kontrollratsdirektive 38, und wenn ich nach der verurteilt worden wäre, hätte ich eventuell auch so ein Lager kennen gelernt oder wäre an den Russen abgeschoben worden ... So, und jetzt kam der Tag des Prozesses. Wir wurden aber nicht rausgeholt. Ein paar Tage später kam meine Anwältin und sagte: Also, passen Sie auf, die KD 38 ist weggefallen, man kann Sie also in dem Sinn hier in Berlin nicht verurteilen. Ich sage: Da müssen sie mich ja freilassen. Was denken Sie, antwortet sie da, man wird sagen, Ihre Tat hat sich gegen die DDR gerichtet, und man wird Sie in irgendeinen Bezirk bringen und dort verurteilen nach Artikel 6 der Verfassung. In der Verhandlung bin ich dann aufgestanden und hab' widerrufen und hab' genau erzählt, was sie mit mir gemacht haben, hab' ihnen meine Zähne gezeigt und gesagt, wie die Vernehmung vor sich ging und dass die Aussagen zum grössten Teil erpresst worden sind unter den und den Bedingungen. Und ich hab' gesagt: Der das gemacht hat, sitzt da hinten. Da ist der Vernehmer mit puterrotem Kopf aufgesprungen und aus dem Saal gerannt. Dann hatte man das letzte Wort, und da hab' ich gesagt: Ich möchte das Hohe Gericht darauf aufmerksam machen, wenn ich abermals unter solchen Umständen vernommen werde, unterschreibe ich abermals alles. Aber bei der neuen Verhandlung widerrufe ich wieder.

Man hat uns dann wieder in die Keibelstrasse gebracht, und dort wurde ich vom gleichen Vernehmer wieder vernommen, aufs Höflichste. Das dauerte nicht lange. Ich hab' die Hälfte meiner Anklagepunkte erst mal rausnehmen lassen. Aber bei bestimmten Dingen blieb er unerbittlich und sagte: Wir haben Zeit. Dann ging das wieder los, aber ohne Schlägen. Sogar eine Zigarette hat er mir angeboten. Ja, und zum Schluss sagte er dann: Na, was denken Sie denn nun, was Sie kriegen, Fleischer? Und da hab' ich gesagt: Wie ich Sie kenne, genau das gleiche, was ich vorher bekommen hätte, denn in diesem Staate gibt es kein Gericht, was nach Gerechtigkeit geht. Die Urteile geben doch die von der Staatssicherheit mit. Der Vernehmer hat nur gegrinst, und ich wurde wieder nach Potsdam gefahren, und dort hatte ich

am 24. Juli 1956 Termin, und da ging's ruck, zuck: sieben Jahre – die anderthalb Monate Widerruf nicht angerechnet.

Aus: Brief an die Eltern, Brandenburg/Havel, Dezember 1960:

Meine Lieben! Nun sind diese Wochen der Ungewissheit vorbei, und Euer Warten und das meinige waren vergeblich. Ich gehöre weder zu den Entlassenen noch zu denen, deren Strafmass herabgesetzt wurde. Mein Wunsch ist, dass Ihr diese Nachricht mit der Haltung aufnehmt, mit der ich sie aufgenommen habe. Selbst Hiob, dessen Buch ich in diesen Tagen las, fand wieder zu sich selbst und gab seinen Glauben nicht auf. So werde ich also diesen Kelch bis zur Neige austrinken und meinen Weg weitergehen, so sauber und anständig, wie ich ihn bisher gegangen bin. Ihr habt es viel schwerer. Seid Ihr doch allein in Eurem Schmerz, ich aber bin es nicht. Und auch Du, mein innig geliebter Junge, darfst nicht verzagen, wenn Dein Vati nicht nach Hause kommt. Diese Zeit braucht harte Herzen, und das Schicksal schmiedet sie unerbittlich härter. Wenn ich auch töricht g'nug mein volles Herz nicht wahrte, wie es im «Faust» heisst, so bin ich doch stets mir selbst treu geblieben. Ich weiss, dass Ihr mich versteht und dass Ihr auch weiter zu mir halten werdet. [...]

Es grüsst und küsst Euch innigst und trotz dem Schicksal Euer Junge, Bruder und Vati – Werner.

[W.F. wurde aufgrund einer falschen Beschuldigung durch einen Angehörigen der Strafvollzugsorgane Brandenburg von der Amnestie ausgeschlossen.]

Am 21. April 1962 ging ich dann endlich nach Hause. Ich hatte Sühnemassnahmen, aber kein Berufsverbot, durfte nicht wählen, wurde aber immer zur Wahl geholt: paradox! Ich wollte als Rundfunkmechaniker gehen. Der Ratsvorsitzende von Pankow war aber der Meinung, ich dürfte nicht in meinem Beruf arbeiten. Was sollte ich dagegen machen. Da hat man mich vermittelt ans damalige Motorenwerk Johannisthal. Dort wurde ich als Radialbohrer eingesetzt im Dreischichtbetrieb. War die dreckigste Arbeit, die es gab im Betrieb. Aber was sollte ich machen. 1968 wurden dann meine «Sühnemassnahmen» getilgt auf Antrag des Betriebes. Was das für Sühnemassnahmen waren, weiss ich bis heute nicht. 1972 wurde ich aus dem Strafregister getilgt, nach zehn Jahren, obligatorisch. Ich galt also dann nicht mehr als vorbestraft.

Aber es ging dann doch noch weiter. Sie brauchen nämlich nicht denken, dass so etwas vergessen wird: von denen nicht. Ich lernte 1974 meine jetzige Frau kennen. Sie ist 17 Jahre jünger als ich, kommt aus einer voll kommunistischen Familie, war geschieden und hatte einen Jungen, damals zehn oder elf Jahre. Kommt also aus so einer Familie, war im Innenministerium als Sekretärin beschäftigt, hatte den Dienstrang Polizeimeister, lernte mich kennen und fand an mir Gefallen. Ich an ihr sowieso. Trotzdem wir so unterschiedlicher Meinung waren – sie war verseucht von diesen Schulungen –, blieben wir zusammen.

Und eines Tages, wir waren auf dem grossen Vergnügen vom Mdi, da vertraut sie sich einer an, Hauptmann Lorenz, hiess die. Sagt ihr, dass ich eben vorbestraft bin. Und da ging das los. Sie wurde also in ein Zimmer ohne Klinken geholt, einen ganzen Tag, wurde nicht aus den Augen gelassen. Die sind mit ihr sogar essen gegangen und haben ihr immer wieder gesagt: Also trennen Sie sich von dem Mann, dann können Sie bleiben, und wenn nicht, dann müssen Sie gehen.

Sie musste also gehen, und da gibt es eine obligatorische Abschlussuntersuchung. Da stellte man bei ihr eine Schwangerschaft im vierten Monat fest. Daraufhin sagt sie: Ihr könnt mich nicht entlassen. (Das war im April

1976.) Ich trage mein Kind aus, und dann mach' ich mein Mütterjahr, und dann könnt ihr mich gehen lassen. Kurze Zeit später kriegte sie leichte Blutungen, geht sofort zu ihrem behandelnden Arzt, und der weist sie ins Polizeikrankenhaus ein. Man bringt sie in den OP und sagt, sie hätte eine gestörte Schwangerschaft, man müsse ihr das Kind nehmen. Sie sagt noch, sie will das Kind haben, sehen Sie genau nach. Als sie wieder aufwacht, ist das Kind weg. Und jetzt kommt der Hammer: Im Sozialversicherungsausweis meiner Frau steht eine Krankheitsnummer, und die besagt: Spontan-Abort. In den Krankenakten steht aber: Kürettage [Ausschabung], Chefarzt persönlich. Also ist da von der VP angerufen worden: Nehmt ihr das Kind ab, dann können wir sie entlassen. Und das ist geschehen.

Wenn ich an die vielen bitteren Jahre denke, könnte ich Tag und Nacht heulen

Hans-Günter Brieger, geb. 1916; vor der Verhaftung Eisenbahner, zum Zeitpunkt des Interviews Rentner; Anklage: Boykotthetze (Artikel 6 der Verfassung von 1949); Urteil: 15 Jahre, davon 9 Jahre verbüsst (1955 bis 1964), dann freigekauft durch die BRD; Gefängnisse: Stasi-U-Haft Hohenschönhausen und Halle, Strafvollzug: Torgau, Naumburg, Brandenburg.

Mein Leidensweg: zuerst Magdalenenstrasse, dann monatelang «U-Boot» Berlin-Hohenschönhausen, eine Zeitlang im «Roten Ochsen» Halle. Tage- und nächtelang ohne Schlaf, um Geständnisse und Vernehmungsprotokoll-Unterschriften zu erzwingen. Was da alles erlitten und erstickt wurde, ist sagenhaft.

Wenn ich an die vielen bitteren Jahre denke, könnte ich Tag und Nacht heulen. Meine Frau, mein Goldstück, ist seit ein paar Jahren fast blind. Leber-, Gallen- und Augenleiden – alles Folgeerscheinungen für Angehörige ehemals Inhaftierter.

Fast jeder, der in die Fänge des MfS geraten und in Haft gelandet ist, wurde mehr oder weniger ausgeraubt. Auch meine Wohnung wurde auf den Kopf gestellt. Belastungsmaterial wurde nicht gefunden, aber man hat einiges mitgehen lassen, darunter eine Briefmarkensammlung und Fachbücher.

In U-Haft und Vollzug wurde mit Zellenspitzen gearbeitet. Bei mir war nichts zu gewinnen, ich hatte die Bande durchschaut.

Die Lumpen vom MfS haben bei uns wohl immer noch Narrenfreiheit. Wir werden jetzt und auch in Zukunft die Pest nicht los. *Die Räuber sind unter uns.* Was uns hier in unserem Pleitestaat noch alles blüht, wissen wir nicht. Unsere Arbeit im Untergrund war leider für die Katz. Wir konnten den Ausverkauf nicht aufhalten.

Ich war der Meinung, dass es dem Frieden dient

Dieter Brandau, geb. 1936; vor der Verhaftung Maschinenschlosser, zum Zeitpunkt des Berichts Betriebsorganisator (Lufttechnische Anlagen und Geräte GmbH); Anklage: Staatsverleumdung; Urteil: ein Jahr, in Haft von April 1954 bis April 1955; Gefängnisse: U-Haft Berlin, Keibelstrasse, Haftanstalt Brandenburg, Jugendhaus Dessau.

Ich kann hier keine grossartige Geschichte bieten, es ist nur eine ganz einfache Geschichte.

In den fünfziger Jahren war ich Mitglied der FDJ und auch ein recht aktiver FDJler. Ich habe mich beteiligt an den Demonstrationen in Westberlin, weil ich der Meinung war, dass es dem Frieden dienlich wäre. Das war im Jahre 1953/54. Ich habe mich auch beteiligt an den Aufbauaktionen, habe beispielsweise 300 Aufbaustunden gemacht an der Leninallee, damit die Trümmer wegkamen, und das im Alter von 18 Jahren. Also ich würde sagen, ich muss schon ein guter FDJler gewesen sein. Wir waren ja durch die Nachkriegsereignisse auch so motiviert, dass wir unbedingt Frieden wollten und was Gutes und was Neues aufbauen.

Und 1954 war die Zeit, als die kasernierte Volkspolizei aufgebaut wurde. Man hat dann entsprechende Werbungen in den Betrieben durchgeführt. Ich habe damals im VEB Gaselan Berlin gearbeitet. Als die Werbung begann, hat man sich natürlich meiner erinnert und gesagt: Na, den müssten wir doch eigentlich dafür gewinnen. Ich habe mir das überlegt, dann aber abschlägig beantwortet. Das passte vielen nicht in die Leitung, und man versuchte es immer wieder, und das war der Anlass meiner oder unserer Aktion im Betrieb, denn man machte es nicht nur mit mir so, sondern mit allen Jugendlichen der Abteilung. Wir haben uns also hingesetzt und eine Resolution verfasst, und diese Resolution, ich kann das nur noch sinngemäss sagen, die hatte etwa folgenden Inhalt:

«Wir, die Jugendlichen der Abteilung Generatorenbau des VEB Gaselan, wenden uns hiermit entschieden gegen die Werbung für die kasernierte Volkspolizei. Wir sind gegen die Werbung, solange nicht die Einheit Deutschlands hergestellt ist und ein Friedensvertrag geschlossen wurde.»

Das war etwa der Inhalt. Mehr stand da gar nicht drin. Die Resolution habe ich dann auf so einer uralten Schreibmaschine abgetippt, Baujahr 1922 mit Zeiger, und am nächsten Tag der FDJ-Leitung übergeben. Die war nun gar nicht erfreut, und offenbar hat sie das weitergeleitet. Es gab ja schon damals in jedem Betrieb so eine Abteilung oder einen Beauftragten für Staatssicherheit, und der holte mich dann und sagte, dass ich dieses Dokument zurücknehmen sollte. Aber das ging ja nicht, denn die andern hatten ja auch unterschrieben, und das ging auch gegen unsere Ehre. Man sagte, also überleg dir das genau, denk an deine Familie und so weiter. Da dachte ich schon, na, irgendwas hängt doch da schief in der Luft. Wir hatten uns vorher schon mal überlegt, könnte denn da was passieren? Aber wir haben uns gesagt: Es gibt doch die Verfassung, da steht drin, jeder kann frei seine Meinung äussern, und ein Gesetz, dass man für pazifistische Äusserungen bestraft werden könnte, das war uns völlig unbekannt.

Wir wurden dann noch mal bestellt, das heisst, ein Kollege, mit dem ich das ausgearbeitet hatte – sein Name ist Günter Reichert, der lebt heute in Westberlin –, und ich. Und wir wurden dann verhört: kahles Zimmer, Schreibtisch, Lampe und ein Stuhl, wo man sich setzen konnte, und das dauerte so lange, bis keiner mehr im Betrieb war. Wir hätten jederzeit die Möglichkeit gehabt, auch noch in diesem Augenblick, nach Westberlin zu gehen, das war nicht weit, über die Brücke, oder ein Sprung ins Wasser, aber wir dachten gar nicht dran, dass es möglich wäre, uns einen Vorwurf zu machen.

Die Verhaftung war am 6. April 1954. Der Rest ist das Übliche: Man brachte uns zur Keibelstrasse, und dort waren wir dann ziemlich lange in Untersuchungshaft. Und die Verhöre – ja, da waren solche langen Zwischenräume, wahrscheinlich wusste man nicht, was man für eine Anklage zurechtzimmern sollte. Ich hatte keine Möglichkeit, irgendeinen Kontakt

aufzunehmen, mit meiner Mutter beispielsweise. Ich sass in den Klamotten, in denen ich im Betrieb war, und das waren keine guten Sachen, über vier Monate dort in dieser Zelle. Man hatte ja gar nichts. Nicht mal Gespräche. Also dachte ich manchmal, die haben mich vergessen. Im August, das muss vielleicht eine Woche vorher gewesen sein, wurde ich dann informiert, dass am 20. die Verhandlung wäre. Und ich bekam einen Offizialverteidiger. Unsere Verhältnisse zu Hause waren auch so – wir konnten uns überhaupt keinen Rechtsanwalt leisten. So viel Geld hatten wir gar nicht. Denn wir waren evakuiert. Haben dann die Kriegssereignisse an der Oder mitgemacht. Und als wir zurückkamen, standen wir vor einer leeren Wohnung, die ausserdem noch ausgebombt war. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse waren also ganz mies. Und dass ich dann noch plötzlich ausgefallen bin als Miter-nährer, das war schon ganz schön schlecht und bedrückend.

Ich kam dann von der Keibelstrasse zur Littenstrasse, und mein Offizial-verteidiger gab mir die Anklageschrift zu lesen. Also was da drin stand, das war fürchterlich übertrieben. Und das hat der Staatsanwalt noch einmal vorgelesen, es ging da nur um *faschistische, militaristische Propaganda*, also genau das Gegenteil von dem, was wir gemacht haben und was wir wollten. Ich war richtig schockiert darüber. Und der Verteidiger sagte dann: «Also bloss nichts dagegen sagen, Sie kommen nur weg, wenn Sie sagen, dass Sie eine schlechte Handlung gemacht haben und dass Sie bereuen, vor allen Dingen. Sie müssen bereuen.» Genaue Einzelheiten weiss ich nicht mehr. Ich bekam ein Jahr Gefängnis. Mein Gefährte bekam neun Monate. Offenbar die Leistung des Verteidigers, einer musste ja die Rolle dessen übernehmen, der den anderen verführt hat, und ich bekam mein Jahr weg. Dann die Frage: «Erkennen Sie das Urteil an?» Ich sagte: «Das muss ich mir noch überlegen.» Da sprang mein Verteidiger auf und rief: «Um Gottes willen, nehmen Sie das Urteil an, das kann nur noch schlimmer werden. Sie kommen nicht unter einem Jahr weg. Und wenn Sie Berufung einlegen, dann werden das noch zwei, drei Jahre.» Dieses Risiko wollte ich nun auch nicht eingehen, aber es ging gegen meine Ehre. Ich habe dann diese Kanrenzzeit,

wie man sagt, in Anspruch genommen, und dachte mir, lieber noch eine Woche hier sitzen, als irgendwas bestätigen, was ich vom Gewissen her gar nicht bestätigen konnte.

Aus dem Urteil des Stadtgerichts Gross-Berlin vom 20. August 1954:

Dieser Sachverhalt steht aufgrund der Einlassungen der Angeklagten, der glaubhaften Zeugenaussagen und des Beweismaterials fest.

Die Angeklagten haben durch ihre Handlung gemeinschaftlich den Sinn und Zweck der KVP entstellt, indem sie behaupteten, dass die Volkspolizei den Frieden gefährde, obwohl sie wussten, dass die Volkspolizei der DDR ein Instrument zur Erhaltung des Friedens und zur Sicherung der Errungenschaften der DDR ist. Sie sind daher der Staatsverleumdung schuldig und nach § 131 StGB zu bestrafen.

Unter Berücksichtigung der Gesellschaftsgefährlichkeit der Tat der Angeklagten, sie haben die Verteidigungsbereitschaft der Jugend in ihrem Betrieb hintertrieben, muss den Angeklagten eine empfindliche Freiheitsstrafe auferlegt werden. Wenn der Senat trotzdem bei dem verhältnismässig geringen Strafantrag der Staatsanwaltschaft von einem Jahr Gefängnis verblieben ist, so nur aus dem Grunde, als es sich bei den Angeklagten um junge Menschen handelt, die durchaus noch zu bewussten Staatsbürgern erzogen werden könnten. Der Senat erkannte daher bei beiden Angeklagten auf eine Gefängnisstrafe von je einem Jahr.

Mit meiner Unterbringung dann hatte ich noch einigermaßen Glück im Unglück: Ich kam zur Keibelstrasse, da war eine Jugendabteilung. Die Abteilung wurde dann aufgelöst, ich kam nach Brandenburg, in ein Lager, und von Brandenburg dann ins Jugendhaus Dessau, wo ich bis zum 12. April 1955 untergebracht war.

Ich fand dort Mitinhaftierte, die wollten ein bisschen mehr aus sich machen. Und die haben angefangen, schon während der Haft was zu lesen, und haben mich auch motiviert, mich weiterzubilden.

Ich habe dann nach der Entlassung ein Plakat gelesen und bin so auf die Idee gekommen, mein Abitur an der Abendschule zu Ende zu machen. Und da habe ich dann eine Direktorin gefunden, das war wirklich eine Seele von Mensch. Die lebt heute nicht mehr, leider. Die hat mir dann auch alle Wege geebnet. Ich hab' also vier Jahre lang jeden Tag vier, fünf Stunden nach der Arbeit bis Sonnabend in der Abendoberschule für Berufstätige mein Abitur gemacht. Dann waren fünf Jahre um, ich konnte ein Studium beginnen, und zwar weil nach fünf Jahren das polizeiliche Führungszeugnis wieder sauber war. Allerdings konnte ich in keinem volkseigenen Betrieb arbeiten, ich hab's versucht, ich habe mindestens fünf, sechs Stellen angelaufen, ich merkte überall – du bist abgeblitzt. Und zu der Zeit waren bestimmt noch Arbeitsstellen frei. Ich hätte auch die Möglichkeit gehabt, nach Westberlin zu gehen, dort zu arbeiten, aber ich blieb eben. Vielleicht war es ein Fehler, ich weiss es nicht. Ich habe dann in Privatfirmen gearbeitet. Bin zuerst in eine Firma reingekommen, wo mein Gefährte, der Günter Reichert, beschäftigt war. Das war die Firma Graf & Topp, hört sich ein bisschen eigenartig an, das war ein Handwerksbetrieb, die reparierten Werkzeugmaschinenautomaten.

Ich habe dann ein Studium aufgenommen an der TU Dresden. Habe dort Werkstoffkunde studiert. Das hat auch fünfzehn Jahre gedauert.

Und ich habe diese Sache nie erwähnt. Das wäre sicher zum Nachteil gewesen. Sei es für mich oder die Familie. Ich habe die Sache regelrecht totgeschwiegen. Und ich muss auch sagen, meine Kinder, die sind ja nun schon gross, die Grosse ist 26, und der Sohn 21, ich hab' die Geschichte den Kindern erst jetzt erzählt. Das ist alles. Mehr kann ich nicht berichten. Tja, so ist das Schicksal.

Die Wahrheit wissen wir bis heute nicht

Hans Wilhelm Rudeck; geb. 1910; vor der Verhaftung Bauingenieur im Zentralen Konstruktionsbüro der metallurgischen Industrie in Berlin.

Aus dem Bericht seines Sohnes Otto Rudeck:

Am Freitag, dem 19. Juni 1953, wurde mein Vater am Bahnhof Friedrichstrasse, wo sich eine Panzerabspernung befand, festgenommen. Er war am Morgen, bevor er zur Arbeit ging, noch einmal umgekehrt, um seine Frau zu fragen, ob er nicht eine andere Hose anziehen solle – er trug eine kurze HJ-Hose [*HJ: Hitler-Jugend*]. Da aber keine andere verfügbar war, behielt er sie an. Seine Festnahme wurde beobachtet von seinen Kollegen Schmergall, Fuss und Günther. Er war am 17. Juni in keiner Weise aktiv gewesen.

Am Samstag, dem 20. Juni 1953, fragte meine Mutter persönlich in seinem Betrieb nach. Man konnte ihr nichts Näheres mitteilen. Bei ihrer Rückkehr nach Hause, mittags gegen 12 Uhr, wurde meine Mutter zu Hause von einem Polizisten mit der Nachricht erwartet, dass ihr Mann tot ist. Angeblich Selbstmord durch Erhängen.

Sie sollte sich daraufhin in der Keibelstrasse, Zimmer 4202, bei einem Herrn Henkel melden, wo sie von zwei Personen verhört wurde. Danach wurde sie ins Polizeikrankenhaus gefahren, um die Leiche zu identifizieren. Ausser einem roten Streifen am Hals konnte sie keine auffälligen Merkmale feststellen.

Seine Sachen sollten ursprünglich nach der Reinigung von der Keibelstrasse zu uns nach Hause geschickt werden. Nach 14 Tagen fuhr meine Mutter selbst hin und holte die Sachen ab. An Schuhen und Aktentasche war Blut, das Glas der Armbanduhr war zerschlagen. Die Wahrheit über seinen Tod wissen wir bis heute nicht.

Wer uns hilft, dem helfen wir auch

Leonard Hoffmann, geb. 1935; vor der Verhaftung Student der Geschichte und Bibliothekswissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin, zum Zeitpunkt des Berichts wiss. Bibliothekar in der Deutschen Staatsbibliothek. Anklage: Staats gefährdende Hetze (§ 19 StGB); Urteil: 4 Jahre, in Haft von Februar 1958 bis Februar 1962, Gefängnisse: Stasi-U-Haft Gera, Strafvollzug Waldheim, Torgau.

Der 18. Februar 1958 begann wie jeder andere Tag. Das 8. Semester meines Studiums der Geschichte und Bibliothekswissenschaft an der Humboldt-Universität in Berlin hatte angefangen. In vier Monaten musste die Diplomarbeit im Fach Geschichte abgegeben werden. Die Vorlesung eines japanischen Professors hatte mich zu einer Untersuchung über die Anfänge der deutsch-japanischen Beziehungen um 1860 angeregt. Und seit Herbst 1957 war meine Zeit mit intensiven Literaturstudien in den Ostberliner Bibliotheken und Aktenrecherchen im Deutschen Zentralarchiv Potsdam zu diesem Thema ausgefüllt. Ein voller Arbeitstag im Potsdamer Archiv und danach noch drei Stunden Beschäftigung mit Japan-Literatur in der Universitätsbibliothek bis 21.00 Uhr war mein Programm an jenem 18. Februar 1958. Todmüde betrat ich das triste Mietshaus in der Schumannstrasse 1 gegenüber dem Haupteingang der Charité, wo ich bei einer älteren, alleinstehenden Frau ein spärlich möbliertes Zimmer in Untermiete bewohnte. Als ich die Treppe hinaufsteigen wollte, bemerkte ich drei dunkle männliche Gestalten, die mir gefolgt waren. Einer der Männer sprach mich mit meinem Namen an und forderte mich zum Mitgehen auf, nachdem er sich als Kriminalbeamter ausgewiesen hatte.

Die drei Männer verstaute mich in einem PKW, in dem sie auf mich gewartet hatten. Die Fahrt ging zu einem Polizeirevier, vermutlich in der Nähe des Alexanderplatzes. Dort begann ein zweistündiges Verhör, in dem immer wieder die Frage stereotyp wiederholt wurde: «Wo waren Sie mit Johannes

Frömel?» Die Frage konnte ich nicht beantworten, ja, ich verstand überhaupt nicht, worauf man hinauswollte. Der Untersuchungsbeamte versicherte mir, es sei völlig aussichtslos, irgendetwas leugnen zu wollen. Sie wüssten über alles längst Bescheid. Ich würde meine Lage durch dieses Verhalten nur verschlimmern.

Dieser Johannes Frömel gehörte bis zum Studienjahr 1956/57 zur selben Seminargruppe wie ich, bevor er an die Universität Jena wechselte. Unsere Lebensläufe wiesen einige Ähnlichkeiten auf. Beide hatten wir die Heimat verloren, er im Sudetengebiet, ich im Kreis Meseritz, der seit 1945 zu Polen gehörte. Meine Eltern besaßen in der Nähe von Meseritz, in Georgsdorf, eine kleine Landwirtschaft. Von wesentlichem Einfluss auf meine weitere Entwicklung waren jene Erlebnisse am 30. Januar 1945, als mein Heimatdorf von der Roten Armee erobert wurde. Zu irgendwelchem Widerstand oder zu Kampfhandlungen war es nicht gekommen. Die etwa 350 Einwohner wurden auf dem Dorfplatz zusammengetrieben, von diesen wurden drei zur standrechtlichen Erschiessung bestimmt: eine ältere Frau, die ein Eisernes Kreuz ihres Sohnes bei sich hatte, ein Kriegsinvalide, der auf Befragung angab, einen Arm an der Ostfront verloren zu haben, und der reichste Bauer des Dorfes – Förster, ein Junggeselle von etwa 55 Jahren –, weil eine junge ukrainische Zwangsarbeiterin ausgesagt hatte, sie und die anderen Zwangsarbeiter hätten bei ihm so schwer arbeiten müssen, dass ihnen das Blut unter den Fingernägeln hervorgetreten sei. Jeder im Dorf wusste, dass dem nicht so war. Der Beschuldigte hatte im Gegenteil immer wieder Schwierigkeiten mit den Nazis gehabt, weil er seine Zwangsarbeiter – soweit das irgend möglich war – mit den deutschen Arbeitern gleichbehandelte. Die Erschiessungen erfolgten noch am selben Tag. Auch meinem Vater war dieses Schicksal zgedacht worden, dem er nur deshalb entging, weil sich ein polnischer Zwangsarbeiter für ihn einsetzte. Einen Monat später jedoch wurde er mit zwei anderen Männern unseres Dorfes in ein sowjetisches Internierungslager in der Nähe von Schwerin an der Warthe eingeliefert. Mein Vater starb nach vier Wochen im Alter von 41 Jahren an den Folgen der Misshandlungen und der Ruhr, an welcher er aufgrund der unzureichenden Ernährung erkrankte.

Den Rest der Nacht und den 19. Februar 1958 verbrachte ich in der dunklen Zelle des Polizeireviere. Von dort ging es am nächsten Abend in ein grosses Untersuchungsgefängnis, vermutlich das der Staatssicherheit in Hohenschönhausen. Nachdem ich dort erstmals nach eineinhalb Tagen für zwei Stunden in tiefen Schlaf versunken war, steckte man mich unter strenger Bewachung in einen PKW, der mich während mehrerer Nachtstunden in Richtung Süden beförderte. Wie ich bei Beginn der Vernehmung am nächsten Morgen gegen 8.00 Uhr erfuhr, befand ich mich im Untersuchungsgefängnis in Gera.

Johannes Frömel hatte mir Ende 1956 davon berichtet, dass er zu einer Studentengruppe gehöre, die durch Verteilen von Flugblättern und das Anbringen von Losungen für freie Wahlen in der DDR und die Vereinigung beider deutscher Staaten eintrete. Mit diesen Zielen, die im Einklang standen mit den Beschlüssen der vier Siegermächte über ein einheitliches demokratisches Deutschland, stimmte ich überein, war aber der Meinung, dass bei den damaligen Machtverhältnissen in der DDR es keine Möglichkeit gab, diese in absehbarer Zeit zu verwirklichen. Die Niederschlagung der Massenbewegung am 17. Juni 1953 lag erst drei Jahre zurück. Die Stasi verübelte mir, dass ich die Gruppe nicht angezeigt hatte. Das war der eigentliche Grund meiner Inhaftierung.

In den Vernehmungen der nächsten Tage erfuhr ich, dass Frömel behauptet hatte, ich sei mit ihm beim RIAS und beim Londoner Rundfunk sowie beim Ostbüro der SPD in Westberlin gewesen; wir hätten das Buch *Die Revolution entlässt ihre Kinder* von Wolfgang Leonhardt nach Ostberlin mitgebracht. An diesen Behauptungen war keine Silbe wahr, soweit es meine Person betraf. Dass er, Frömel, mit Peter Herz vom Jugendfunk des RIAS in Verbindung stand, hatte er mir berichtet. In den Vernehmungen wurde mir klar, dass er mich zum Verbindungsmann zu den genannten Stellen in Westberlin machen wollte, als er nach Jena ging. In der SED-Propaganda spielten diese Einrichtungen die Rolle von Agenten- und Spionagezentralen. Deshalb führte Staatsanwalt Peter unter den Beweismitteln gegen mich auch einen Taschenkalender mit Sendezeiten «imperialistischer Rundfunk-

stationen» an, obwohl es im DDR-Strafrecht keinen Paragraphen gab, der so etwas verbot. Bei meinen Aufenthalten in Westberlin (Einkäufe, Kino- und Verwandtenbesuche) hatte ich den Eindruck, dass ich beschattet wurde; Grund genug für mich, solche Einrichtungen zu meiden.

Die nächsten sechs Monate musste ich in totaler Isolation in Einzelhaft verbringen. Die Zelle bestand aus einer eingebauten Holzpritsche (zwei mal zwei Meter) und einer Lauffläche von etwa zweimal einem Meter. In diesem Raum spielte sich das ganze Leben rund um die Uhr ab. Die Notdurft konnte man auf einem Gefäss von der Grösse eines Kochtopfs verrichten, dessen Leerung morgens und abends erfolgte. Einmal täglich war Gelegenheit, sich in einer Waschschüssel zu waschen. Jedem Untersuchungsgefangenen standen täglich zwanzig Minuten Rundgang auf dem Gefängnishof zu, wo ein kleiner Ausschnitt des Himmels zu sehen war. In den Genuss dieser Frischluft kam ich aber nur zwei- bis dreimal pro Woche. Die Verpflegung bestand aus einfacher «Hausmannskost»; trotz der geringen Bewegungsmöglichkeiten war so der Gefahr von ungesundem Übergewicht vorgebeugt. Wenn diese Haftbedingungen auch alles andere als human waren, so empfand ich die psychische Belastung als das eigentlich Unmenschliche an dieser Situation. Immer wieder die Frage: Was haben sie mit dir vor? Bei der völligen Ungewissheit über die Zukunft gab es nur eine Gewissheit: Du bist ihnen völlig ausgeliefert und völlig rechtlos.

Diese Zeit war mit zahlreichen Verhören angefüllt, die kurz hintereinander oder in längeren Abständen stattfanden. Es wurde nichts unversucht gelassen, den «Beschuldigten» psychisch müde zu machen. Ausser der Mitnahme von einigen Zeitungen und Illustrierten sowie einem kurzen Auszug aus Milovan Djilas' Buch *Die neue Klasse*, der in der Amerika-Gedenkbibliothek ausgelegen hatte, gab es nichts «Schlimmes», das ich hätte gestehen können. Die Einfuhr solcher «Hetzschriften» war nämlich erst seit dem Inkrafttreten des Strafrechtsergänzungsgesetzes am 1. 1. 1958 strafbar. Mein in den Augen des Vernehmers verwerfliches Tun dieser Art hatte ich aber in den Jahren 1956 und 1957 begangen. Daraus hätte sich – wenn es nach

dem Sinn und Buchstaben des Gesetzes gegangen wäre – selbst bei großzügigster Auslegung keine Anklage zusammenbasteln, geschweige denn ein Urteil begründen lassen. Aber wen die Stasi erst einmal aus dem Verkehr gezogen hatte, der kam nicht ungeschoren davon. Man erwartete also weitere «Geständnisse» von mir. «Wir haben genügend Zeit. Wenn Sie weiter leugnen, lassen wir Sie sitzen, bis Sie schwarz werden.» Die Untersuchungshaft könne beliebig verlängert werden. Dann folgten wieder mal zwei Wochen ohne Vernehmung, um der Drohung Nachdruck zu verleihen. «Wir können aber auch anders!» Man drohte mit der Anwendung physischer Gewalt und mit Nachtverhören. «Wenn Krieg oder Bürgerkrieg wäre, würden wir mit Ihnen kurzen Prozess machen und Sie an die Wand stellen!»

Man behauptete, ich hätte zu den Rädelsführern gehört, die Ende Oktober 1956, zur Zeit des Ungarnaufstandes, an der Humboldt-Universität in Berlin versucht hätten, Unruhen unter den Studenten anzuzetteln. Ich war sehr froh, dass ich nachweisen konnte, in den genannten Tagen mit meiner Seminargruppe zu einem Ernteeinsatz ausserhalb Berlins gewesen zu sein. Man machte mir klar, dass die Höhe der Strafe von meiner Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit dem Staatssicherheitsdienst abhängen werde. «Ob Sie Ihre Strafe in voller Länge absitzen werden, entscheiden wir. Wer uns hilft, dem helfen wir auch! Wenn Sie Ihre Haltung nicht ändern, werden Sie Ihre Jahre voll absitzen.» Sie haben Wort gehalten.

Die Voruntersuchung erreichte Ihren Höhepunkt in der Gegenüberstellung mit Frömel, der seine Behauptung wiederholte, ich sei mit ihm zusammen beim RIAS, bei der BBC und dem Ostbüro der SPD in Westberlin gewesen. Ich habe mich oft gefragt, warum Frömel diese unwahren Aussagen gemacht hat, die für mein weiteres Leben so verhängnisvolle Auswirkungen hatten. Frömel musste nach Lage der Dinge mit einer längeren Strafe rechnen – er bekam 14 Jahre Zuchthaus. Sicher wird ihm der Vernehmer den gleichen Rat wie mir gegeben haben: «Wer uns hilft, dem helfen wir auch...» Diesen Hinweis hat er beachtet. Ob es ihm genutzt hat und wie viele seiner 14 Jahre er nicht verbüssen musste, ist mir nicht bekannt.

Von Mitte Februar bis Anfang Oktober 1958 befanden sich in der Untersuchungshaftanstalt Gera etwa dreissig Personen, die in direktem oder indirektem Zusammenhang mit der Jenaer Studentengruppe standen; unter ihnen befanden sich Oberschüler, Arbeiter, Handwerker und ein Arzt. Die Voruntersuchung zog sich zum einen durch die grosse Zahl der Untersuchungshäftlinge, zum anderen durch den Umstand in die Länge, dass im Sommer 1958 die Universität Jena ihr 400jähriges Bestehen feierte. Um den Eindruck dieser Feierlichkeiten in der internationalen Öffentlichkeit nicht zu verschandeln, durfte die Verurteilung dieser «Konterrevolutionäre» erst im Herbst 1958 stattfinden.

Von den schon geschilderten Misshelligkeiten abgesehen, ist es an sich schon eine grosse psychische Belastung, eine so lange Zeit in einem sehr kleinen Raum zu verbringen, ohne irgendeiner Tätigkeit nachgehen zu können. Als Ausnahme sind zwei Monate zu nennen, in denen die Häftlinge Bücher zum Lesen erhielten. Unsere «Umerziehung» begann also schon in der U-Haft. Ich erinnere mich an ein Buch über Karl Liebknecht und an Scholochows *Der stille Don*; dieses Werk allerdings hat bei mir nicht die beabsichtigte Umerziehungswirkung erzielt, das Gegenteil war der Fall.

In der übrigen Zeit der totalen Isolation kreisten die Gedanken immer wieder um die Frage: Wann komme ich wieder in Freiheit? Man erliegt dabei leicht der Gefahr der Autosuggestion. Zunächst glaubte man, es müsse sich um einen Irrtum handeln, der sich bald aufklären werde. Je länger man sich diesem Gedanken hingab, desto mehr glaubte man an die Realität dieser Vorstellung. Es kostete viel Kraft, sich in die Wirklichkeit zurückzurufen. Dagegen half nur gezieltes «Beschäftigungsprogramm». Ich überprüfte meine Kenntnisse auf verschiedenen Wissens- und Hobbygebieten: Bis zum Tag meiner Festnahme zum Beispiel kannte ich als Leichtathletik-Fan die Weltrekordler aller Disziplinen und ihre Leistungen. Und ich fragte mich ab. Wer noch nicht in einer solchen Situation war, wird das nicht nachvollziehen können und darüber den Kopf schütteln.

Jeder Kontakt zur Aussenwelt – auch der zu den nächsten Angehörigen – war unterbunden. Einzige Ausnahme: Am 30. September 1958, an meinem 23. Geburtstag, erhielt ich einen Brief meiner Mutter. Ein einziges Mal durfte ich das Untersuchungsgefängnis verlassen, als ich heftige Zahnschmerzen bekam. Transportiert wurde ich in einem Spezialfahrzeug. Die Zelle, in der ich sass, war gewissermassen massgeschneidert und erlaubte dem Körper mit ihrer Enge keinerlei Bewegung, sie verfügte über kein Fenster, ja nicht einmal über ein Guckloch. Falls ein Fahrzeug dieses Typs noch existiert, gehört es meines Erachtens in ein Museum zur Geschichte der Strafjustiz in der DDR oder in eine der geplanten Gedenkstätten für die Opfer von Faschismus und Stalinismus, damit die nachfolgenden Generationen sich ein Bild auch von dieser Seite des vierzig Jahre «real existierenden Sozialismus» in der DDR machen können. Zugleich wäre es ein Mosaiksteinchen zur Geschichte der Zivilisation des 20. Jahrhunderts in Deutschland.

Wie andere Gefangene habe auch ich nicht der Versuchung widerstanden, zu meinen Zellennachbarn durch Klopfzeichen Verbindung aufzunehmen. Die Gefahr, dabei ertappt zu werden, war immer sehr gross. Die Wärter passten auf, denn schliesslich waren zeitweise bis zu dreissig Personen in dem Gebäude untergebracht, die zu derselben Gruppe gehörten. Absprachen über Aussagen in den Verhören sollten verhindert werden. Meine Klopfzeichenkontakte ergaben, dass eine der beiden Nebenzellen von einer 46-jährigen Frau mit Namen Elisabeth Flamm «bewohnt» wurde, die festgenommen worden war, als sie mit dem Zug in Richtung Berlin unterwegs war. Man hatte sie also im Verdacht, die DDR verlassen zu wollen. Ihr weiteres Schicksal ist mir nicht bekannt.

Nach sechs Monaten Einzelhaft durfte ich dieselbe enge Zelle mit einem etwa 20-jährigen Studenten einer Landwirtschaftsfachschule aus dem Erzgebirge teilen. Die Zeit der Einsamkeit war also vorbei, ich empfand ein Gefühl seelischer Erleichterung. Das Problem erzwungener Einsamkeit ist durchaus ähnlich dem, wie es Menschen auch in Freiheit haben können, wenn sie in die seelische Isolation geraten – oft widerfährt dies alten Men-

schen. Da der Mensch ein kommunikatives Wesen ist, braucht er jemanden, der ihm zuhört, selbst wenn der andere seine Sorgen nicht aus der Welt schaffen kann. Es erleichtert, wenn man sich die Seele freireden kann. Das taten wir in den nächsten zwei Monaten ausgiebig!

Die Gerichtsverhandlung erinnerte in Intention und Ton des Staatsanwalts und des Gerichts an Roland Freisler vom Volksgerichtshof während der Nazizeit. In erster Linie ging es darum, das Verhalten der Angeklagten als moralisch verwerflich hinzustellen und ihre staatsfeindliche Einstellung nachzuweisen. Das Gericht verübelte mir besonders, dass ich in der Hauptverhandlung aussagte, in den ersten 36 Stunden meiner Untersuchungshaft nur zwei Stunden Gelegenheit zum Schlafen gehabt zu haben. Auch wies ich daraufhin, dass ich die Mitangeklagten, einen Oberschüler (19 Jahre), einen Physikstudenten (24 Jahre), einen Bäcker (21 Jahre), und einen Musikstudenten (20 Jahre), noch nie in meinem Leben gesehen, ja nicht einmal ihre Namen gehört hatte. Schon allein diese Tatsache hätte bei jedem unvoreingenommenen Zuhörer im Gerichtssaal – falls solche Zutritt gehabt hätten – Zweifel an der Konstruktion der Anklage aufkommen lassen.

Für eine Verteidigung der Angeklagten fehlten alle Voraussetzungen. So erhielt ich z.B. die Anklageschrift erst am Tag vor der Verhandlung zur Lektüre, aber keine Möglichkeit, mich über die Gesetzestexte zu informieren, die der Anklage zugrunde lagen. In den Jahren 1956 und 1957, also zur Zeit der mir angelasteten «Straftaten», wurden alle politischen Strafverfahren auf der Grundlage des Artikels 6, Absatz 2 der Verfassung der DDR geführt. Die Beweisaufnahme in meinem Fall hatte ganz eindeutig ergeben, dass ich nur von dem Recht, meine Meinung frei und öffentlich zu äussern, wie es Artikel 9 der Verfassung garantiert, Gebrauch gemacht hatte. Die Verurteilung zu vier Jahren erfolgte aber nach dem Strafrechtsergänzungsgesetz, § 19 Absatz 1, Ziffer 2, und Absatz 3, was auch nach damals geltendem Recht ein krasser Verstoss gegen Artikel 4 des Strafgesetzbuches war,

der die rückwirkende Anwendung eines Strafgesetzes zuungunsten des Angeklagten für Handlungen verbietet, die zur Zeit ihrer Ausführung noch nicht strafbar waren. Der erwähnte § 19 droht eine Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten an. Wenn die Tat im Auftrage von Spionageorganisationen durchgeführt wurde, sei auf eine Zuchthausstrafe zu erkennen. Das Gericht verhängte gegen mich vier Jahre Zuchthaus, also eine Strafe, die sechzehnmal höher war als das vom Gesetz zugelassene Minimum.

Dem Pflichtverteidiger waren diese Gesetze bekannt, mich hat er darüber jedoch nicht informiert. Er führte nur ein einziges kurzes Gespräch vor der Verhandlung mit mir, in dem er mir riet, den Wünschen der Untersuchungsorgane und des Gerichts gemäss mich wohlzuverhalten, um die Höhe der Strafe und die Aussichten auf eine vorzeitige Haftentlassung nicht ungünstig zu beeinflussen. Es waren die gleichen Ratschläge, die auch die Stasi gab! Der Verteidiger erwies sich als integraler Bestandteil der Justiz, die sich im Sinne Lenins als ein Machtinstrument der jeweils herrschenden Klasse verstand. Das Urteil wurde nicht ausgehändigt (Verstoss gegen die Strafprozessordnung § 184 Absatz 3), damit der Verurteilte nach seiner Entlassung im Westen nicht beweisen konnte, dass er aus politischen Gründen inhaftiert war. Meine Mutter, die damals in Fehrbellin, Kreis Neuruppin, wohnte, konnte zur Verhandlung nicht kommen, weil sie schwer erkrankt war. Sie erfuhr deshalb auch den Grund meiner Verurteilung nicht.

Aus dem Urteil des Bezirksgerichts Gera, 6. Oktober 1958:

Der Angeklagte Leonhard Hoffmann nutzte die ihm von dem Staat der Arbeiter und Bauern gegebene Möglichkeit, an der Humboldt-Universität zu Berlin studieren zu können, in der schamlosesten Weise aus, sich in Westberlin über die Ideologie der Feinde der Deutschen Demokratischen Republik zu informieren und entsprechend dieser Information als Feind der Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik aufzutreten. Anstatt sich des ihm von un-

serem Staat entgegenbrachten Vertrauens und seiner Grosszügigkeit durch Einsatz seiner ganzen Fähigkeit für die Sache des Sozialismus würdig zu erweisen, verriet er ständig den wissenschaftlichen Sozialismus und das ihm entgegengebrachte Vertrauen der Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik. Jede Gelegenheit nutzte er, sich nach den westlichen Sektoren Grossberlins zu begeben und sich die westliche Ideologie anzueignen. In den Westberliner Kinos war er Stammgast und nahm den reaktionären und provokatorischen Inhalt der gezeigten Hetz- und Schundfilme begeistert in sich auf.

Im April 1956 suchte der Angeklagte nicht nur wieder einmal wie so oft ein Westberliner Kino, sondern auch die «Bücherstube Ost» in Westberlin auf. Bei diesem Besuch nahm er eine Hetzschrift mit in den demokratischen Sektor. Bereits im Jahre 1955 schleuste er zwei Hetzschriften der «Freien Jungen Welt», die er von Strassenverteilern erhalten hatte, in das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik ein. Im Oktober 1956 erhielt er auf gleiche Weise eine illustrierte Hetzschrift über Ungarn und brachte diese ebenfalls in das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. Im Januar 1958 suchte der Angeklagte Hoffmann das «Amerikahaus» in Westberlin auf und erhielt dort eine Hetzschrift von Djilas, die er ebenfalls in den demokratischen Sektor einfuhrte. Die von dem Angeklagten eingeschleusten Hetzschriften wurden von ihm an andere Studenten zum Lesen weitergegeben, und zum Teil propagierte er den Inhalt dieser Hetzschriften.

Nach meiner Verurteilung am 6.10.1958 kam ich mit einigen Mitgliedern der Jenaer Gruppe ins Zuchthaus Waldheim südwestlich von Döbeln im Bezirk Leipzig. Unter den Angehörigen dieser Gruppe fiel mir ein junger Arzt, Dr. Eberhard Metzel, auf, da er ohne Rücksicht auf die Folgen versucht hat, seinen Mitgefangenen auf verschiedenste Weise zu helfen. Das Zuchthaus Waldheim bestand aus mehreren Gebäuden, die Ende des vori-

gen Jahrhunderts errichtet worden waren. Die Ein-Mann-Zellen sind damals mit drei Gefangenen belegt gewesen. Die hygienischen Zustände waren menschenunwürdig. Die Notdurft musste auf einem Kübel verrichtet werden, der morgens und abends reihum von den Gefangenen entleert wurde. Wenn dies geschah, war das etwa 40 Meter lange Gebäude von üblem Gestank erfüllt. Waschen durfte man sich mit kaltem Wasser in einer Schüssel. Der Besitz persönlicher Gegenstände, insbesondere solcher, mit denen Selbstmord hätte verübt werden können, war verboten. Deshalb bekam man z.B. auch kein Rasierzeug, sondern wurde einmal in der Woche rasiert. Pro Monat durfte jeder Gefangene von seinen Angehörigen einen Brief empfangen und an diese einen schreiben. Über die Verhältnisse in der Anstalt sich zu äussern war verboten, so dass ausser der Mitteilung, mir geht es gut, ich bin gesund, nur Belanglosigkeiten geschrieben werden konnten. Das Briefschreiben war ein Krampf. In einem dieser Briefe hatte ich einen völlig harmlosen Witz erzählt, der von der Anstaltszensur aber nicht durchgelassen wurde. Das sei ein Missbrauch der Schreiberlaubnis, wurde ich belehrt. Es sollte also nicht der Eindruck entstehen, in einem Zuchthaus der DDR habe ein politischer Häftling etwas zu lachen. In einem Brief meiner Mutter war der Satz «Nach dieser Zeit kommt eine andere» getilgt! Einmal in drei Monaten war es dem Gefangenen erlaubt, Besuch von seinen nächsten Angehörigen zu empfangen. Es durfte selbstverständlich (ein Vollzugsbediensteter war immer dabei) nicht über Anstaltsangelegenheiten gesprochen werden.

Die Einhaltung der Anstaltsordnung ist in Waldheim sehr streng gehandhabt worden. So war es z.B. verboten, durch das Zellenfenster zu sehen. Da dieses hoch angeordnet war, konnte ein Blick nach draussen nur gelingen, wenn man auf einen Hocker stieg. Gleichfalls verboten war es, sich ausserhalb der Nachtstunden auf das Bett zu legen oder sich auch nur darauf zu setzen. Ein Verstoss gegen diese Bestimmungen wurde (z.B. auch bei mir) mit dem Entzug der Einkaufsmöglichkeiten für einen Monat geahndet. Also stieg der Reservefonds, über den ich bei der Entlassung verfügen konnte, um etwa zwanzig Mark an.

Im Zuchthaus gab es keinerlei Möglichkeiten zu beruflicher Ausoder Weiterbildung, so dass ich bei meiner Entlassung zwar über die Fertigkeiten eines Bohrers und Drehers, jedoch – obwohl bereits 26 Jahre alt – über keinen Facharbeiterbrief für diese Berufe verfügte.

Politische und kriminelle Gefangene waren nicht separat untergebracht. Staatsfeinde, Taschendiebe und Mörder erfuhren prinzipiell die gleiche Behandlung.

Von Zeit zu Zeit führte die Anstaltsleitung mit jedem Gefangenen Gespräche, um festzustellen, welche Fortschritte dieser bei der ideologischen Um-erziehung gemacht hatte. Unter den Gefangenen hiessen diese Aussprachen «Seelenfilzungen»; mitunter hatten sie Einfluss auf eine vorzeitige Entlassung, wenn der Befragte es geschickt verstand, den Eindruck eines Sinneswandels zu erwecken. Am überzeugendsten konnte der Gefangene aber beweisen, dass er Fortschritte in dieser Hinsicht gemacht hatte, indem er seine Mitgefangenen denunzierte. Mir sind Fälle bekannt geworden, dass Häftlinge wegen politischer Meinungsäusserungen während der Haft ein zweites Mal verurteilt wurden, so dass sich ihre Haftzeit um ein paar Jahre verlängerte. So jedenfalls erging es einem Neffen von Walter Ulbricht, der zunächst fünf Jahre Zuchthaus wegen seiner kritischen Haltung zur SED-Landwirtschaftspolitik erhalten hatte und während der Haft keinen Hehl daraus machte, dass er seine Einstellung zum SED-Regime nicht geändert hatte. Er bekam zweieinhalb Jahre «Nachschlag», die er bis zum Februar 1962 verbüssen musste. Dann entliess man ihn in die BRD.

Dem Zuchthaus Waldheim unmittelbar benachbart lag (und liegt noch immer) die psychiatrische Anstalt. Diese Nachbarschaft hat sich für manchen Gefangenen als gefährlich erwiesen, besonders für jene, die bereits etliche Jahre verbüsst hatten. Die skizzierten Haftbedingungen und das Verhalten mancher Angehöriger des Wachpersonals, den Gefangenen durch kleinere oder grössere Schikanen vorsätzlich zu provozieren, blieben nicht ohne Folgen. So kam es gelegentlich vor, dass ein Gefangener sich nicht länger zusammenschlagen konnte und sich gegen diese Schikanen wehrte, indem er seinen Groll mehr oder weniger drastisch äusserte. Die «Beweisführung»,

Sie bitten weiter um Auskunft, was Ihr Sohn für Verbrechen begangen hat. Die Einzelheiten Ihnen mitzuteilen, wäre zu umfangreich. Ich möchte nur soviel sagen, dass Ihr Sohn auf der einen Seite jede Vergünstigung unseres Arbeiter- und-Bauern-Staates in Anspruch genommen hat. Ihm war die Möglichkeit gegeben, frei von wirtschaftlichen Sorgen zu studieren. Das Vertrauen, das ihm entgegengebracht worden ist, hat er schwer missbraucht, indem er sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hat, das sich gegen unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat richtete.

Es wird an Ihrem Sohn liegen, durch gute Arbeitsleistungen im Strafvollzug zu beweisen, dass er gewillt ist, ein besserer Mensch zu werden. Sein Verhalten im Strafvollzug wird laufend überprüft, und falls er sich die Voraussetzungen für eine vorzeitige Entlassung selbst geschaffen hat, wird dies geschehen.

Mit demokratischem Gruss

Schmieder
– Direktor –

Mein erster Aufenthalt in Waldheim währte nur sieben Wochen, da das Zuchthaus überbelegt war und es nicht genügend Arbeitsmöglichkeiten gab. Ich wurde nach Torgau verlegt. Das dortige Gebäude war zwischen den Weltkriegen als Militärgefängnis errichtet worden. Jede Zelle war mit Parkettfußboden, Wassertoilette und Waschbecken mit fließendem kaltem Wasser ausgestattet. Verglichen mit Waldheim empfand das jeder als eine wesentliche Verbesserung. Die letzten 18 Monate meiner Haft musste ich wieder in Waldheim verbringen.

Zum System des damaligen Strafvollzugs gehörte es auch, die Zusammensetzung der Gefangenen einer Zelle in kurzen Zeitabständen zu wechseln. Das erschwerte es dem Gefangenen, sich auf seine Mitgefangenen einzustellen und einzuschätzen, wer von diesen ein Denunziant war. Die üblichen

Denkklichs – hier die guten Politischen, da die Bösen, die Kriminellen – erwiesen sich als unbrauchbar. Ich habe es erlebt, dass ein Mörder sich für seine Mitgefangenen eingesetzt hat und dafür in den Arrest gegangen ist, während es vereinzelt Fälle gab, in denen Politische ihre Mitgefangenen denunziert haben. Insgesamt hatte ich 54 verschiedene Zellenmitbewohner, und ich könnte über viele ergreifende Schicksale berichten.

Über die Schwierigkeiten eines Strafgefangenen, in der DDR-Gesellschaft wieder Fuss zu fassen, machte ich mir bei meiner Entlassung am 17. 2. 1962 keine Illusionen. Es kam aber schlimmer, als ich erwartet hatte. Bereits wenige Tage nach meiner Entlassung zu meiner Mutter nach Falkensee durfte ich erneut die Rolle eines Angeklagten übernehmen, obwohl ich inzwischen weder eine Straftat noch eine Ordnungswidrigkeit begangen hatte. Der Rat der Stadt Falkensee war der Meinung, dass ich eine ernste Gefahr für die «Staatsgrenze West zur selbstständigen politischen Einheit Westberlin» darstellte. Die Arbeiter-und-Bauern-Macht hatte solche Gefahrensituationen vorgesehen und eine Verordnung erlassen, nach der es nicht erforderlich war, gegen Gesetze zu verstossen, um in den Personenkreis aufgenommen zu werden, der von bestimmten Gebieten fernzuhalten war.

So bedurfte es bei meiner «Vergangenheit» für das Kreisgericht Nauen keiner besonderen Begründung, um mich am 28.2.1962 zu einer Aufenthaltsbeschränkung zu verurteilen, die mir die Anwesenheit am Wohnort meiner kranken Mutter auf unbestimmte Zeit verbot (Verstoss gegen Artikel 8 der Verfassung der DDR). In meinem Verbannungsort Blumenthal (Kr. Pritzwalk) hiess es nun in einem Sägewerk während der nächsten vier Monate Bretter stapeln.

Aus der Verordnung über Aufenthaltsbeschränkung vom
24. August 1961 (GBL II, Nr. 55):

Auf Grund des Beschlusses der Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik vom 11. August 1961 verordnet die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik:

(1) Bei einer Verurteilung zu Freiheitsstrafe oder bei einer bedingten Verurteilung kann das Gericht zusätzlich auf eine Beschränkung des Aufenthalts des Verurteilten erkennen.

(2) Die Aufenthaltsbeschränkung kann angeordnet werden, wenn die Fernhaltung der Person von bestimmten Orten und Gebieten im Interesse der Allgemeinheit oder eines Einzelnen geboten ist oder die öffentliche Sicherheit und Ordnung bedroht ist. [...]

Ausserdem fehlte es bei meinen damaligen Bemühungen um Wiederezulassung zum Studium von meinem zweiten Verbannungsort Pritzwalk (Bez. Potsdam) aus, wo ich im Kupplungswerk als Dreher arbeitete, nicht an Einschüchterungsversuchen von Seiten der Stasi. Dass ich doch noch abschliessen konnte, verdanke ich der Fürsprache von Kurt Brückmann, der 1965 meine Eingabe an den Staatsrat als Sektorleiter im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen zu bearbeiten hatte, sowie den Professoren Horst Kunze und Othmar Feyl, damals Direktor und stellvertretender Direktor des Instituts für Bibliothekswissenschaft und wissenschaftliche Information, die sich bei der Humboldt-Universität – die mich auf Lebenszeit von allen Hochschulen der DDR relegiert hatte – für mich einsetzten.

Ausserdem ist anzumerken, dass ich in meiner weiteren beruflichen Entwicklung schwerwiegenden Benachteiligungen ausgesetzt gewesen bin. So mancher staatliche Leiter verhielt sich so, als könne er sich diesem Personenkreis gegenüber jeden Verstoss gegen das Arbeitsrecht erlauben. So entband mich Verlagsleiter Köhler vom VEB Bibliographisches Institut Leipzig im Juni 1974 von der Funktion des verantwortlichen Redakteurs des Zentralblatts für Bibliothekswesen. Dass Genosse Köhler in dem folgenden Arbeitsrechtsstreit den Kürzeren zog, nutzte mir gar nichts, denn er setzte sich über einen Beschluss der Konfliktkommission des Verlages hinweg und mich wegen «gesamtdeutscher Tendenzen» in der Fachzeitschrift nicht mehr in meine Dienstfunktion ein.

Ich bitte gütigst um ein milderes Urteil

Manfred Smolka, geb. 1930; vor der Verhaftung Ofrizier der NVA (Nationale Volksarmee); Anklage: Spionage; Urteil: Todesstrafe (vollstreckt am 12. Juli 1960).

Gnadengesuch der Mutter an den Präsidenten Wilhelm Pieck:

Mein ältester Sohn war ständig unser Ernährer, da mein Mann im letzten Krieg geblieben ist. Im noch nicht vollendeten 18. Lebensjahr ging er freiwillig zur damaligen Volkspolizei. In seiner zehnjährigen Dienstzeit hat er sich bis zum Oberleutnant emporgearbeitet, und sein Bestreben war es immer, es noch weiter zu bringen. Leider sind seine Pläne gescheitert, da man ihn nach falschen Aussagen von Schmarotzern entlassen und zum Feldwebel degradiert hat. Da er nach seiner Entlassung im Schieferbruch arbeiten sollte und man ihm jede andere Arbeit verweigerte, ist er republikflüchtig geworden. Bald nach seiner Flucht hat er seinen Fehler eingesehen und bat seine Ehefrau, sich von der Polizei eine Bescheinigung geben zu lassen, dass man ihm nichts tut, wenn er zurückkommt. Leider hat man diese Bestätigung verweigert.

In der Zwischenzeit hat sich der Grenzpolizist Fritz Renn mit der Frau meines Sohnes in nähere Beziehungen eingelassen, überredete sie zur Flucht nach der Bundesrepublik und bewerkstelligte alles. Am 22. 8. 59 brachte Renn mit seinem Auto meine Schwiegertochter und mein zehnjähriges Enkelkind an die Grenze, wo sie beim Überschreiten der Grenze verhaftet wurden. Ausserdem hat Renn meinen Sohn über die Grenze gelockt, um angeblich seiner Ehefrau und seinem Kind behilflich zu sein, wobei mein Sohn auch verhaftet wurde.

Am 5. 5. 60 nachmittags um drei Uhr wurde die Todesstrafe verkündet. Als Mutter könnte ich eine so harte und ungerechte Strafe nicht ertragen und würde an dem seelischen Leid dahinsiechen, und mein jüngster Sohn, welcher noch in der Lehre ist, seine Mutter verlieren. Ich bitte daher nochmals gütigst für meinen Sohn um ein milderes Urteil.

Ich mach' das Geschäft schon dreissig Jahre und hab' noch jeden gekriegt

Klaus Freymuth, geb. 1942; vor der Verhaftung freischaffender Ingenieur (Kameramann), zum Zeitpunkt des Interviews Dokumentar-Video-Produzent, freischaffend, Anklage: Verstoss gegen das Zollgesetz, Steuerhinterziehung; Urteil: 2 Jahre (Bewährung), in Haft von Juli 1984 bis März 1985; Geföngnis: Stasi-U-Haft Berlin-Hohenschönhausen. 1991 tödlich verunglückt.

1984 ist für mich im wahrsten Sinne ein Orwellsches Jahr gewesen. Die Vorgeschichte dazu lag zwei Jahre zurück. Ich war gerade vierzig Jahre alt geworden. Im September, es war ein schöner Herbsttag, bekam ich einen Anruf von der Bauakademie mit einem Arbeitsangebot. Ich war zu der Zeit freischaffend, habe in einem kleinen Videostudio in Berlin gearbeitet. Wir haben Dokumentationen erstellt für den kulturellen Bereich, aber auch Industriererbung gemacht für Messen und Ausstellungen.

In der Wallstrasse wurde ich also zu dem Direktor bestellt. Der liess mich in einen Nebenraum und sagte, er hätte im Moment keine Zeit. Und da sass ich dann so fünf bis zehn Minuten. War schon ärgerlich. Plötzlich ging die Tür auf, und zwei strahlende Herren betraten den Raum. Der eine etwa so in meinem Alter, vielleicht ein bisschen jünger, Mitte Dreissig, der andere so jenseits von Fünfzig. Freundliches Auftreten, sprachen mich an und sagten: «Guten Tag, Herr Freymuth. Wir freuen uns, Ihnen endlich mal persönlich zu begegnen. Wir kommen von Ministerium für Staatssicherheit.» Sie klappten ihre Ausweise auf, sagten dann noch, dass sie sich schon längere Zeit mit mir beschäftigt hätten.

Also, mein Schreck, ich weiss nicht, ob man mir den angesehen hat, ich war verwirrt wahrscheinlich in dem Moment. Hab' auch richtig im Magen irgendwie ein ungutes Gefühl gespürt. Und dachte dann krampfhaft: Wie verhältst du dich? Möglichst natürlich. Was wollen die denn? Ich war innerlich sehr aufgeregt, hab' aber nach aussen versucht, einen klaren Kopf zu behalten.

Die gingen dann sofort aufs Ziel los. Sagten, ich hätte ja einen sehr grossen Freundes- und Bekanntenkreis. Und in dem Bekanntenkreis gäbe es einige Leute, die sie besonders interessierten. Und nannten dann auch gleich einige Namen. Und – das waren wirklich Freunde, Arbeitskollegen und auch Fernstehende; auch so ein zwei Verwandte waren dabei. Aus der Bundesrepublik. Meine Antwort war ganz eindeutig. Ich hab' ihnen gesagt, dass es mich wundert, wenn sie sagen, dass sie sich lange mit mir beschäftigt haben, und dann zu dem Schluss kommen, dass dieses Kontaktgespräch zum Erfolg führen müsste. Und – dass ich nicht bereit bin, in der Weise mit ihnen ein Gespräch zu führen. Ich habe dann noch gesagt, ich akzeptiere zwar, dass es solche Dienste wie den ihren geben müsse, solange es den CIA gibt und den Bundesnachrichtendienst. Aber ich akzeptiere nicht, dass dieser Dienst sich, aus meiner Sicht, ausschliesslich nach innen wendet. Und aus diesem Grunde bin ich nicht bereit, mit ihnen über diese Dinge zu reden. Ausserdem bin ich der Meinung, dass meine Freunde und Bekannten keine Lumpen sind. Da gibt's niemanden, über den ich was reden könnte. Wenn überhaupt, sollten sie selbst mit ihnen sprechen. Aber ich hab' keinen Anlass, ohne deren Anwesenheit über sie zu sprechen.

Na ja, da sagten die, das wäre die erste Antwort. Wir haben dann dieses direkte Thema verlassen.

Aus: Die Zusammenarbeit mit patriotischen Kräften (MfS, JHS-Nr.12/96/Vertrauliche Verschlussache VVS-0001, 598 Ausf. Bl. 1-7, Lehrstuhl I, Studienmaterial, Fachschulstudium Rechtswissenschaft, Herausgeber: Juristische Fachschule Potsdam)

Patriotische Kräfte sind Personen, die sich aus positiver gesellschaftlicher Überzeugung oder aus anderen Beweggründen zur konspirativen Zusammenarbeit mit dem MfS verpflichtet haben. [...] Sie sind die wichtigsten Kräfte des MfS im Kampf gegen den Feind. Deshalb geniessen sie auch unsere besondere Fürsorge. [...] Durch die Arbeit mit patriotischen Kräften ist das MfS in der La-

ge, Verdächtige oder andere operativ interessierende Personen zu bestimmten, operativ gewünschten Äusserungen, Verhaltensweisen, Handlungen usw. zu veranlassen. [...] Die patriotischen Kräfte opfern oftmals einen Teil ihrer persönlichen Freizeit für die Realisierung der operativen Aufgaben. Sie müssen Verbindungen zu Personen aufnehmen und unterhalten, mit denen sie oftmals nichts verbindet. Nicht wenige patriotische Kräfte müssen zum Eindringen in feindlich-negative Personenkreise sozusagen in eine andere «Haut schlüpfen», um Gleiche unter Gleichen zu sein, und dabei ihre wahren Gedanken und Einstellungen verbergen. [...] Die dem MfS übertragene Aufgabenstellung zur Bekämpfung des Feindes verlangt oftmals auch, Personen für die Zusammenarbeit zu gewinnen, die aufgrund ihrer politischen Haltung, ihrer Moralauffassungen oder aus anderen Gründen eine mehr oder weniger verfestigte ablehnende Haltung zur Unterstützung des MfS einnehmen. [...] Beweggründe für die Bereitschaft zur inoffiziellen Zusammenarbeit mit dem MfS können darin bestehen, mit unserer Hilfe bestimmte persönliche Interessen und Bedürfnisse (z.B. materielle Zuwendungen) zu befriedigen oder begangene Straftaten durch die Tätigkeit für das MfS wiedergutzumachen. Es bedarf also nicht immer der edelsten Motive, um Personen für die inoffizielle Zusammenarbeit mit dem MfS zu gewinnen. [...]

Sie fingen dann an, die Katze aus dem Sack zu lassen, und erzählten mir, was mich wirklich verblüfft hat, unheimlich viele Details aus meinem Leben. Ich war schon überrascht über diese genaue Detailkenntnis. Vorrangig in beruflicher Hinsicht. Aber es ging eben auch bis zu Andeutungen aus dem privaten Bereich. Das lässt sich bei mir nie so richtig trennen. Arbeit und persönliches Leben – das ging ineinander über. Und da wussten die echt gut Bescheid. Das hab' ich sofort registriert und war dadurch nun noch ein bisschen vorsichtiger. Andererseits, das entspricht möglicherweise meinem Naturell, hat mich die Sache nicht nur irritiert, sondern ich hab' versucht, mich an denen zu messen.

Nach einer dreiviertel Stunde wurde ich entlassen. Ich hab' dann, wie ich's immer gehalten hab', natürlich mit meiner Frau darüber gesprochen, und auch mit Freunden. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich in irgendeiner Form vergattert wurde, über dieses Gespräch Stillschweigen zu bewahren. Es gab dann nochmals fünf, sechs Gespräche innerhalb des nächsten Vierteljahres.

Es gab zwei Gespräche, wo nur der Jüngere allein zu mir kam. Und der interessierte sich dann ganz besonders für meine Arbeit, für Video. Der wusste auch recht gut Bescheid. Hat auch ein paar technische Fragen gestellt. Ich nehme heute an, das war einfach, um mich psychologisch ein bisschen aufzubereiten. Dass ich die Scheu verliere, mit ihm zu reden.

Der fing dann auch an, über Theater zu sprechen und über Konrad Wolfs Filme. Also, ich denke, die haben sich wirklich gut vorbereitet oder sind gut vorbereitet worden.

Aus: Die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung der Treffs (WS 0001 MfS JHS-Nr. 202/84 304

Ausf. Bl. 1 bis 22, Sektion Politisch-operative Spezialdisziplin, Lehrstuhl I Ministerium für Staatssicherheit, Hochschule, Lehrmaterial für Hochschuldirektlehrgänge):

Die Treffs, die vertraulichen konspirativen Zusammenkünfte zwischen IM-führenden Mitarbeitern und IM [Informelle Mitarbeiter, G. F.] haben in der Zusammenarbeit mit den IM eine besondere Stellung. [...] Sie müssen durch die IM-führenden Mitarbeiter gründlich vorbereitet werden. Die Vorbereitung der einzelnen Treffs wird vom Inhalt und vom Umgang her immer unterschiedlich sein. So wird sich ein Mitarbeiter, der einen IM erst kurze Zeit übernommen hat, mehr damit befassen müssen, ob er ihn bereitwillig annehmen oder erst Bedenken äussern wird. [...] Es kommt darauf an, bereits bei der Erarbeitung von Aufträgen zu sichern, dass sie für die IM auch konkret überschau- und fassbar sowie erfüllbar sind. So ist z.B. bereits in

Vorbereitung auf den Treff zu prüfen, ob ein IM, der die Ergebnisse einer internen Diskussion in einem kirchlichen «Friedenskreis» auf ihren ideologischen Hintergrund bezogen einschätzen soll, dazu auch tatsächlich in der Lage ist. Es muss überlegt werden, ob der IM aufgrund seiner eigenen fachlichen und operativen Kenntnisse und Fähigkeiten, seines Feindbildes usw. feindliche Positionen und Argumente als solche erkennen kann und welche Kenntnisse ihm dazu noch zu übermitteln sind. [...] Es ist darum unbedingt darüber nachzudenken, wie die IM für die Übernahme einzelner Aufträge motiviert werden können, welche möglichen Einwände und Bedenken, Zweifel oder Gefahrenmomente sie eventuell vortragen könnten und wie diesen entgegenzuwirken ist. Oft kann bereits durch Kleinigkeiten, durch geschicktes Einstellen auf die Persönlichkeit der IM, eine grosse Wirkung erzielt werden! Es sei in diesem Zusammenhang an solche bewährten Methoden erinnert wie:

- *die sachliche, aber stimulierende Bewertung erzielter Arbeitsergebnisse;*
- *die ideenreiche Erläuterung der besonderen politisch-operativen Bedeutsamkeit der zu lösenden Aufgaben, um auf diese Weise bei den IM das Gefühl des unbedingten Gebrauchtwerdens zu erzeugen;*
- *die Gestaltung einer mobilisierenden Treffatmosphäre, insbesondere im Zusammenhang mit Geburtstagen oder bestimmten Jubiläen sowie staatlichen Auszeichnungen der IM; – die Vorbereitung kleiner Aufmerksamkeiten für solche Anlässe, die die IM persönlich als bedeutsam empfinden*
- *die Gewährleistung von Hilfe und Unterstützung für die IM in komplizierten persönlichen Angelegenheiten u. ä. [...]*

Einmal hab' ich einen Termin verschlafen. Hab' dann da in der Bauakademie nach ihnen rumgefragt. Und nächsten Tag bekam ich einen Anruf von einem wutschnaubenden Stasi-Mann. Wie könne ich mich derart benehmen, ob ich nicht wisse..., und dann hat er mir 'ne Standpauke gehalten. Da hab' ich gesagt, also hör'n Sie, wenn Sie weiter in der Weise mit mir reden, dann leg' ich auf. Wir stehen in keinem Verhältnis zueinander, das Sie berechtigt, in dieser Weise mit mir zu reden. Ich hab' verschlafen. Wenn Sie dagewesen wären, oder ich hätt' irgendeine Adresse von Ihnen, hätt' ich mich möglicherweise entschuldigt. Ich bin nicht interessiert an den Gesprächen mit Ihnen. Sie setzen mich ja hier ständig unter Druck. Da fing er wieder an, mich unheimlich zu bedrohen. Sie könnten mich jetzt schon für zweieinhalb Jahre einsperren, weil ich die Vertraulichkeit gebrochen hätte. Ich hab' dann gedacht, lass den mal Dampf ablassen, reagier überhaupt nicht, irgendwann ist der fertig.

Zwischendurch hat er mir erzählt, er hätte sogar eine Art Psychogramm erstellt. Offenbar müsste ich geeignet sein aus seiner Sicht. Und da hab' ich ihm erklärt, warum das ein falscher Ansatz ist. Und hab' geredet, fast um mein Leben. Und ich hatte dabei die falsche Vorstellung, dass ich die Leute überzeugen kann. Von ihrem schändlichen Tun. Das ist also absolut naiv gewesen. Absolut naiv. Jedenfalls endeten die Gespräche damit, und ich bin nicht darauf eingegangen, auf keine Forderung.

Aus: Die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung der Treffs:

Jeder IM hat ein anderes intellektuelles Niveau, hat seine individuelle berufliche und gesellschaftliche Entwicklung und daraus resultierende Kenntnisse, Fähigkeiten und Einstellungen. Daraus ergibt sich für die IM-führenden Mitarbeiter, dass sie sich den IM sprachlich anpassen müssen. Die Fragen, Forderungen usw. müssen so abgefasst oder formuliert werden, dass sie von den IM auch verstanden werden. Eine weitere Forderung an die IM-führenden Mitarbeiter besteht darin, dass sie bei den Treffs selbst aufmerksam zuhören. Dadurch wird Verständnis für die Mitteilungen und Gedanken der IM

ausgedrückt, und die IM bemerken Interesse an ihren Ausführungen. Durch Zwischenfragen können die IM zum weiteren Nachdenken angeregt werden. Sehr wichtig ist, dass die IM bei den Treffs die Möglichkeit zum Ausreden eingeräumt bekommen, also nicht dauernd unterbrochen werden. [...] All das wird als indirekte Lenkung der Treffgespräche bezeichnet. Von entsprechender Mimik und Gestik begleitet, fördert diese indirekte Lenkung die Aktivität der IM beim Treff. [...] In der Regel ist es nicht zweckmässig, bei den Treffs sofort «mit der Tür ins Haus zu fallen» und unvermittelt zum Kern der Sache zu kommen. Vielmehr sollten die IM für die operativen Belange des jeweiligen Treffs gut eingestimmt und aufgeschlossen werden. Das ist zum Beispiel möglich durch das Stellen von Fragen zum persönlichen Befinden der IM, zu familiären Problemen, die bei den letzten Treffs eine Rolle spielten, oder zu Problemstellungen aus dem Freizeitbereich der IM. [...] Die Zusammenkunft mit den IM kann und darf nicht wie ein «Befehlsempfang» ablaufen. Es ist immer daran zu denken, dass die IM eine gesellschaftlich wertvolle Tätigkeit realisieren, zu der sie sich freiwillig verpflichtet haben. [...]

Bei der letzten Begegnung – das werd' ich mein Lebtag nicht vergessen –, da zupfte mich der Ältere zum Abschied an der Jacke, das war kurz vor Weihnachten, und sagte noch so ironisch: «Naja, jetzt wünsch' ich Ihnen ein schönes Weihnachtsfest. Und vielleicht sehen wir uns im neuen Jahr noch mal. Aber, Herr Freymuth, ich weiss nicht, was Sie jetzt hier mit uns für ein Spiel gespielt haben. Ich sag' Ihnen nur das Eine: Ich mach' das Geschäft schon dreissig Jahre. Und hab' bisher noch jeden gekriegt.»

Ich hatte ja damals gerade dieses Videostudio aufgebaut. Eines der wenigen akzeptierten in der DDR, mit einem relativ grossen Aufgabenkreis. Also von kulturellen Geschichten bis zu Industriesachen, und auch so'n bisschen Underground-Kultur im Prenzlauer Berg und in der DDR hab' ich begleitet. Das war schon interessant für die Stasi. Für eine Ballett-Werkstatt hatte mich der Theaterverband um Mitarbeit gebeten und in diesem Zusammenhang Kontakt hergestellt zu den Amerikanern. Zur Kulturabteilung der Botschaft.

Es kam also vor, dass vor unserm Studio dort im Prenzlauer Berg ein amerikanisches Botschaftsauto parkte. Oder die Kubaner waren da. Die wollten irgendein Messe-Video haben. Für den Export. Ich war auch befreundet mit einer Kulturbeauftragten der österreichischen Botschaft. Da ging es um ein Video, was wir über Hundertwasser gemacht haben. Zu seiner Ausstellung in der DDR. Und so gab es natürlich einen grossen Bekanntenkreis, und die Stasi wollte da partizipieren.

Dass sie mich angesprochen haben, hab' ich ihnen erst mal nicht übelgenommen, aber ich hab' ihnen übelgenommen, dass sie ein Nein nicht akzeptieren können. Ja, irgendwann danach begannen dann ganz normale Schikannen. Ich bekam bestimmte Aufträge nicht mehr. Einige Leute, gerade aus dem Kulturbereich, signalisierten mir, dass es Nachfragen gab von der Stasi. Auch über die Steuer lief einiges. Die haben an einem Tag sämtliche Aufträge, die wir DDR-weit hatten, offengelegt. Sind ausgeschwärmt, muss man sagen, und haben in allen Städten, wo wir an Theatern gearbeitet haben, oder in Ausbildungseinrichtungen die Verträge kontrolliert. Mit der Zielstellung, irgendwelche Unregelmässigkeiten zu finden. Man wollte mir ein Steuervergehen nachweisen. Offenbar haben sie nichts gefunden. Wir haben ja sehr korrekt unsere Steuern immer bezahlt. Das hat aber nicht etwa die Konsequenz gehabt, dass man von uns abliess, sondern im Gegenteil. Die Aktivitäten wurden verstärkt. Und es fing dann auch ganz direkt an mit Bespitzelung. Man hat dann ein Auto vor unser Studio gestellt, mit 'nem Stasi-Mann, der uns beobachtet hat. Es gab Situationen, wo man dann richtig gemerkt hat, dass man verfolgt wird mit 'nem Auto. Oft hab' ich das auch verdrängt. Ich wollt's einfach nicht glauben, dass die so was machen. Ich wusste ja, dass sie's machen, das hatte ich ja oft genug gesehen bei Robert Havemann. Aber ich hab' doch nicht gedacht, dass die das bei mir machen, wer war ich denn?

Es gab dann auch Einflussnahme auf die Aufsichtsbehörde, das war ja das Kulturministerium, die Hauptverwaltung Film, dass man uns die Arbeitsgenehmigung wieder entzieht. Aber ich muss sagen, für mich war das ein zwie-

spältiges Gefühl. Einerseits fühlte man sich irgendwie ernst und wichtig genommen. Es ist ja nicht jedermann, hinter dem so'n Stasi-Spitzel hersteigt, und andererseits hab' ich mich gefragt: Was machen die sich für eine Arbeit, wieso, warum? Also, lächerlich fand ich das Spiel.

Aber das Lachen verging mir dann eines Tages. Das war dann so eineinhalb Jahre nach der ersten Kontaktaufnahme. Die Situation verschärfte sich immer mehr. Mir wurde die Arbeitsgenehmigung entzogen, massive Steuergeschichten wurden mir angehängen ... Also angehängen kann man gar nicht sagen. Das gipfelte einfach darin, dass man sagte: Die Steuerbegünstigung wird entzogen. Ich habe ja freischaffend künstlerisch gearbeitet. Dafür gab's eine Festlegung, dass man 20% Steuer entrichtet, was ich auch getan habe. Und diese Grundlage wurde nachträglich geändert, so dass ich für die zurückliegenden zwei Jahre wahnsinnige Steuern nachzuzahlen hatte. Aber davor gab's natürlich etliche Gespräche, wo ich versucht habe, mich dagegen zu wehren. Ich hatte ja auch Fürsprecher. Leute also, mit denen ich gearbeitet habe, die mich kannten. Die haben sich, so gut sie konnten, eingesetzt. Es gab z.B. ein Schreiben, das vier prominente Leute unterzeichnet hatten. Das waren der Präsident der Akademie der Künste, Manfred Wekwerth, Wolfgang Heinz, Präsident des Theaterverbandes, Professor Martin Puttke, Direktor der Ballettschule, und Professor Minetti, damals Rektor der Schauspielschule. Die vier hatten einen Brief geschrieben an den Kulturminister, mit der Bitte, dass ich meine Tätigkeit weiterführen kann. Aber das hat alles nichts mehr genutzt. Die Organe hatten schon ihr Urteil gefällt.

Und dann kam dieser Morgen – das ist so ein Datum im Leben, was man nicht so leicht vergisst. Am Tag zuvor hatte meine Tochter ihr Abiturzeugnis bekommen, und mein Sohn hatte gerade die mittlere Reife bestanden. Also Anfang Juli, als es die Zeugnisse gab. An diesem Tag war ich in Rostock. Unterwegs hab' ich schon bemerkt, in Rostock, wir wurden verfolgt von einem Stasi-Wagen, auf der Autobahn auch. Ich hab' das noch mit 'nem Lachen erzählt, am Abend. Der nächste Morgen dann, ich hatte mich vorbereitet auf ein Gespräch beim Referat Steuern. Da sollte es noch mal

darum gehen, dass wir das nicht akzeptieren wollten, diese Steuerbescheide, die man uns präsentiert hatte. Und ich hatte 'nen Haufen Argumente dafür, dass das alles Unrecht wäre, jedenfalls war ich eigentlich guter Dinge.

Meine Frau und meine Tochter hatten gerade das Haus verlassen, mein Sohn Lars war noch in der Wohnung, und plötzlich klingelte es. Lars macht auf, und sechs Leute betreten die Wohnung. «Aufstehen, rauskommen, zeigen Sie Ihren Ausweis, Sie sind vorläufig festgenommen.» Alle Zimmer wurden besetzt. Wir wohnten in einer kleinen Neubauwohnung. Ich rief meinem Jungen noch zu: «Schau Dir alles genau an und verständige Maschka und unsere Freunde!» Lars wurde dann in sein Zimmer gesperrt und danach in ein Auto gebracht, und ein Stasi-Mann fuhr den ganzen Tag, also bis zum frühen Nachmittag, mit ihm durch die Stadt, damit er nicht irgendwo anrufen konnte. Ich musste mich schnell ankleiden, auf Schritt und Tritt verfolgt von einem Stasi-Mann. Hab' dann noch schnell 'n bisschen Geld in die Tasche gesteckt, und da ging es «ab die Post». Unten vor der Tür standen schon mehrere Lada-Wagen. Einer fuhr dann vorneweg, einer hinterher, ich sass hinten auf der Bank mit Handschellen angeschlossen, mit einer Blechbrille auf, ich sollte nicht sehen, wohin die Fahrt geht.

Die Fahrt endete, nachdem wir einige schwere Eisentore passiert hatten, das merkte man immer am Anhalten und an diesen kurzen Kommandoworten, und irgendwann musste ich dann aussteigen. Mir wurde die Brille abgenommen, und ich sah eine kleine Garage mit einem Ausgang. Dann wurde ich reinbefohlen und musste mich entkleiden, die Sachen alle auf'n Tisch legen, die wurden weggenommen. Dann wurde ich untersucht, man schaute in alle Körperöffnungen. Dann bekam ich Häftlingskleidung. Die bestand aus einem Trainingsanzug und aus Latschen, weiter nichts. Als Unterwäsche eine Turnhose und ein Turnhemd. Dann wurde ich viele Gänge entlanggeführt und in eine Zelle gesperrt.

Die Vernehmung begann so nach ein, zwei Stunden. Das war die erste Begegnung mit einem Menschen, von dem ich sagen muss, dass ich wohl selten einen so gut kennenlernte in einer bestimmten Situation. Es war also

mein Vernehmer. Die erste Begegnung gestaltete sich sehr kontrovers. Er forderte mich auf, Platz zu nehmen, und dann fing er gleich an, mich fast anzuschreien, und befahl mir, ich solle mich anständig hinsetzen. Also Anschreien ist für mich immer so 'ne Sache, da wehre ich mich. Und in diesem Moment hab' ich wieder Kraft gespürt und hab' gesagt: «Also, wenn Sie sich hier mit mir unterhalten, und ich nehme an, dass Sie das wollen, dann überlegen Sie sich bitte, in welchem Ton Sie mit mir sprechen. Auf diese Weise wird's kein Gespräch geben.» Und das hab' ich mit viel Ruhe und Kraft gesagt, war auch richtig stolz, dass es mit ohne Zittern in der Stimme gelungen ist, und das hat sofort das Verhältnis zwischen uns bestimmt. Ich frage natürlich, wo ich hier sitze und was der Grund wäre.

Ich wäre eingesperrt worden wegen des Verdachts einer Straftat. Ich hätte in unserm Studio ja etliche Geräte benutzt, also z.B. eine Fernsehkamera. Ich hätte mit Videokassetten gearbeitet. (Wir hatten natürlich einen Recorder dazu und Mikrofone und all das, was man eben braucht, um Videoarbeit zu machen.) Und das seien ja alles Geräte, die nicht in der DDR hergestellt werden, und sie möchten die Einführgenehmigung sehen. Und wenn ich ihnen die zeige, dann könne ich sofort das Gefängnis verlassen.

Da sagte ich: «Ich hab' mich bemüht um eine Einführgenehmigung. Die ist uns verweigert worden, aus bürokratischen Gründen.» Übrigens wussten das alles auch die Stasi-Leute, die sich vorher mit mir beschäftigt haben. Ich hab' das ja niemandem verheimlicht. Ausserdem hab' ich gesagt, dass wir zum Teil die Geräte auch über «Partisanenwege» ins Land gebracht haben und dass ich es unsinnig finde, so ein nützliches Arbeitsmittel unter Kuratel zu stellen. Ich hab' ihn auch angesprochen auf die Gespräche von vor zwei Jahren. Da hat er gesagt: «Das ist Unsinn, so was gibt's nicht. Das sind Gespenstergeschichten, Herr Freymuth. Also, was Sie sich da ausdenken ... Was soll der zu Ihnen gesagt haben? Er macht das Geschäft schon dreissig Jahre, und er hätte noch jeden gekriegt ..., aber Herr Freymuth, wo leben wir denn?» Also richtig so'n bisschen zynisch-ironisch.

Ich hatte lange die Vermutung, in den ersten Wochen, dass man jetzt einfach die Muskeln spielen lässt und mich einschüchtern will. Um letztlich doch zum Ziel zu kommen, also mit diesem Vorwand 'ne Anklage zusammenzuzimmern. Es war dann die Rede von sechs Jahren, die man mich einsperren könnte. Aber immer wieder wurde gesagt: «Es liegt ja an Ihnen, Herr Freymuth. Wir können auch anders.» – Das Ganze war so nah dem Motto: «Willst du nicht mein Bruder sein, schlagen wir dir wenigstens, naja, wenigstens die Nase ein.»

Und das hat mich so empört, dass sie so feige sind, so eine Geschichte auf diese Weise zu lösen, da gab's überhaupt keinen Spielraum für mich.

Es gab dann eine Phase, wo man mir angeboten hat, ich könnte in der Zelle ja mein Buch schreiben. (Ich hatte gerade vorher einem Verlag ein Manuskript angeboten.) Das hab' ich abgelehnt. Weil, ich hab' eben kein Unrechtsbewusstsein oder Schuldbewusstsein entwickeln können. Und das hat mir doch Kraft gegeben.

Ich war also die meiste Zeit ziemlich stark. Sicher gab's auch Perioden, wo man psychisch fertig war, wo man diese Situation einfach nicht mehr ausgehalten hat. Das Lebensalter spielt 'ne Rolle. Man denkt an seine Kinder, an seine Frau und weiss nicht, wie lange das dauert, also das war zum Verzweifeln manchmal. Andererseits ist daraus auch wieder Kraft entstanden, dass man sich von innen aufgebaut hat. Ich hab' mich dann runtergehungert, um zu prüfen, ob man das kann, ob der Wille stark genug ist. Wollte sozusagen meinen Körper einsetzen als Waffe in dieser Geschichte. Um damit zu sagen: Ich lass mich hier nicht einsperren. Für nichts. Bin dann so bei 58 Kilo gelandet, bei 1,82 Meter. Ich wollte ein Zeichen setzen. Und das ist nicht so einfach, plötzlich nicht zu essen. Es gibt ja da vernünftiges Essen. Da kannst dick und rund werden. In diesem Gefängnis. Man verliert auch keine Energie, keine Kalorien. Du kannst dich ja kaum bewegen. Mal abgesehen von der halben Stunde da im Frischluftkäfig.

Dann hab' ich, sagen wir mal nicht: freche Briefe, aber knallharte Briefe geschrieben. Denn die Briefe waren ja immer auch Informationen für die Stasi. Zwei, drei, die gingen so übers Ziel hinaus, die haben sie gar nicht

befördert. Ich bekam dann irgendwann mal ein Schreiben. Da stand dann drin, dass die wegen Beleidigung der Rechtsfindungsorgane von der Staatsanwaltschaft eingezogen wurden.

Brief aus der Haft an seine Frau, 2. 11. 1984:

Liebe Misch – eigentlich wollt ich Dir einen Liebesbrief schreiben, einen «Sonntagsbrief». Doch nach Deinem letzten Besuch muss ich ein paar Dinge klären. Zuerst das Einfachere: Ich ernähre mich normal, d.h., ich esse so viel, wie ich brauche, um allen Dingen, die mir hier begegnen, kräftemässig standzuhalten. Ansonsten lebe ich reduziert, in jeder Beziehung. Und das kann ich nur so machen! Du weisst, dass es nicht meine Art ist, zu verdrängen. Probleme müssen gelöst werden. Ich (wir) haben davon mehr als genug. Da mir jedoch jegliche Möglichkeit fehlt, etwas zu lösen, und ich nicht «kaputt» gehen will, muss ich verdrängen lernen. Nur darum handle ich so, sonst gibt es keinen Grund. So kann ich in den langen Tagen viel schlafen. Ich danke für Deine (Eure) Mitbringsel. So schöne Sachen – nur, Maschka, ich will es hier nicht schön haben. Ich will keine Lebkuchen, ich will leben. Ich möchte es mir nicht so gemütlich wie möglich einrichten, vielleicht noch einen Tannenzweig und «Bunten Teller» zu Weihnachten? Nein, danke. Also bitte nur Obst und Kaffee! Es gibt hier genug Essen! Nun zum Zweiten: Viele werden Dir Mut machen, Dich trösten, sagen – so schlimm wird's nicht werden usw. Das ist lieb und gut gemeint. Dank allen. Doch ich bin hier und sehe und überlege: Wozu der Aufwand, wenn kein entsprechendes Ergebnis zu erwarten ist? Du musst komplexer denken! Sei kein Rohr im Wind. Sei traurig und stark, oder vergiss mich; denn unser Wiederfinden kann ein Weilchen dauern. Und welche Perspektive haben wir dann? Keine Arbeit, kein Buch, viel Misstrauen, viele Schulden, verbittert und enttäuscht ... Ist das eine Basis? Möglicherweise kommt zu meinen bisherigen Irrtümern ein weiterer hinzu:

Das Verwechseln von Ursache und Wirkung. Andererseits gibt es Grenzen, Grenzen der Belastbarkeit. Ich bin an meine gelangt, verzeih mir – stärker bin ich nicht. Zu meinem Verhalten hier: Glaube mir, es ist hier nicht anders als draussen! Ich bin kein Verbrecher, ich gebe mich, wie ich bin – authentisch. Jeder hat die Chance gehabt, in mir zu «lesen». Ich weiss nicht, woran es liegt, wenn man ein Buch nicht liest: Langeweile, Überdruß, Unverständlichkeit...? Alles weitere über Gysi. Ich bitte Dich um Dein Vertrauen – grüsse alle und küsse die Kinder,

Dein Klaus.

Eines Tages habe ich dann gesagt: So, jetzt ist Schluss. Ich hab' das ernst genommen. Die wollen mir nicht ans Leben, aber die wollen mir meine Freiheit rauben. Und da gibt's kein Verständnis mehr. Das sind jetzt meine Feinde. Du bist ja nicht müde. Du bist ja nicht erschöpft, im Gegenteil, du wirst zu 'nem Idioten gemacht. Du darfst nicht arbeiten, du kannst dich nicht irgendwie sinnvoll beschäftigen, es gibt zwar Bücher, alle zwei Wochen werden durch die Luke drei Bücher geschoben. Der Zufall regiert die Auswahl. Das meiste ist unsinniges Zeug, das Verhältnis von Makulatur zu Literatur ist etwa so zehn zu eins. Und das hält man nicht aus. Und in der Situation entwickelst du eine unheimliche kriminelle Phantasie. Und Energie. Also was ich da nachts für Lichtmasten gesprengt habe und sonst was, das ist heute richtig zum Lachen. Um sich wirklich zu wehren, gibt's nicht viele Möglichkeiten. Du kannst die Aussagen verweigern, aber dann sitzt du eben ein halbes Jahr länger. Und ich hatte auch nichts zu verbergen. Mein Leben war vorher offen und öffentlich. Ich hab' also gar nicht das Gefühl gehabt, dass ich jemanden schädige, wenn ich über meine Freundschaften und so was spreche. Das hab' ich also nicht gross ausgeführt, aber ich hab' mich nicht verweigert, wenn man mich fragte, ob ich den und jenen kenne. Da sagte ich: «Natürlich kenne ich den.» Denn ich hatte ja überhaupt kein schlechtes Gewissen.

Mein grösstes «Vergehen» war dieser kurze Interviewfilm mit Robert Havemann. Und dafür, dacht' ich, musst du jetzt sechs Jahre ins Gefängnis.

1968 hatten wir Robert Havemann kennengelernt. 1980 hatte er gerade sein Buch rausgebracht, sein letztes. *Morgen* hiess das. Diese sozialistische Utopie. Und wir kamen auf den Gedanken, so'n bisschen Promotion, wie man heute so sagt, für dieses Buch zu machen, am besten einen kleinen Film. Aber das war ja sehr gefährlich, denn Robert war zu der Zeit ja stark kontrolliert; wenn der nach Skaby kam, um seinen Sohn zu besuchen, da sind vier, fünf Autos gefolgt. Und ganz schamlos haben die das ganze Gelände umstellt, jedes Auto fotografiert, uns fotografiert. Auf Schritt und Tritt wurde er beobachtet. Es war also nicht ungefährlich, einen kurzen Interviewfilm mit ihm zu machen. Deshalb hatten wir etliche Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Ich hab' also mit ihm vereinbart, dass ich ihm drei Fragen stelle zu diesem Buch, und ihn gebeten, keine Polemik gegen die DDR zu starten. Ich war also richtig 'n DDR-Bürger. Aber ich hatte nicht seine Erfahrungen mit dem Staat, solche schlimmen Erfahrungen hatte ich nicht. Und dann war ich zu gutgläubig. Ich dachte, das sind alles Schwierigkeiten auf dem Weg, und später wird alles besser werden. Und wir müssen natürlich was dafür tun, dass es besser wird. Und ich wollte eben meinen Teil dazu tun, indem ich mit Robert so'n Interviewgespräch mache zu seinem Buch, das mich beeindruckt hat, weil es ein Grossteil seiner Erfahrungen komprimiert hat. Seiner Lebenserfahrung.

Wir hatten uns also verabredet, mitten im Wald. Ich wollte einen ganz neutralen Hintergrund. Er hat dann im Wald vor 'nem Holzstoss gesessen. Ich hatte vorher die drei Fragen auf eine Tonbandkassette gesprochen, Robert dieses Tonbandgerät in die Hand gegeben, mit 'nem Ohrhörer hat er gesessen, hat also praktisch selbst die Fragen ausgelöst am Tonband und dann die Antworten gesprochen. Ich habe im Auto, im Trabant, gesessen, mit zitternden Händen die 16-mm-Filmkamera in der Hand. Man sieht das an den Bildern, dass die ganz schön verwackelt sind. Das Material liess ich dann beim Fernsehen entwickeln. Ich hatte ja gute Beziehungen zum Fernsehen. Hab' in der Exposition den Film abgegeben, raufgeschrieben, dass es ein Gespräch mit einem alten Bauern zur Erntezeit wäre am Feldrand. Und da Bild und Ton getrennt sind, kann also am Kopierer keiner rauskrie-

gen, was derjenige, der da zu sehen ist, gerade spricht. Und vom Bild her kannten ja die wenigsten Robert ... Dann hab' ich gleichfalls beim Fernsehen noch den Ton überspielt, mit 'nem kleinen Trick, indem ich praktisch ein anderes Interview vorangeschnitten habe. Es ging da um Binnenschiffer. Also insofern war das schon ein bisschen raffiniert, was ich da gemacht habe. Und es ist auch gelungen. Ich hab' den Film dann geschnitten, und der wurde dann auch im ZDF in *Aspekte* gezeigt.

Aber das war gar nicht der Anklagepunkt. Ich hab' ihnen erzählt, dass ich diesen Film gemacht habe. Damit die Anklage nicht einfach so eine kriminelle Arie wird. Aber es war gar nicht notwendig. Sie hatten inzwischen das Tonband gefunden.

Brief seiner Frau, 13.11.1984:

Lieber Klaus, gerade höre ich chilenische Musik im Radio – ist es schon elf Jahre her? Komme von Dr. Gysi, Deinen Eltern, bin in die Wanne gefallen und jetzt wieder einigermassen o. k. Wir halten uns gegenseitig aufrecht, wobei meine «Stärke» eine nach aussen ist. Klaus, trotzdem kannst Du Dich voll auf mich verlassen. Bin Deine Frau-nur Du kennst meine Schwächen, aber auch meine Stärken! Ich verstehe Dein Verhalten und habe volles Vertrauen, wie immer – grenzenlos. Trotz der Vorbehalte male ich mir das «Wiedersehen» aus, wie nach einer langen, langen Krankheit, den Sinn des Lebens überprüfend, Handlungen in Frage stellend – tief Luft holen und alles Wichtige gemeinsam besprechen, reden, träumen, fühlen und machen. Dankbar sein für gute Zeiten, andere annehmen (müssen). Klaus, es ist so bedrückend, zu lesen, dass man nicht in Dir liest. Es war unsere Hoffnung. Beim nächsten Termin müssen wir unbedingt die Zukunft besprechen. Lieber Klaus, es sind wenig gute Freunde geblieben, ab und zu kommt wer, aber kontinuierlich sind's wenige. Wo ist die Hoffnung? Nur mit uns ist zu rechnen. Wenn man doch an anderen Stellen «komplexer» denken würde. Wie viel wäre gewonnen! Stolz, und nicht mit

Scheuklappen, die Wirklichkeit in ihrer Dialektik zu sehen. Dazu müssen die Menschen gebracht werden. Über diese Fragen sprechen wir besser später. Langsam suchen wir Käufer für Skaby, Riedels? Tietzes, oder? Mir ist's recht, nur zahlungskräftig müssen sie sein. Uns drängt keiner, Klaus, keine Gedanken ans Geld. Denk an die Liebe, Deine Kinder, Freunde – Eltern, an mich und wenn Du's brauchst, auch gen Süden. Klaus, ich liebe Dich, sei wie Du willst – musst. Ich war nur so sehr erschrocken. Habe meine Nerven auch stärker eingeschätzt. Glaube an Dich und Deine Grenzen. Die Kinder lieben Dich, die Alten in Ost und West. Friedel erkündigt sich regelmässig. Lieber, ich lösche das Licht, rücke zu Dir, umfasse Dich, und so schlafe ich ein. Glaub an mich. Ich hab' so viel mit Dir zu bereden. Lieber, gute Nacht.

Ich hab also dort wirklich die Schattenseiten des realen Sozialismus erlebt. Vorher hat man's zwar gewusst, aber doch irgendwie verdrängt. Man hat's also nicht so an sich rangelassen. Und jetzt hab ich's erlebt. Und das, was du dort erlebst, das beeinflusst dein Denken. Weit mehr als alles andere. Und darum hab ich also gesagt: In dem Staat will ich nicht mehr leben. Hier will ich raus. Es gibt nichts mehr, was mich hier noch hält. Ich seh' auch keine Chance, hier noch was zu verändern. Ausserdem, was soll ich hier verändern, wenn ich im Knast sitze? Da gibt's nur noch eins: weg! Und das mit aller Konsequenz. Da malt man sich natürlich auch die Zukunft wieder in anderen Bildern.

Und man bekommt Auftrieb für die verrücktesten Sachen: Mein Zellen-genosse, der hatte aufgrund besonderer Umstände ein Radio bekommen. Ein kleines Koffergerät, was eigentlich nur ein- und ausgeschaltet werden kann und auf einen Sender abgeglichen ist. Und da ich von der Ausbildung her Ingenieur für Nachrichtentechnik bin, hat mir das keine Ruhe gelassen. Ich wollte aus dem «Radio» wieder 'n richtiges Radio machen. Und hab dann nach einem halben Jahr meinen Partner so weit gehabt, dass er damit einverstanden war. (Ich durfte das ja sonst gar nicht berühren, ich konnte natürlich mithören, aber es war nur ihm zur Verfügung gestellt worden. An-

sonsten hab ich kaum gehört, dass jemand da im Knast 'n Radio hatte.) Mit einer alten Büroklammer, einem Bindfaden und bisschen Asphalt, den ich aus einer Ritze gekratzt habe, konnte ich den Oszillator verändern, den Schwingkreis, der für die Frequenz des zu empfangenden Senders bestimmt ist. Ich habe ein Loch in das Radio gebohrt, die Leiterplatte rausgeholt und dann die Oszillatortspule benutzt, um die Sender einzustellen. Nach fast einem Vierteljahr ist das (damals glaubten wir, unbemerkt) gelungen. Ich konnte also alle Sender, die auf Mittelwelle zu empfangen sind, einstellen. Hinterher ist uns klar geworden, dass die das möglicherweise schon von Anfang an gewusst haben. Denn es gibt ja keinen vernünftigen Grund, dass sie die Zellen nicht abhören. Vielleicht wollten sie einfach rauskriegen, wie lange ihre Soldaten brauchen, um uns auf die Schliche zu kommen. Denn die waren anschliessend stinksauer.

Brief aus der Haft an seine Frau, 15.11.1984

Liebe Misch, ja, es stimmt, es gibt einen neuen Briefträger: nur fünf Tage! Ansonsten nichts Neues: ein schlichtes, kompliziertes und sehr introvertiertes Leben, oder besser: Lebensersatz. Du musst für mich mitleben, verschliess Dich nicht! Hast sicher viele Weiberkontakte? (Was bleibt übrig, wenn Männer knapp werden?) Erstaunlich ist die Beobachtung, wie anpassungsfähig der Organismus auf die Umwelt reagiert, lediglich der Kopf legt sich quer. Je länger die Zeit dauert, desto prägender wird der Rhythmus: Das Zeitgefühl geht verloren, man wird zur Maschine. Ein mögliches Ziel – Ruhe, Friedhofsruhe. Draussen ächzt und stöhnt eine Welt, es gibt Kriegsgeschrei. Ist es schon wieder so weit? Man weiss zu wenig. Meine Probleme kommen mir dagegen immer kleiner und lächerlicher vor, obwohl sie tüchtig «Volumen» bekommen durch professionelle Routine. Ich wiege jetzt 58 kg, dabei bleibe ich – es hat sich so gut eingeepegelt. Erst wenn wir wieder gemeinsam kochen können, werden sich meine Portionen vergrössern. Denn ich bin hungrig – nach Dir, nach Menschen, Arbeit und Streit, in dem

man eine Chance hat. Liebe Mascha, Du hast geschrieben, Du willst meine Wunden heilen. Gerne, aber ich werde keine haben, unsere Liebe und Würde sind nicht verletzbar. Alles andere ist äusserlich, abwaschbar und abschüttelbar. Ich freue mich auf unser «später». Es wird uns fordern. Dann kommt irgendwann die Zeit, wo wir gegen die Fünfzig ankämpfen müssen. Es wird noch schön spannend werden. Gefühle sind zu entdecken, Reisen sind zu machen, unsere Kinder zu «entlassen» und über deren Probleme sich zu freuen. Ich habe Lust zu arbeiten, auch ein paar Ideen. Du kannst mir dabei gut helfen, es wird Dich interessieren. Mascha, sei nicht betrübt, ich liebe Dich, brauche Deine Wärme, Freundlichkeit, Weisheit, Zärtlichkeit und bin gewiss, das alles zu erhalten. Lass uns noch ein wenig träumen und dann sehen, was sie uns bescheren. Ich habe keine Angst, und erst recht nicht seit ich weiss, dass Ihr zu mir haltet.

Grüsse alle.

Dein Klaus.

Irgendwann hat man mir dann gesagt, dass ich den Prozess kriegen werde, und ich hab eine Strafprozessordnung verlangt. (Papier und Bleistift gab's ja die ganze Zeit nicht.) Und die Anklageschrift natürlich. Das haben die erst mal abgelehnt. Da hab ich gesagt: «Gut, dann macht ihr euer Ding, ich werde kein Wort reden bei diesem Prozess. Ich will in meine Zelle zurück, und ich stehe zu keinem Gespräch mehr zur Verfügung». Zwei Tage später wurde ich wieder geholt, kam in eine andere Zelle, und da lag dann das Gewünschte. Und da sass dann so'n Stasi-Major, man kennt ja nur die Dienstgrade, Namen gibt's nicht, und da sagte ich: «Na bitte, warum nicht gleich?» Sagt der: «Also, Herr Freymuth, warum hassen Sie uns?» Da musste ich richtig innerlich lachen und hab ihm so etwa geantwortet: «Hassen ist nicht das richtige Wort für die Beziehung zwischen uns. Hass ist ein Gefühl, was aus dem Bauch kommt. Ich mach das über'n Kopf, und da gibt's ein anderes Wort, und das ist Verachtung! Ich verachte Sie, dass Sie aus

einer Geschichte, die Sie längst durchschaut haben, die man in einer halben Stunde bei 'nem Bier besprechen könnte, so eine Aktion machen. Sie sind eben feige, Sie können nicht verlieren. Sie können sich nicht irren!» Ja, und da war dann Einzelhaft angesagt, genau wie nach der Radiogeschichte.

Der Prozess ist im Grunde eine Theaterinszenierung gewesen. Ein relativ kleiner Raum, wo es die typische Konstellation gab – auf der einen Seite Angeklagter und Verteidiger, auf der anderen Seite der Staatsanwalt und in der Mitte der «unabhängige» Richter mit den beiden Schöffen. In der Strafprozessordnung steht, dass jede Verhandlung öffentlich sein muss, es sei denn, das Gericht beschliesst was anderes, das heisst, das Gericht muss es erst beschliessen, so dass am Anfang jeder Verhandlung die Öffentlichkeit erst mal Zutritt hat. Ja, und die Öffentlichkeit sah dann so aus: Bevor meine Frau und meine Freunde ankamen, hatten unauffällige Herren in Kutten schon den Saal gestürmt, die einzigen vier, fünf Plätze, die dort für Privatpersonen zur Verfügung standen, waren also besetzt. Meine Freunde versuchten trotzdem hineinzukommen, wurden wieder rausgedrängt. Sogar der Gerichtspräsident wurde bemüht. Es gab ein furchtbares Theater. Aber Gysi kam dann auch und bewirkte, dass meine Frau wenigstens die ersten Minuten drinbleiben konnte. Man muss dazu sagen, dass das ganze Gerichtsgebäude besetzt war von Stasi-Leuten. Die sind mit zwei Bussen angekart worden, einige haben dann das Haus umstellt, andere haben in den Gängen rumgestanden, also eine massive Einschüchterung hat stattgefunden.

Ich erinnere mich gut an den Vertreter der Generalstaatsanwaltschaft. Er war das Musterbeispiel eines verunsicherten, armseligen Menschen. Der war nicht imstande, länger als Sekundenbruchteile Blickkontakt zu halten. Ständig die Augen wieder weg. Die huschten unruhig im Zimmer hin und her. Er war nervös im Gesicht, zuckte ständig und brachte auch keinen Satz richtig raus. War fahrig, konnte also kein Gespräch führen, geschweige denn auf Dinge reagieren, die man ihm angeboten hat. Also das war ein Mann, der ist offenbar als Mensch schon völlig kaputtgespielt worden, dort.

Wahrscheinlich total schizophren lebend. Der war sich ja der Situation bewusst. War sich auch der Rolle bewusst, die er zu spielen hatte. Vielleicht geht's ihm jetzt ein bisschen besser, nach der «Wende». Und er fühlt sich auch als Opfer.

Ja, und dann die Verhandlung. Also zuerst kurze Fragen zur Person. Dann ging's um die «Straftat». Die Havemann-Geschichte wurde überhaupt nicht erwähnt. Und plötzlich zog der Staatsanwalt einen Zettel aus der Tasche, wandte sich an das Gericht und sagte, er ziehe die Anklage auf Verbrechen zurück und plädiere auf Vergehen, Zollvergehen, plädiere für sofortige Freilassung. Das Gericht zog sich dann zur Beratung zurück, kam nach einer Viertelstunde wieder und hat dem Antrag natürlich stattgegeben. In dem Moment war ich frei. Dann fragten die mich, ob ich trotzdem an der Verhandlung weiter teilnehmen könne. Denn sie möchten natürlich das Vergehen behandeln. Das Vergehen wurde dann behandelt, und ich wurde irgendwie zu 'ner Bewährungsstrafe verurteilt. Wegen Verletzung der Zollgesetze. Tja, das war die Geschichte.

Ich bin dann drei Tage später nochmals zur Stasi hinbestellt worden. Und zwar direkt ins Ministerium Normannenstrasse, wo die Türen keine Klinken haben. Das erinnert an das Orwellsche Liebesministerium. Und die gratulierten mir dann zu dieser Freilassung und verhielten sich so wie Jungs, die sich nach einem Geländespiel wiedertreffen, von den unterschiedlichen Parteien, fast mit Schulterklopfen. «Und die Radiogeschichte, die war ja gut!» So nach dem Motto: Eigentlich könntest du doch jetzt bei uns mitmachen. Nachdem wir nun alles so gut bestanden haben.

Zu meiner Freilassung kann ich nur sagen, das war nicht eine späte Einsicht der Stasi, sondern die ist zurückzuführen auf massiven Druck von Aussenstehenden. Die haben geschafft, dass sie die Hände von mir gelassen haben. Vorrangig waren das Leute aus der Kulturszene und natürlich meine Freunde. Ganz besonders bin ich Frank Beyer dankbar. Der war wie ein Motor. Der hat andere Leute aktiviert. Das hat ne ganze Weile gebraucht, bis die dann den Mut gefunden haben, sich da eindeutig zu erklären. Denn es war ja so zu der Zeit: Wenn die Stasi irgendwo die Hände drin hatte, dann hat

man sich erst mal erschrocken, und möglichst niemand wollte was mit den Geschichten zu tun haben. Und dann gab's natürlich immer den Glauben, irgendwas wird schon dran sein. Umsonst machen die das nicht.

Die Zeit nach der Entlassung war eine Zeit, wo man ständig irgendwie auf der Hut war und überlegt hat, ist das nun jetzt ein Zufall oder ne ganz normale Lebenssituation, oder ist das wieder irgendein Trick der Stasi. Jetzt nach der «Wende» hab ich überlegt, wie ich persönlich dazu beitragen kann, nicht zuzulassen, dass wir diese ganzen Geschichten verdrängen, sondern dass wir sie irgendwie bewältigen. Ich hab versucht, ausfindig zu machen, wer mein Vernehmer war. Und zwar mit dem Ziel, dass er sich bei mir mal meldet, denn ich hätte gern einen Film gemacht über die Stasi, um die Mechanismen aufzuzeigen. Nicht die Herrschaftsmechanismen, sondern diesen psychologischen Hintergrund. Ich hätte gern gezeigt, wie die ideologische und politische Einflussnahme erfolgt ist. Und zwar auf den verschiedenen Ebenen. Bei den ganz jungen Leuten, die ja neunzehn, zwanzig Jahre waren, als Handlanger dienten und als Spitzel. Dann die mittlere Ebene. Und natürlich auch die, die besonders Schuld auf sich geladen haben. Die sich die Befehle ausdachten und sozusagen ihr ganzes Leben mit der Stasi verwoben haben. Vertreter aus diesen drei Ebenen hätt' ich gerne vor der Kamera befragt. Leider ist es bis jetzt nicht dazu gekommen. Der Vernehmer hat sich nicht gemeldet. Vielleicht sitzt er, weil er offenbar auch ein tüchtiger Mann war, schon beim Verfassungsschutz.

Wie konnte der Staat sie so verraten

Dr. Karl Steiner, geb. 1899; vor der Verhaftung: Leiter der Abteilung Sondervermögen im Ministerium der Finanzen, 1983 verstorben.

Ilse Steiner, geb. 1902; vor der Verhaftung Hausfrau; Anklage: Wirtschaftsverbrechen, Neofaschismus, Verbrechen nach KD 38, Urteil: 6 Jahre 6 Monate bzw. 4 Jahre, in Haft von April 1954 bis April 1956 (Begnadigung), Gefängnisse: Berlin-Rummelsburg und Barnimstrasse.

Aus einem Brief der Tochter, Dr. Rose Grützke:

Meine Eltern waren Mitglieder der SPD seit 1929 bzw. 1930. 1933 traten sie in die illegale KPD ein. In unserem Haus in Berlin-Hermsdorf arbeitete damals das illegale ZK der KPD mit Walter Ulbricht, bis zu seiner Emigration in die Sowjetunion. Danach gehörten meine Eltern der Widerstandsgruppe Hoernle an, wurden 1936 verraten, verhaftet und zu jeweils zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wegen *Vorbereitung zum Hochverrat*. (Die Anklageschrift des Stadtgerichts Berlin, Strafsenat Ia, Oberrichterin Schützle, vom 9. Februar 1955, bezeichnet meine Mutter aus diesem Grunde als «vorbestraft»!)

Im Jahre 1954 wurden sie, wie viele andere, meist ehemalige SPD-Mitglieder, verhaftet und beschuldigt, «durch Propaganda für den Faschismus und Verbreitung tendenziöser Gerüchte den Frieden des deutschen Volkes und der Welt gefährdet zu haben». Meine Mutter war in Berlin im «Anerkennungsausschuss» zur Prüfung der Ansprüche von Nazi-Opfern. Sie kannte auch die Unterlagen von Willi Stoph. Nach diesen gab es keinen Grund, ihn als VdN (*Verfolgter des Naziregimes*) anzuerkennen. Und das hatte sie laut gesagt.

Die Richterin in beiden Prozessen, Frau Charlotte Schützle, lebt unbehelligt in Potsdam.

In den ersten Jahren haben wir immer noch gedacht, es kommt wieder anders

Bärbel Schliem (geb. John), geb. 1944; vor der Verhaftung Schülerin der 12. Klasse, zum Zeitpunkt des Interviews freie Gewerbetreibende (Mecklenburger Küchenstudio); Anklage: Verleiten zum Verlassen der DDR (§21 StEG); Urteil: 4 Jahre, in Haft von September 1961 bis August 1963; Gefängnisse: U-Haft Berlin-Hohenschönhausen; Strafvollzug Halle, Jugendhaus Hohenleuben.

Ich bin in Adlershof geboren und hab' dort auch gewohnt, und wir sind in Neukölln zur Schule gegangen. Mit der S-Bahn, das war gar kein Problem. Mein Bruder stand kurz vor dem Abitur, ich war in der elften Klasse. Und wir wollten im Prinzip schon vor dem 13. August in den Westen.

Meine anderen Geschwister waren schon in den fünfziger Jahren übergegangen. Am 13. August waren wir im Urlaub, an der Ostsee. Und nach dem Urlaub wollten wir dann alle rüber, der Rest. Das waren meine Mutter, meine Schwester, mein Bruder und ich. Und dann hat uns der Termin überrascht, und wir sind nicht mehr dazu gekommen. Und dann war grosse Panik. Deshalb war das alles auch ein bisschen unüberlegt. Wie man in dem Alter eben nicht so weit nachdenkt.

Zu der Zeit, als das alles anfing, gab es ja gar kein anderes Thema. Unsere Bekannten, die Schüler waren, die haben ja praktisch nur nach irgendwelchen Fluchtwegen gesucht. Wenn zwei zusammenkamen: «Haste schon gehört, der is ooch weg, und der is so, und der is geschwomm', und der hat dit jemacht.» Da waren wir dankbar, dass jemand auf uns zukam und uns die Möglichkeit geboten hat, weil man ja von der Ostberliner Seite aus wenig unternehmen konnte. Das musste ja von der anderen Seite geplant werden. Es war so, dass wir angesprochen wurden, ob wir übergehen wollten und ob wir da mitmachen wollten, bei so einer Organisation, die durch die Kana-

lisation was vorbereitet hatte. Da waren schon etliche Durchgänge so weg, und wir waren eben die nächste Gruppe. Das war Ende August oder Anfang September 1961.

Und einem Schulfreund, dem hatten wir das alles noch gesagt, weil der auch dringend weg wollte. Bloss – es ist ja gar nicht dazu gekommen. Wir sind an dem Tag zu dem Termin nachts dahin. Es war in der Nähe von der Bornholmer Strasse. Und da war niemand zu sehen, menschenleer alles. Und da sind wir wieder nach Hause gefahren. Wir haben niemanden getroffen und keinen gesehn und gar nichts. Und vierzehn Tage später haben sie uns dann geholt.

Wie das rausgekommen ist, kann ich nicht rekapitulieren. Erst dachten wir, vielleicht der Freund. Aber der ist auch mit verhaftet worden. Zuerst wurde mein Bruder abgeholt. Der hatte eine Arbeit aufgenommen, weil er ja nicht mehr zur Schule konnte, und irgendwas musste er ja machen. Er hat dann in Treptow auf dem Bau gearbeitet, weil er sich ein bisschen Geld verdienen wollte. Nach seiner Verhaftung kamen diese Stasi-Leute und haben gesagt, ich müsste irgendwie eine Zeugenaussage machen für meinen Bruder, und sie haben erst mal die Wohnung durchkämmt, alles aus den Schränken raus. Also Wohnungsdurchsuchung. Und anschliessend musste ich mitfahren und Zeugenaussage machen. Und von der Zeugenaussage bin ich dann nicht zurückgekommen. Meine Schwester, die war auch schon inhaftiert. Die hatte eine andre Sache versucht, mit dem Ausweis von einer Freundin. Sie war nämlich zu der Zeit im Studium in Westberlin und wollte ihr Studium nicht aufgeben.

In der Magdalenenstrasse hab' ich die erste Nacht verbracht, da war aber noch nicht Haftbefehl erlassen. Da dachte ich immer noch, dass ich vielleicht am nächsten Tag nach Hause fahren kann. Die nächsten Wochen war ich, glaube ich, in Hohenschönhausen. Bloss – da hab' ich ja nichts von gesehen. In der Zelle war ich alleine, und in den Gängen durfte man ja niemanden sehen, musste man ja immer an die Wand. Im Prinzip war ich froh, wenn mal jemand kam, dass man mal was sagen durfte. Naja, wenn man den ganzen Tag alleine ist. Man sagt ja dann auch alles, was man gefragt

wird, und hat dann vielleicht schon ein Wort zuviel gesagt. Kann ja sein, die wussten gar nicht, dass ich dabei war. Möglich. Denn mein Bruder wird ja sicher auch vorsichtig gewesen sein in seinen Aussagen. Wir sind nie zusammen vernommen worden.

Ich musste dann sämtliche Mitschüler aufschreiben, mit Namen und Adressen, weil ja sehr viele Grenzgänger waren, die im Osten gelebt haben und dann täglich in den Westen zur Schule gefahren sind. Ja, die musste ich alle namentlich angeben. Das hat lange gedauert, bis ich alle zusammengekriegt habe. Und da konnte man auch gar nichts irgendwie auslassen. Da wurde erst gefragt, wie viel waren Sie denn in der Klasse, ja, und dann mussten auch so viele Namen kommen. Das war wohl immer so, dass man viele, viele Namen sagen musste. Ich hab' in den Vernehmungen ganz ehrlich gesagt, ja, eigentlich wollte ich nach drüben, obwohl sie mich gar nicht selbst an der Schleuse erwischt haben. Ja. Aber in dem Alter ist man ja auch so ein bisschen bockig. Ich hab' dann schon bisschen aus Trotz auch mal gesagt, warum wollen Sie das wissen, hab' versucht, irgendwas nicht zu sagen. Aber da ist man nachher doch bloss noch schlechter bei gefahren, wenn man nicht so viel ausgesagt hat. Und das hatte gar keinen Sinn. Dann haben sie eben abgebrochen und gewartet, bis man das nächste Mal irgendwas ausgesagt hat.

Im Dezember bin ich nach Halle verlegt worden. Aus welchem Grund, weiss ich nicht. Dort war dann auch der Prozess. Ich bekam vier Jahre Zuchthaus. Mein Bruder hatte sieben Jahre. Sieben Jahre – er hatte ja eigentlich nichts anderes gemacht als ich, aber ihm hat man Rädelsführerschaft angelastet. Jedenfalls haben sie ihn als «Führungskraft» hingestellt.

Kanzlei des Staatsrates, 13.1.1964:

Werte Frau John!

Auf Ihr Gesuch in der Strafsache Ihres Sohnes muss mitgeteilt werden, dass keine Voraussetzungen für die Einleitung eines Gnadenverfahrens bestehen. Der Straffall Ihres Sohnes ist wirklich nicht geeignet, bagatellisiert zu werden.

Das Strafmass richtet sich nach dem Grad der Beteiligung. [...] Wir können Ihnen jetzt keinen anderen Bescheid erteilen.

Mit freundlichen Grüßen,
Bluhm, Abt.-Leiter

Nach dem Prozess konnte ich in der U-Haft arbeiten. Das war eine Kommandogruppe, verurteilte Frauen, alles Politische. Wir haben da Wäsche gemacht, und wir wurden recht gut behandelt. Dort wär' ich am liebsten geblieben. Aber dann musste ich doch weg, in den Strafvollzug. In dem Jugendhaus, da waren viele wegen Republikflucht, aber auch alle Delikte, sogar Totschlag oder Beihilfe zum Mord. Wenn man sich gut geführt hat, war die Behandlung nicht schlecht, kann man nicht anders sagen.

Und dort hab' ich auch gearbeitet. Es gab eine Schneiderei und eine Näherei. Und da haben praktisch alle Mädchen genäht, für eine Wäschefabrik, Bettwäsche, den ganzen Tag. Das war ja das Gute dabei, das war eigentlich das Beste, dass man da den ganzen Tag beschäftigt war. Ich hab' geackert wie eine Wilde. Hab' immer zweihundert Prozent gemacht. Und da konnte man sogar einen Qualifikationsnachweis bekommen. Als Näherin. Da hatte ich dann sogar eine Art Berufsausbildung. Ich hab' mich von Anfang an geführt wie der beste Mensch und hatte ja auch meine Vorteile dadurch. Mein Bruder war immer ein bisschen aufsässiger. Der konnte nicht so gut heucheln.

Nach der Entlassung hab' ich mir die Arbeit selbst gesucht, weil ich nun Näherin gelernt hatte, und bin zur Firma Tadellos, da wurden Hemden und Schürzen und so was alles genäht. Und hab' den Facharbeiterbrief gemacht, hatte Arbeitszeit nach Vereinbarung und konnte zur Volkshochschule gehen abends, und hab' die zwölfte Klasse gemacht, Abitur.

Wegen der Strafverkürzung hatte ich drei Jahre Bewährung. Und hab' immer gemacht, was man mir gesagt hat. In dieser Zeit hatte man schon Angst, dass man irgendwas falsch macht, und alles war ziemlich krampfhaft. Aber

irgendwie ist doch noch was aus mir geworden. Ich wollte ja studieren und hatte mich an der Fachschule für angewandte Kunst beworben. Werbung oder so was wollte ich machen. Zweimal hatte ich mich umsonst beworben. Beim dritten Mal, da hab' ich diese Sache im Lebenslauf einfach «vergesen» . Und da hat's dann geklappt. Vorher hatte ich das immer angegeben. Ich dachte, man muss das. Ich hab' immer alles wahrheitsgetreu gesagt.

Nach dem Facharbeiterbrief hab' ich dann gewechselt. Bin zur Staatsoper, in die Kostümabteilung, und hab' da ein paar Jahre gearbeitet als Spritzmalerin. Da in der Kostümabteilung werden die fertigen Kostüme, wenn sie aus der Schneiderei kommen, noch bearbeitet. Mit Farben. Gespritzt und gemalt und bearbeitet. Während der Zeit hab' ich ein Fernstudium gemacht an der Textilbekleidungsschule am Warschauer Platz, mit Abschluss Ingenieur. Und ich wollte dann auch nicht mehr weg, nach drüben. Nein, das war dann irgendwie vorbei. Dann hab' ich ja auch geheiratet, und irgendwie war das erledigt, das Ganze. Da haben wir eben das Beste draus gemacht. Und schlecht ist es uns eigentlich nie gegangen. Weil wir die Westverwandtschaft hatten. Ich hatte ja jetzt drei Geschwister im Westen. Ja, in unserer Familie haben fast alle – waren fast alle inhaftiert, auch schon mein Vater. Der ist in Buchenwald gewesen. Drei Jahre, von '45 bis '48. Die Sache, die jetzt gerade so aktuell ist, wo sie die Gräber überall finden. Er ist aber wiedergekommen, nach drei Jahren. Hat aber bloss noch vier Jahre gelebt. Mein ältester Bruder, der war fünfzehn, der ist nicht wiedergekommen. Der hatte im Prinzip gar nichts gemacht. Ich war damals noch sehr klein. Ich kenne das eigentlich nur vom Erzählen, und meine Mutter und meine Geschwister, die haben auch nicht viel drüber gesprochen. Weil – das konnte man ja auch gar niemandem erklären. Davon wusste ja auch kaum jemand. Wenn ich das mal jemandem gesagt habe, dann waren die immer ganz erstaunt. Dass es überhaupt so was gab. Daraufhin sind wir dann auch entsprechend erzogen worden und sind auch nie Pioniere gewesen. Meine Mutter hat immer gesagt: «Geht nirgends rein, in keine Organisation. Pioniere, FDJ, nirgends.» Weil wir ja eben das Beispiel hatten, wie

es dem ältesten Bruder ergangen ist: bloss weil er da in der HJ drin war, war die Rede vom Werwolf. Aber er war da nie bei. Hat sie gesagt: «Wenn es mal wieder anders kommt...» Wir haben ja in den ersten Jahren immer noch gedacht, es kommt wieder anders. Aber irgendwann hat man auch gedacht, jetzt wird's nicht mehr anders. Denn ich hab' ja meine Kinder auch Pionier werden lassen. So konsequent war ich dann auch nicht, dass ich gesagt hätte, ihr geht auch nirgends rein. Und dann waren inzwischen auch so viele Jahre vergangen, man dachte, naja, nun gibt's sowieso kein Zurück mehr. Es geht alles in eine Richtung.

Und die Kinder, die sind jetzt vierzehn und sechzehn. Der Grosse, der hätte das gerne alles gewusst. Er hat uns auch Vorwürfe gemacht, dass wir ihn eben überhaupt nicht soviel aufgeklärt haben über die ganzen politischen Verhältnisse. Der hat alles das, was er in der Schule gelernt hat, eben geglaubt. Und wir haben nicht viel dagegengeredet. Das hat er uns zum Vorwurf gemacht. «Hättet ihr mir das doch gesagt.» Aber das hätte ihm ja auch nicht viel genützt. Hätte ihm ja bloss geschadet in der Schule. Wie wir so aufgewachsen sind, wir wussten ja genau, was wir sagen durften und was nicht. Mir ist auch nicht schmerzlich, nicht zu sagen, was ich denke. Hab' ich von Anfang an so mit bekommen. Dass man zu Hause so spricht und woanders eben, was die hören wollen. Die ändern.

Der Grosse, der war auch jetzt bei der ganzen Entwicklung gleich dabei. Na, gleich kann man nicht sagen. Er war erst ein bisschen skeptisch. Er hat immer noch den bösen Kapitalismus so im Hinterstübchen gehabt. Aber dann ist er auch mitgegangen zum Demonstrieren, in Schwerin.

Mir geht das alles hier zu langsam. Könnte alles viel schneller gehen. Weiss nicht, wie Sie drüber denken, aber meinetwegen könnten wir sofort vereinnahmt werden. Hätt' ich nichts dagegen. Mir liegt hier an der DDR überhaupt nichts. Die zu erhalten, irgendwie. Für mich ist die DDR – also ich habe mich nie identifiziert. Mir liegt da gar nichts dran, an den sozialen Errungenschaften. Wir haben in der Familie immer darauf gewartet, irgendwann muss ja Schluss sein damit. 1953 dachten wir, nun kann es ja nicht

mehr lange dauern. Aber es ging dann immer so weiter. Irgendwann dachten wir, da müssen wir ebenso mitmachen beziehungsweise nur so tun, als machten wir mit. Vielleicht hat man's auch nur deshalb gut ausgehalten, weil man eben die Unterstützung aus dem Westen hatte. Wir haben unsere Unterstützung gekriegt, und ich konnte vor allen Dingen rüberfahren. Ich hatte durch die Geschwister eben... Da waren immerzu irgendwelche Anlässe. Seit 1982 bin ich jedes Jahr rübergefahren. Manchmal mehrmals. Und da konnten wir uns eben Wünsche erfüllen und den Kindern was mitbringen. Ich hab' das nicht so empfunden, wie schlecht wir hier dran sind.

Auf dem Roten Platz werde ich sagen: «Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein»

*Dieter Schutt, geb. 1934; vor der Verhaftung Student an der Ingenieur-
schule für Eisenbahnwesen; Anklage: Staats gefährdende Hetze (§19
StEG); Urteil: 2 Jahre 6 Monate, in Haft von Dezember 1961 bis Mai 1963;
MfS-U-Haft Dresden, Haftarbeitslager Riesa.*

Aus Briefen von Dieter Schutt an seine Mutter aus U-Haft und Strafvollzug:

Ich hoffe, dass Du Dich von dem Schreck erholst hast und gesund und mun-
ter bist. Ich habe eine grosse Bitte: Versuche nicht, um eine Besucherlaub-
nis zu bitten, denn dies wäre für meine Nerven nicht gerade gut. Wenn ich
der Ansicht bin, dass ich dies aushalten würde, dann schreibe ich Dir. Die-
sen Kummer wollte ich Dir auf keinen Fall bereiten, und ich habe nie damit
gerechnet. Ich weiss aber, dass ich Dir in die Augen sehen kann. Bitte schi-
cke mir folgende Bücher, die Genehmigung dazu habe ich: 1) Rechnungs-
wesen und Finanzen, zwei Bände, 2) Politische Ökonomie im roten Ein-
band.

Hätte mir jemand gesagt, du wirst für deine Diskussionen im Seminar
eingesperrt, den hätte ich für verrückt erklärt. Du kennst mich doch und
meine Einstellung zur DDR. Als ich 1957 bei Onkel O. (*in der Bundesre-
publik*) war, habe ich damit gerechnet, dass man mich einsperrt, aber bei
uns hier nie. Wenn ich erst draussen bin, werde ich versuchen, zum Polit-
büro vorzudringen, damit die Sache geklärt wird. Es ist mein fester Ent-
schluss, wieder Mitglied der Partei zu werden.

Noch glaube ich an Partei und Regierung, trotz alledem. Wenn die Zeit vor-
bei ist, werde ich versuchen, gleich eine Reise nach Moskau zu bekommen.
Und auf dem Roten Platz werde ich an Goethes *Faust* beim Osterspazier-
gang denken und sagen: «Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.»

Gesprochen wurde nichts, wir nickten nur

Bernd Sickert, geb. 1958; vor der Verhaftung Elektromeister im VEB Getränkekombinat (KINDL), zum Zeitpunkt des Interviews Elektromeister im Schlachthof Berlin (West); Anklage: Republikflucht (§213); Urteil: 1 Jahr 6 Monate, in Haft von September 1984 bis September 1985; Gefängnisse: Berlin-Hohenschönhausen Berlin-Rummelsburg (U-Haft), Strafvollzug Naumburg, Abschiebehaft Karl-Marx-Stadt (Chemnitz).

Ich bin ehemaliger Ostberliner, wohnhaft damals in Berlin-Marzahn, Fichtelberger Strasse 18. Ich bin in der DDR gross geworden. 1984 habe ich einen gemeinschaftlichen Urlaub mit meinem Schwager in Ungarn durchgeführt. Vorher drei Wochen Tschechei, dann Ungarn – Puszta, Plattensee und später Richtung ungarischösterreichische Grenze zu einem offiziell eingzeichneten, internationalen Campingplatz, um mich dort mit meinem Halbbruder, der 1980 aus der DDR geflüchtet ist und in West-Berlin lebte, mal zu treffen.

Als wir ungefähr fünfzig Kilometer von der Grenze entfernt waren, wurden wir auf einer öffentlichen Strasse von einer Grenzstreife oder Polizei, genau kann ich's nicht mehr sagen, angehalten und sofort der Flucht Richtung Österreich verdächtigt. Daraufhin kamen dann Zivil-Sicherheitsbeamte und warfen uns das ebenfalls vor, und wir wurden zu einem Grenzbataillon geführt. Dort sagten uns die Ungarn klipp und klar, wir würden aufgrund eines Vertrages, ob man uns nun die Schuld beweisen könne oder nicht, an die Staatssicherheit in der DDR ausgeliefert werden. Wir würden dort sicherlich, weil die ungarischen Sicherheitsbehörden uns nichts nachweisen können und wir auch nicht im Grenzgebiet waren, unsere Unschuld beweisen können. Das würden wir vielleicht so nach einem Vierteljahr schaffen.

Damit würden wir aber im Prinzip ein Vierteljahr umsonst gegessen haben, auch keinen normalen Ausweis mehr bekommen, sondern nur noch den PM 12 [provisorischer Personalausweis, der die Bewegungsmöglichkeiten stark einschränkte], und unsere damals begrenzte Reisefreiheit, wenn ich mal so sagen darf, wäre vollends aufgehoben worden.

Darauffhin entschlossen wir uns, dass wir die Fluchtabsicht «zugeben» und dann sehen, was kommt.

Wir wurden dann von Szombathely, einer ungarischen Ortschaft, nach Budapest gebracht in das sogenannte Gästegefängnis. Dort kam nach ungefähr drei Wochen ein DDR-Sicherheitsbeamter, der sich als Botschaftsangehöriger ausgab. Gleich beim Türaufmachen rief er (ohne mich nach dem Namen zu fragen oder warum ich überhaupt sitze): «Verräter, Staatsfeinde, ihr habt die DDR schwer verletzt, in einem anderen Land, einem sozialistischen Land, und das gerechte Urteil wird euch noch naheilen.»

Wir wurden dann nach weiteren zwei Wochen per Staatssicherheitsbegleitung, pro Mann ein Sicherheitsbeamter, in einen ungarischen Reisebus hineingepfercht. Dort durften wir noch 'ne kleine Stadtrundfahrt machen und wurden dann zum Flughafen Budapest gebracht. Auf der Gangway der TU 134 A wurden uns Handschellen angelegt und irgendwas gesagt von wegen Flucht und so weiter, und dass wir jetzt Gefangene der Staatssicherheit seien. Später sind wir mit zugezogenen Gardinen auf dem Flughafen Schönefeld gelandet, damit wir ja nicht erkennen, wo wir sind. Wir wurden dann in eine sogenannte «Minna» gepfercht, das ist ein LKW mit ganz kleinen Kabinen, und nach Berlin-Hohenschönhausen verfrachtet. Dort lief das ganze Spiel darauf hinaus, dass wir in Ungarn zugegeben hätten, das Land verletzt zu haben, ungarische Rechte, und gleich im ersten Gespräch wurde uns gesagt, dass man den Trabi sowieso einziehen würde. Allein der Gedanke einer Vielleicht-nicht-mehr-Rückkehr würde genügen, um ein Auto einzuziehen, ohne dass überhaupt eine Tat vollführt wurde.

Wir haben uns dann entschieden, das voll «zuzugeben». Wir haben gesagt: «O.K., wir wollten abhaun. Und jetzt lasst uns bitte in Ruhe. Wir geben nichts weiter zu.» Dann ging das Spiel los. Wir haben den Rechtsan-

walt Dr. Vogel bekommen, genauer gesagt den Rechtsanwalt Starkulla, der uns nur durch eine Handbewegung in einem Besucherzimmer die Frage andeutete, ob wir rübergehn wollten. Es wurde eigentlich nichts gesprochen, weil: wir nickten nur. Daraufhin durften wir den Raum wieder verlassen. (Ich hab' den Starkulla nur noch einmal wiedergesehen, als er mir schöne Grüsse bestellte von meinem Schwager, und dann bei der Gerichtsverhandlung.)

Brief eines Westberliner Anwalts an den Bruder von Bernd Sickers, 18.1.1985:

Sehr geehrter Herr Hoffmann!

Mir liegt nunmehr der schriftliche Bericht meiner Ost-Berliner Kollegen vor.

Das Stadtbezirksgericht Berlin-Lichtenberg verhandelte am 7. und 8. 1. 1985 und erkannte antragsgemäss nach § 213 Absatz 2, Absatz 3, Ziffer 5, Absatz 4 (versuchte Republikflucht) und § 22 Absatz 2, Ziffer 2 (Täter und Teilnehmer), Strafgesetzbuch der DDR bei Ihrem Bruder auf eine Freiheitsstrafe von einem Jahr und sechs Monaten. Eingezogen wurde der PKW «Trabant», ein Kompass, ein Fernglas, 2'104,60 Forint, 656,70 Kronen und 272,14 Mark.

Das Urteil ist rechtskräftig, die Untersuchungshaft rechnet seit dem 9.9.1984.

Von der Verurteilung habe ich den Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen informiert mit der Bitte um Prüfung, ob geholfen werden kann. Vorhersagen oder Zwischenbescheide sind in aller Regel nicht zu erlangen. Bitte haben Sie Geduld. Für eventuelle Rückfragen stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung.

Mit freundlichen Grüssen

(i. V. Rechtsanwalt)

Die Verhandlung war dann in Berlin-Lichtenberg, unter Ausschluss des Volkes natürlich. Noch nicht mal meine Eltern oder von meinem Freund die Eltern durften dabei sein, auch nicht dessen Frau. Wir wurden dann im Namen des Volkes unter Ausschluss des Volkes zu anderthalb Jahren verurteilt. Vorher drehte ich mich noch um zu meinem Rechtsanwalt, den ich fragte, ob er denn überhaupt wisse, warum ich hier sitze. «Ja», meinte er, «ich habe mir Ihre Akte schon mal durchgelesen. Sie sind wegen ungesetzlichen Grenzübertritts/Ungarn hier, und Sie müssen mindestens anderthalb Jahre bekommen, und wenn die Richterin sagt ‚Ja‘, dann sagen Sie auch ‚Ja‘, und wenn Sie ‚Staatsfeinde‘ brüllt, dann seien Sie ruhig und nicken nur mit dem Kopf. Und zum Schluss, wenn die Frage kommt: ‚Möchten Sie immer noch rüber?‘, dann bejahen Sie das!» Es lief ab wie im Schauspiel. Ich habe dann genickt und «Ja» gesagt, und genau nach einer halben Stunde war die Gerichtsverhandlung beendet, wir haben genau unsere anderthalb Jahre bekommen.

Ich selber hatte zum damaligen Zeitpunkt vor der Inhaftierung eigentlich nicht die Absicht abzuhaun. Ich gebe zu, ich wollte mich mit meinem Halbbruder treffen, was sicherlich vielleicht auch schon eine Straftat dargestellt hätte. Aber aufgrund der gesamten Ereignisse: Festnahme, angekündigter PM 12 und so weiter, haben wir uns dann, wie gesagt, entschieden, diesen Weg zu gehen. Ich habe ihn nicht bereut, sag' ich offen. Aber es war für mich eigentlich von Anfang an ein Schauspiel.

Ich hab' durch Klopfen in der U-Haft der Staatssicherheitsabteilung mitbekommen, dass dort alle Rechtsanwalt Dr. Vogel hatten oder eben den Schwiegersohn Starkulla oder Hartmann. Es war für mich nur ein Schauspiel, ja.

Die Richterin Vogel, zu der brauche ich mich nicht zu äussern, die ist sicher allgemein bekannt, blutunterlaufene Augen und eben nur Gebrülle: *Staatsfeinde, Verräter*, und das Urteil stand eigentlich von Anfang an schon fest.

Vielleicht sollte ich noch ergänzen; während der Inhaftierung hatte ich einen Zellen-Mitinhaber, wenn ich's mal so sagen darf, einen Herrn Peters

aus Berlin-Lichtenberg, eigentlich sehr gutmütig, der hatte einen Brief geschrieben an RIAS-Berlin über Musikwünsche und schrieb da noch mit rein, dass man ihm vielleicht mal fachmännisch raten könnte, wie er sich bei seinem Freund verhalten solle; der ist verschwunden, weil er wohl irgendwohin geschrieben hat und seitdem nicht mehr aufgetaucht ist. Und dieser Peters bemerkte, dass sein Brief also nie angekommen ist und beim RIAS seine Musikwünsche nie gesendet wurden. Er wurde dann zwei Wochen später früh auf dem Weg zur Arbeit in einen Lada reingezwängt und dann in Richtung Staatssicherheit...

Vor der Gerichtsverhandlung glaubte er an drei Monate Strafe. Ich sagte ihm, das Thema könne er wohl vergessen. Er war dann eigentlich glücklich, dass er auch seine anderthalb Jahre bekommen hat, um auch dieses Spiel mitzumachen.

Er wurde vor mir abgeurteilt, kam dann zurück vom Gericht in dieses kleine Kabuff in Lichtenberg und sagte durch die Wand zu mir: «Ich versteh' das nicht. Vorher trinkt der Starkulla noch mit der Richterin Vogel Kaffee, und die versuchen gar nicht, das zu verheimlichen, dass hier irgendwelche Scheinverfahren durchgeführt werden.»

Wir wurden nach dem Prozess von Berlin-Hohenschönhausen nach Rummelsburg verlegt, dann mit dem sogenannten Grotewohl-Express [Waggons mit Zellen, die an fahrplanmässige Reisezüge angehängt wurden; eingeführt zur Häftlingsbeförderung während der Amtszeit von Ministerpräsident Grotewohl] in kleinen Räumen von ein mal einsuffzig, schätz' ich jetzt mal ein – genaue Masse kenne ich nicht, da wurden wir zu siebent reingepfercht – da durfte ich noch einmal eine DDR-Besichtigung durchführen: von Berlin-Lichtenberg Richtung Cottbus, von dort später nach Leipzig, dann Richtung Suhl, und zuletzt nach Naumburg gebracht.

In Naumburg die Begrüssung durch einen Oberstleutnant Fintsch: «Mir sind zwei Mörder lieber als ein Politischer, und danach handeln wir hier.» Sie haben sich also auch darangehalten – das Krimi-Kommando hatte absolute Oberhand. Ich war eingeteilt in das sogenannte «Baukommando». Wir wurden jeden Morgen in so einem vergitterten Bus und mit einem Hund

vorne drin in das Möbelkombinat Naumburg, «Möbel und Beschläge Naumburg», glaube ich, war das, gefahren. Dort wurden wir in eine Schleuse reingefahren, wo keinerlei Fenster und nichts war. Hinter uns zu, hinterm Bus. Dann wurde die nächste Schleuse aufgemacht, und dort waren drei riesengrosse Betonhallen nebeneinander ohne jegliches Fenster, nur mit Leuchtstofflampenbeleuchtung. Da standen so an die fünfzig Stanzen. Dort musste jeder irgendeine Scharniere ausstanzen. Ich selber war mit vier weiteren Insassen mit einem Presslufthammer beschäftigt, immer neben diesen Stanzen den Beton «aufzubockern» und dann Frischbeton reinzumachen, weil dieser Beton oben regelmässig kaputtgegangen ist durch die Hubwagen und durch diese ganze Stanzerei, durch die Vibration auf dem Fussboden.

Während meiner Arbeit und auch abends merkte ich, ich selber hatte ja auf Taglicht überhaupt keinen Einfluss mehr, dass ich durch den Nur-Umgang mit Leuchtstofflampenlicht nicht mehr in der Lage war, noch eine Zeitungsseite zu lesen. Total verschwommen alles. Ich wurde dann zur hauseigenen Klinik gebracht. Es wurde ein Arzt von Naumburg geholt, ein Augenarzt, der sich zumindest so bezeichnete. Der untersuchte meine Augen und sagte: «Ja, Sie haben recht. Es sieht nicht gut aus, aber Sie sind ja hier politischer Gefangener.» Nein, das Wort *politischer Gefangener* hat er nicht verwendet, aber er sagte eben: «Sie sind ja hier, weil Sie ja wohl nach dem Westen wollen, und Sie werden ja wohl auch bald dort hinkommen. Und dann können Sie sich das mal dort machen lassen. Von uns hier nicht mehr. Wir werden da kein Geld mehr für Sie investieren.»

Ich bin dann, wie gesagt, im November übergekommen nach Westberlin. Dort war man recht erschüttert, dass ich jetzt erst zum Augenarzt komme. Als ich dann meine Vergangenheit erzählte, hat man sehr, sehr schnell operiert und gesagt, dass es wirklich höchste Zeit war, diese Operation durchzuführen.

Bevor es nach Westberlin ging, sind wir erst nach Giessen gekommen. Dort waren einige Anwälte von Westberlin da, auch westdeutsche Anwälte,

auch ein Minister. Und dieser Minister sagte, dass indirekt für mich persönlich zum Beispiel 68.000 DM ausgehandelt waren. Diese Information sollten wir unter Verschwiegenheit behalten. Er fügte noch hinzu, dass die Bundesrepublik dieses Geld nicht bar bezahlt hat, nicht *cash*, weil sie sich nicht Menschenhandel vorwerfen lassen wollte, sondern dass dafür das sogenannte Traumschiff «Kap Arkona» an die DDR übergegangen ist.

Bis jetzt habe ich nur geduckt gelebt

Hans Lehmann, geb. 1944; vor der Verhaftung Luftbildauswerter im VEB Forstprojektierung; Anklage: Staatsfeindliche Hetze (§ 106); Urteil: 1 Jahr 6 Monate, in Haft von Juli 1967 bis Dezember 1968; Gefängnisse: MfS-U-Haft Potsdam, Strafvollzug Bützow.

Ich wurde 1958 aus der 8. Klasse der Grundschule entlassen. Der Besuch der Mittelschule war nicht möglich, da mein Vater selbständiger Handwerker war. Nach der Lehre besuchte ich 1962 eine Abendschule, um die 10. Klasse nachzuholen. Nach wenigen Wochen wurde die gesamte Klasse aufgelöst, da zwei Mitschülerinnen auf einem Ulbricht-Bild die Lippen mit Lippenstift nachgemalt hatten.

1965 bis 1967 habe ich erneut die Abendschule besucht, weil ich unbedingt auf eine Fachschule wollte. Während dieser Zeit wurde ich wegen Überprüfung der Wehrunterlagen zum Wehrkreiskommando bestellt, dort aber von einem Mitarbeiter des MfS massiv für eine Mitarbeit geworben. Da ich mich hartnäckig wehrte und eine Mitarbeit grundsätzlich ablehnte, wurde ich in den folgenden Wochen ständig bearbeitet. Die Drohung lautete: Keine Mitarbeit, also auch kein Studium. Nach 8 Wochen gaben sie auf.

Ein Jahr später wurde ich von den gleichen Leuten verhaftet wegen «staatsfeindlicher Hetze». Vorgeworfen wurden mir meine persönlichen Meinungen und Standpunkte, die ich im Kollegenkreis zu bestimmten politischen Problemen geäußert hatte, z.B. Mauerbau, Israel usw. Die Informationen erhielten sie von einem Kollegen aus dem Büro, der sich wahrscheinlich nicht so gewehrt hat wie ich und unmittelbar vor meiner Verhaftung eine hauptamtliche Tätigkeit beim MfS übernahm. Ich war somit sein «Gesellenstück».

Von 1969 bis jetzt [1990] habe ich nur geduckt gelebt, nie frei und offen über die Vergangenheit sprechen dürfen.

Herzöge hatten ihre Söldner, Honecker hatte seine Staatssicherheit

Peter Ringk, geb. 1941; vor der Verhaftung wiss. Grafiker im Film- u. Fernsehstudio der Charité, zum Zeitpunkt des Interviews freiberuflicher Trickdesigner; Anklage: Staatsfeindliche Hetze, unterlassene Anzeige u.a.; Urteil: 1 Jahr 6 Monate, in Haft von August 1980 bis Juni 1981; Gefängnis: Stasi-U-Haft Berlin-Hohenschönhausen.

Jahrelang habe ich meinen Verstand gequält, Klarheit in mein politisches Bewusstsein zu zwingen. Unter der psychischen Selbstzerfleischung leidend, es könne an mir selbst liegen, mein Verstand könnte zu begrenzt sein, zu erfassen, dass alle Massnahmen der Führung der Arbeiterklasse «zum Wohle des Volkes und des Sozialismus» notwendig waren, obwohl sie mir die Galle provozierten.

Obgleich unzählige Male mein Gefühl beleidigt und verletzt wurde, war ich bereit, mich mit der Möglichkeit abzufinden, ich könnte zu dumm sein, die Richtigkeit der Politik der Diktatur zu begreifen und zu würdigen. Mein Gefühl weigerte sich, offensichtlich schikanöse und willkürliche Niederträchtigkeiten innen- wie aussenpolitischer Natur als menschenwürdig anzuerkennen.

Ohnmächtig entwickelte ich mich zwangsläufig zum Einzelgänger, darauf bedacht, mir selbst die Bedeutung solcher Begriffe wie Moral, Anstand, Zivilcourage zu erhalten. Einzelgänger zu sein ist eine durchaus negative gesellschaftliche Position, in Relation aber zu der konkreten gesellschaftlichen Konstellation noch die sauberste persönliche Stellung. Der Mensch aber ist nach seiner biologischen Bestimmung ein Herdentier. So empfand ich meine Lage als ungesund, die Gesellschaft aber als wesentlich kranker. Meine so entwickelte «Neurose», nicht mehr mit Sicherheit unterscheiden zu können zwischen richtig und böse und falsch und gut, dauerte bis zu meiner Verhaftung durch die «Staatssicherheit» am 22. August 1980.

Zum Verständnis der Zusammenhänge sind einige Vorbemerkungen unerlässlich:

1. Zwei Grundmotive, langjährige Freundschaft und meine Bereitschaft, im Interesse meiner Selbstachtung wider den Stachel zu locken, um die eigene Feigheit zu überwinden, veranlassten mich, für befreundete Familien deren Ausreiseanträge zu formulieren und meine Zeugenschaft unterschriftlich zu bekunden. – Ich selbst habe weder vor noch nach der «Wende» die Ausreise gewollt. Die Anträge meiner Freunde waren mit dem auch von mir unterzeichneten Hinweis versehen, dass ihre jeweiligen Durchschläge der Westdeutschen Vertretung in Berlin, der Gesellschaft für Menschenrechte in Frankfurt/Main und dem damaligen Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen Egon Franke zugeleitet werden.

Meine damalige Lebensgefährtin – seit einigen Jahren in West-Berlin lebend – wurde in diesem Zusammenhang, da selbst Antragstellerin, telefonisch zur Kriminalpolizei in der Keibelstrasse zitiert. Ich nahm an der «Aussprache» als Beschwerdeführer teil. Es wurde uns bedeutet, wir täten besser daran, unsere Aktivitäten im Zusammenhang mit Ausreiseanträgen einzustellen, widrigenfalls müssten wir mit Massnahmen rechnen. Meine Nachfrage nach der Existenz rechtlicher und gesetzlicher Grundlagen für solche «Massnahmen» wurde mit der Bemerkung beschieden, dass man solche schaffen könne.

Trotzdem formulierte und unterschrieb ich weitere Ausreiseanträge in insgesamt sechs Fällen.

2. Den Fernsehauftritt Wolf Biermanns, der zu seiner Ausbürgerung führte, empfand ich als Heilmittel gegen meine «Neurose». Alle meine Empfindungen zur Amoralität unserer Staatsführung und ihrer Erfüllungsgehilfen wurden von Biermann so deutlich und klar angesprochen, dass mir vor Ingrim das Zwerchfell hüpfte. Seine Darstellung unserer Wirklichkeit war mir wichtig genug, die Wiederholung seines Auftrittes mittels Tonband zu speichern und fünf Abschriften zu fertigen, die Freunde erhielten. Als Biermann «ausgebürgert» wurde, nahm ich vor ca. 40 Kollegen dazu Stellung und gab meiner Empörung Ausdruck.

3. Als die «Solidamosc» verboten und in die Illegalität gedrängt wurde, bekundete ich meine Solidarität dadurch, dass ich am 21. August '80 eine Nachbildung der polnischen Nationalflagge in meinem im Parterre gelegenen Schlafzimmerfenster öffentlich zur Schau stellte.

Am nächsten Morgen wurden meine Lebensgefährtin und ich verhaftet und in die Untersuchungshaftanstalt Hohenschönhausen verbracht, in Handschellen und kriminellem Geruch. Während des Ermittlungsverfahrens wurde ich konfrontiert mit den Beschuldigungen: den Straftatbestand der *Aufwiegelei* erfüllt zu haben bezüglich der polnischen Nationalflagge; mich schuldig gemacht zu haben der *landesverräterischen Agententätigkeit*, weil ich mittels der Durchschläge der Ausreiseanträge Kontakt aufgenommen hatte mit der Gesellschaft für Menschenrechte, die vom ZK der SED zur staatsfeindlichen Organisation erklärt war; den Straftatbestand erfüllt zu haben der *Verbreitung staatsfeindlicher Hetze* wegen der Übereignung der Biermann-Abschriften an meine Freunde; wegen *unterlassener Anzeigepflicht* bezüglich meines nicht gemeldeten Wissens um die Ausreisebemühungen meiner Freunde straffällig zu sein.

*Aus: Krebssschaden SED – Versuch einer Analyse
(Peter Ringk, 1989):*

(...) Das Volk hat hin und wieder als ausserordentliche Leistung ein paar Tyrannen erschlagen, um in dumpfem Vertrauen ein paar andere zu züchten. Unsere bisherige Geschichte weist bis heute keine Machtbeteiligung des Volkes aus. Macht hatten bisher: Herzöge, Könige, Kaiser, Hitler und Honecker. Macht aber lässt sich nicht begreifen als persönlicher Kraftakt, sie wird durch entsprechendes Instrumentarium verübt. Herzöge hatten ihre Söldner, Hitler hatte seine Gestapo, Honecker seine Staatssicherheit. Um aber die Instrumente zu beherrschen, bedarf es der geistigen Konstruktion. Herzöge hatten ihren Adel, Hitler hatte seine NSDAP, Honecker seine SED.

(...) Die Geschichte der SED ist die des Versagens und der Entartung. Und dabei stammte sie doch aus gutem Hause, dem Haus der Luxemburg und Liebknecht, Bebel und Thälmann. Sie hat dennoch eine Entwicklung genommen, die leider nicht mit dem 17. Juni 1953 beendet war, mit der sie ihre im Erbe der aufrechten Kommunisten übernommene historische Chance vertan hatte. Den Willen des Volkes mit Gewalt brechend, ergriff sie ihre zweite historische Chance, bildete «Staatssicherheit», machte das Volk zum Klassengegner und sperrte es ein. Die SED und niemand sonst war es, die solche Moral-Monster wie Honecker, Hager, Schnitzler und Konsorten gebar und hätschelte. Sie war es, die die Fleischtröge leerte, bevor das Volk von der Arbeit kam. Sie konstruierte ein Gesellschaftssystem, demgegenüber das angeblich von ihr bekämpfte des Kapitalismus, das wahrhaftig nicht vom Humanismus getragene, noch das geringere Übel war.

Sie schützte, lohnte und belobigte Unrecht und Verbrechen verübende staatliche Institutionen. Die Vielzahl derer, die wegen mangelnder Leistungsfähigkeit oder wegen Leistungsunmuts der Partei beitraten, um Leiter zu werden, blockiert weiterhin jegliches Leistungsprinzip, soll aber künftig mit mehr Autorität ausgestattet werden. Welche Chance hat dann wohl wirkliche Leistung, real eingeschätzt und gewürdigt zu werden?

Die SED hat dem Sozialismus einen irreparablen Schaden zugefügt. Sie hat diesen Begriff okkupiert, für sich verbraucht, die bisher einzige humanistische Idee geschändet, unglaublich gemacht und die Saat schon im Keimen erstickt. (...)

Nach siebenmonatiger Untersuchungshaft wurde Anklage gegen mich erhoben und von der Staatsanwältin ein Strafmass von einem Jahr und neun Monaten gefordert.

Aufgrund der dem Vorgang innewohnenden Logik, dass ich meine Anzeigepflicht erfüllt hatte mit meiner unterschriftlichen Zeugenschaft – die Originale der Ausreiseanträge wurden schliesslich dem MdI zugestellt, somit hatte ich meine «Mitwisserschaft» klar und deutlich bekundet – war es ein Leichtes, diesen Anklagepunkt *ad absurdum* zu führen. Die Staatsanwältin kam nicht umhin, die Strafmassforderung auf ein Jahr und sechs Monate zu reduzieren, jedoch nicht ohne mich beleidigt zu haben (wobei mir der «strafrechtliche Zusammenhang» bis heute nur erahnbar ist) dadurch, dass sie mir schlechte Leistungen schon während meines Grafik-Studiums unterstellte. Auch ein Hinweis auf mein damaliges Leistungsstipendium konnte ihre Meinung nicht beeinflussen. Da nun aber «Recht gesprochen» wurde «im Namen des Volkes», aber unter Ausschluss der Öffentlichkeit, bewegte mich dieser Umstand vergleichsweise wenig. Die Richterin jedoch zeigte sich sehr beeindruckt und stimmte freudig dem Antrag der Staatsanwältin zu. Wahrscheinlich stand auch sie in Sachen Recht im «sozialistischen Wettbewerb».

Als bedenklich allerdings empfinde ich, dass weder die Staatsanwältin noch die Richterin, noch der von mir berufene Verteidiger, allesamt gelernte Juristen, über die Logik im Zusammenhang mit dem zweiten Anklagepunkt (Agententätigkeit) gestolpert waren. Ich bezweifle nicht deren Verstand, wohl aber ihre Bereitschaft, dem Recht zu dienen. Meinem Verteidiger billige ich ein Handicap zu. Bei seinen mehrmaligen Besuchen während der Ermittlungen wies er daraufhin, dass wir bis zum Abschluss des Ermittlungsverfahrens über alles reden könnten, über Gesundheit und Krankheit, über das Für und Wider von Sauerkirschen, aber nicht über meinen Fall! Es gab da verbrieft Rechte des Beschuldigten, die offenbar rein dekorative Geltung hatten.

Im Verlaufe des vorangegangenen Ermittlungsverfahrens wurde dem Untersuchungsorgan durch Aussage meiner Lebensgefährtin bekannt, dass einer meiner engsten Freunde mit seinem Tonbandgerät den Biermann-Auftritt auf meine Bitte in meiner Wohnung mitgeschnitten hatte, da ich selbst nicht über ein solches Gerät verfügte. Weil ich die volle Verantwortung für

sein Mitwirken übernahm, war ihm eine «Verbreitungsabsicht» nicht nachzuweisen. Ich war dafür 93 Tage in Einzelhaft und leide noch heute daran, dass mein Freund ein unausgesprochenes Misstrauen gegen mich hegt, ich aber keine Beweismöglichkeit für mein Verhalten habe.

Auch darin liegt eine grosse Schuld der vormals Machtausübenden, Misstrauen unter den Anständigen konstruiert zu haben durch Statuierung abschreckender Exempel, unabhängig von Recht und Unrecht, unter Missbrauch ihres Amtes, einzig zu dem Selbstzweck ihrer Machterhaltung nach dem uralten Prinzip des *Teile und herrsche*. Zum Verständnis des Verfahrens zur Umkehrung von Unrecht in scheinbares Recht sei hier eine «Beweisführung» zitiert:

Herr Rink, Sie haben doch Freunde? Ja, natürlich! Und die trafen sich doch häufig in Ihrer Wohnung? Ja, gewiss, wir besuchten uns wechselweise. Und dabei wurde doch wohl auch über Ausreisanträge und politische Ereignisse gesprochen? Gewiss! Na, dann können Sie doch nicht mehr leugnen, eine konspirative Wohnung betrieben zu haben!

Nach insgesamt zehn Monaten Untersuchungshaft wurde mir ein Schreiben verlesen, ein Gerichtsbeschluss, ich sei wegen guter Führung, hervorragender Arbeitsergebnisse und insbesondere wegen meines positiven Einwirkens auf Mithäftlinge vorfristig aus der Haft zu entlassen. Jeder, der durch Hohenschönhausen gegangen ist, wird bestätigen, dass es in einer Untersuchungshaftanstalt ein einfaches, aber optimal wirksames System gibt, das jegliche Kontaktaufnahme zwischen Häftlingen ausserhalb ihrer Zelle unmöglich macht. Auch ein zufälliger Blickkontakt mit anderen Häftlingen ist völlig unterbunden. Dieses System schliesst somit Arbeit total aus. Meine unter diesen Umständen logische Frage an den Überbringer der Entlassungsbotschaft, wie es wohl möglich wäre, dass ich gute Arbeitsergebnisse erbracht und aus Einzelhaft heraus positiv auf Mithäftlinge eingewirkt haben könne, wurde beantwortet mit dem Bemerkten: Na, Herr Rink, wenn Ihnen diese Erklärung nicht gefällt, wir können sie auch ganz schnell wieder vergessen.

Ich habe meinen Hass in Verachtung mildern können. Mich dürstet nicht nach Rache. Aber ich erhebe die Forderung nach gesetzlich getragendem

Recht, das allen, die willkürlich zu Opfern erkoren waren, Wiederaufnahme ihrer politischen Strafverfahren ermöglicht. Ich persönlich beantrage die Wiederaufnahme meines Strafverfahrens mit der Bedingung der Anwesenheit jener Personen, die mein Urteil konstruiert haben. Ausserstande, diese Personen namentlich zu benennen, da sie das Geheimnis ihrer Identität gewahrt haben, vertraue ich darauf, dass die gerichtlichen Unterlagen meines Verfahrens diesbezüglich Aufschluss geben: Es sind dies vier Ermittlungsführende der Staatssicherheit, die Staatsanwältin und die Richterin.

Der Staatsanwalt hatte zwei Holzhände, und der Verteidiger war blind

Karl-Heinz Gurski, geb. 1934; vor der Verhaftung Kesselwärter bei RE-WATEX; Anklage: Staatsfeindliche Hetze, Verleumdung der DDR; Urteil: 1 Jahr 6 Monate, in Haft von September 1968 bis Dezember 1969; Gefängnisse: Stasi-U-Haft Ort unbekannt, Strafvollzug Rummelsburg und Cottbus.

Am 21. August 1968 habe ich aus Protest gegen den Einmarsch deutscher Truppen in die ČSSR die Arbeit niedergelegt. Ich habe mich geschämt, ein Deutscher zu sein. Nur weil ich wollte, dass es nicht noch einmal so kommt wie 1938, musste ich erst mal aus dem Verkehr gezogen werden, denn das hat nicht in das Konzept von Herrn Ulbricht gepasst.

Auch meine 15 zum Teil jungen Kollegen waren sehr empört und erwarteten von mir eine Entscheidung, da ich damals Kandidat der SED war. Und ich habe mich entschieden, nicht zu arbeiten. Wir haben den Betrieb gesichert und sind für diese Schicht auf die Strasse gegangen.

Am 5. September 1968 um 4.30 Uhr wurde ich verhaftet. Die Vernehmungen dauerten bis etwa April/Mai und gingen Tag und Nacht vonstatten. Die Namen derjenigen, die an der Verhandlung teilgenommen haben, weiss ich nicht. Erinnern kann ich mich nur an den Staatsanwalt – er hatte zwei Holzhände – und an meinen sogenannten Verteidiger, den ich genau 15 Minuten vor der Verhandlung kennenlernte – er war blind und wohnte in Köpenick, Bahnhofstrasse. Die Beschuldigung war «staatsfeindliche Hetze», «Aufforderung zum Streik», «Missachtung der Regierungsbeschlüsse» und vieles mehr. Die Beschimpfungen des Staatsanwaltes sind mir nicht mehr geläufig.

Ich glaube, dass sich bis jetzt nicht viel geändert hat. Wir Opfer werden wohl allein damit fertig werden müssen. Das Selbstbewusstsein ist weg, die Ehe kaputt, und man ist nur noch traurig.

Danach war für mich der Sozialismus totgetrampelt

Heinz Loesner, geb. 1928; vor der Verhaftung Transportarbeiter, zum Zeitpunkt des Interviews Mitarbeiter beim Betriebsschutz; Anklage: Staatsfeindliche Hetze; Urteil: 2 Jahre 6 Monate, in Haft von September 1968 bis März 1971; Gefängnisse: U-Haft Berlin-Pankow, Strafvollzug Lager X Genslerstrasse.

Ich bin wohnhaft in Berlin-Marzahn. Meine ursprüngliche Heimat ist Ostpreussen. Dort bin ich grossgeworden. 1946 bin ich dann weg und bin erst mal im Ruhrgebiet gelandet. Dort hab ich im Bergbau gearbeitet. Fünfzehn Jahre lang. Deswegen bin ich heute auch schon Bergmannsrentner.

Im Jahre 1961 bin ich wegen Familienschwierigkeiten nach Berlin. Da hab ich dann bei Elektrokohle Lichtenberg angefangen. Und da ich nun mal ein linkseingestellter Mensch war, das möchte ich hier ganz klar sagen, war ich für den proletarischen, sozialistischen Internationalismus. Ich bin zwar niemals in der SED gewesen, aber ich habe mich sofort engagiert. Und bin für den Sozialismus, wie ich ihn mir damals vorstellte, auch eingetreten.

Aus einer Fernsehansprache von Ota Sik, Prager Volkszeitung vom 28. Juni 1968:

Ohne Wirtschaftsprosperität bleibt auch die Freiheit für die Massen der Werktätigen ein zur Hälfte leerer Begriff. Die Wirtschaft ist nämlich der gemeinsame Nenner des Staates. Die Verfolgungen in der Vergangenheit haben nur einen Teil der tschechischen oder slowakischen Nation in Mitleidenschaft gezogen. Widerrechtlich eingekerkert war nur der kleinere Teil der Bevölkerung, was freilich nicht bedeutet, dass die nicht Betroffenen schweigen sollten. Auch das

Mass des Drucks auf die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und Schichten war verschieden stark. Die Verarmung der Wirtschaft jedoch hatte alle unmittelbar berührt. (...)

Die anhaltende Täuschung jedoch musste bittere Früchte tragen. Der einfache Bürger, der nicht die Möglichkeit hatte, hinter die politischen Kulissen zu schauen, der Mensch, der zwanzig Jahre lang das Wirtschaftsleben mit seinen Händen gestaltete, hat sich offenbar im Unterbewusstsein gegen die Vorstellung gewehrt, dass unsere Gesellschaft weder seinen ursprünglichen Träumen noch den Vorstellungen vom wissenschaftlichen Kommunismus entspricht. (...)

Jeder von uns war längere oder kürzere Zeit, gewollt oder ungewollt, eine Stütze des Machtsystems, das nicht nur der allgemeinen sozialistischen Moral, sondern auch den ursprünglichen Vorstellungen der Klassiker widersprochen hat. Viele von uns haben dann nicht mehr die rosa Brille abnehmen können, weil sie des Bewusstseins der tieferen Zusammenhänge unseres deformierten Lebens verlustig gingen.

Ja, und dann, als im Jahre 1968 die Truppen des Warschauer Vertrages in die ČSSR einrückten, war mein erster Weg sofort in die Botschaft der Tschechoslowakei. Dort waren die Botschaftsangestellten, die erklärten uns, dass dieser Einmarsch von der Regierung der Tschechoslowakei, der damaligen Regierung, nicht gewollt war. Es waren nur ganz, ganz wenige Funktionäre, die die sowjetischen Truppen um Hilfe herangeholt hatten.

Ich bin dann hingegangen, habe einen Druckkasten gekauft und habe mir selber Flugblätter gemacht, da stand drauf:

Es lebe der Marxismus-Leninismus!

Breshnew, bist Du wahnsinnig?

Schluss mit der Aggression gegen die ČSSR!

So, und diese Flugblätter hab ich dann verteilt. Bin erst zum Bahnhof Friedrichstrasse, denn da kamen ja viele Leute, und denen hab ich dann die Blätter gegeben. Also mir war alles egal in dem Augenblick. (Ich habe früher eine schwarzrotgoldene Fahne gehabt, da war das Emblem von Walter Ulbricht drin, so sag ich das mal heute. Ich war so in Wut, ich hab' die Fahne genommen und hab' draufgetreten und hab' sie in eine Mülltonne geschmissen. Das sollte jeder sehen im Hause. So in Wut war ich.) Die Leute kamen und haben genommen. Und wenn da so fünf, sechs standen, bin ich wieder weitergezogen. Hab die reden lassen, hab mich dann nicht mehr daran beteiligt.

Und dann bin ich zur Auguststrasse. Ich wollte in «Clärchens Ballhaus». Und komm um die Ecke, und da kommen drei junge Burschen, und ich hab' denen natürlich auch ein Blatt gegeben. Der eine hat's genommen und weggeschmissen, der andere, der schnappte sich ein Blatt, und dann stürzten sich alle drei auf mich. Der eine mit Revolver. Sie ergriffen mich, ich konnte nichts mehr machen. Ich hab ja keine Kanone gehabt. Was sollte ich da machen? Und dann wurde ich zur Polizei gefahren. Keibelstrasse. Die Polizisten sagten dann zu mir: Wat hamse denn da jemacht? Warum machense denn sowat? Krijense zu wenich Geld? Is Ihn' Ihr Lohn zu kleen? Wollnse mehr verdien'? Ich sage, nee, darum geht's doch garnich. Es geht doch darum, das is 'ne Aggression, was da gemacht wird.

Aus: Berliner Zeitung, 27. August 1990:

Laut den bisher streng geheimgehaltenen Protokollen des Prager Innenministeriums sind in den ersten sieben Tagen nach der Niederschlagung des «Prager Frühlings» 94 Menschen getötet und 345 schwer verletzt worden. In den sieben Tagen bis zur Rückkehr der nach Moskau verschleppten damaligen ČSSR-Führung sind 53 tschechoslowakische Bürger erschossen worden, der jüngste ein 13jähriger Junge. Die Schützen seien durchweg sowjetische Soldaten. 38 Tschechoslowaken, unter ihnen zwei 15-jährige Mäd-

chen, seien von Panzern und anderen Militärfahrzeugen überfahren worden, und 3 Personen seien auf andere Weise ums Leben gekommen.

Die Polizisten, die waren ja nicht so. Die haben mir noch eine anständige Schüssel Nudelsuppe hingestellt. Und am nächsten Tag wurde ich abgeholt. Also, es war richtig unwürdig, sofort die Hände zusammen, die *Acht* drum, wie ein Verbrecher. Und dann ging's ab nach Pankow. In die Untersuchungshaft. Da war ich erst einmal mit einem Studenten zusammen, der kam aus Zerbst, und der wollte von der Tschechoslowakei aus türmen. Und ist ergriffen worden. Dann war ich mit einem gewissen Lehmann aus Dortmund zusammen, der sass ein ... Angeblich hat er Spionage gemacht. Naja, er hat mir selber erzählt, was er gemacht hatte. Später sass ich dann mit einem zusammen, den haben sie immer *Gauleiter* gerufen. Der hat feste Propaganda gemacht für die Nazis. In der U-Haft. Ja, ja, der hat laut Führerreden gehalten, «Heil Hitler» geschrien und so was alles. Und der hat dann noch erzählt, wie er die Volkspolizei zusammengedroschen hat, vorm Staatsratsgebäude.

Na, ich musste auch des Öfteren zum Vernehmer hin. Nun war das bei mir aber so, ich hatte keinen Mittäter. Ich hab's ganz alleine gemacht. Weil nämlich im Betrieb keiner dafür war. Da hab ich das auf eigene Faust gemacht. Und die Staatssicherheit, die wollte natürlich immer, ich sollte die andern auch noch nennen, die da mitgemacht haben. Konnte ich aber nicht. Und wenn – nicht wahr, hätte ich es sowieso nicht gesagt: «Bandenbildung», da gibt's ja gleich noch was dazu.

Ein halbes Jahr war ich in der Untersuchungshaft. Es war immer fürchterlich, wenn die Wachleute reinkamen, dann musste man sich immer so an die Wand stellen, Mütze ab und strammstehen. Und wenn man Rundgang hatte oder so was, dann durften immer nur die zwei, die in einer Zelle waren, zusammen gehen. Oben war ein Wachturm, der konnte in alle Gänge reingucken. Ein Gitter war auch drüber. Es wurde niemals so gemacht, dass man einen andern gesehn hat. Das gab's nicht. Nur durch Zuruf oder durch Klopfzeichen und so hat man sich verständigt. Deshalb wussten wir ja

schon alle, wie viel wir bekommen. Das wusste schon jeder. Das war ein festgeschriebenes Mass. Die andern haben es dann schon gerufen: Zweieinhalb Jahre gibt's dafür!

Am 15. September bin ich eingeliefert worden, und der Prozess, der fand Februar, März statt, ich weiss es jetzt nicht mehr so genau. Da wurde ich dann hingefahren, in die Littenstrasse, glaub' ich. Und dort haben sie mir die *Acht* abgenommen. Vor mir ging einer, ich ging in der Mitte, nach mir ging einer. Die waren alle in Zivil, damit die andern, die im Gericht auf den Gängen waren, nichts mitkriegten. Dann kam ich in den Gerichtssaal rein, da war die Öffentlichkeit nicht zugelassen. Es war untersagt. Es himmelten dann bloss ein paar Lümmel von der Stasi rum. Leider weiss ich heute nicht mehr, wie der Richter hiess. Das hab ich mir nicht gemerkt. Einen Rechtsanwalt hatte ich auch. Ich wollte ja keinen haben, aber die haben gesagt, ich muss einen nehmen. Da war's mir auch egal.

Ja, dann wurde ich eben angeklagt, was für Verbrechen ich gemacht habe. *Staatsfeindliche Hetze, Konterrevolution, Konterrevolutionäre Verbrechen* und was da alles war. Ich war ein Konterrevolutionär. Ein konterrevolutionärer Verbrecher. Ich kann nicht die Nummer des Paragraphen sagen. Hab ich mir nicht so gemerkt. Jedenfalls das eine weiss ich noch. Ich war ja auch Mitglied der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft. Da sagte einer von den Schöffen: «Na, sagen Sie mal, Sie waren doch Mitglied der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft!?» Ich sagte: «Ja, war ich.» «Und wie kamen Sie dann dazu, so etwas zu tun?» «Na, passeuse auf, das is ganz einfach», sagte ich, «sehen Sie, wenn ich einen Freund habe, und ich betrachte die Sowjets ja als Freunde, und wenn ich sehe, dass die etwas verkehrt machen, dann gehört's doch wohl zur Freundschaft, dass man einem Freund das sagt.»

Da schrie der Richter mich an, ich solle sofort aufhören und nicht hier noch antisowjetische Hetze betreiben. Und so was nennt sich Richter. Auf deutsch gesagt: ein Strolch! Wenn ich den heute sehen würde ... na ja, ich würde ihm keine klatschen, das macht man ja nicht, dafür ist man ja ein anständiger Mensch. Aber ich würd' ihm die Meinung sagen. Danach hab ich gesagt: Sie können mich jetzt fragen, was Sie wollen. Ich gebe keine

Antwort mehr. Ich sage nichts mehr. Es hat keinen Zweck hier. Ich hab dann auch nichts mehr gesagt. Naja, man hat mich dann verurteilt: zweieinhalb Jahre. Hab' die Zeit voll abgesessen. Es gab welche, die haben ein Bittgesuch eingereicht und geschrieben, dass sie ihren Fehler einsehen. Dann konnte man ein Jahr eher gehen. Aber das hab' ich nun nicht gemacht. Ich war immer der Meinung, ich war im Recht, und da hab ich mir gedacht, da sitzt du lieber die ganze Zeit. Nee, denen kriech ich nich zu Kreuze! So hab ich im Stillen gedacht.

Im Haftarbeitslager waren auch welche, die waren in der Armee gewesen und waren schon eingerückt in die Tschechoslowakei. Aber aufgrund dessen, was sie da erlebt haben, was sie gesehen haben, da haben die gesagt: Was suchen wir hier überhaupt? Ich mache nicht mehr mit. Fünf Jahre haben die dafür bekommen. Fünf Jahre mussten die dafür sitzen. Und dann waren da noch Bibelforscher, mit denen hab ich mich auch unterhalten. Da war einer dabei, ein Alter, der war von 1933 bis 1945 im KZ gewesen. Und 1945 wurde er befreit durch die Rote Armee. 1948 kam schon wieder das Verbot für die Zeugen Jehovas. Das sind ja ganz sture Pazifisten. Die fassen keine Knarre an. Die lassen sich lieber den Kopp abschlagen. Und die tun ja eigentlich keinem was. Und der Alte, der war schon da im Lager seit 1948 (und ich war 1969 da!). Der hat zu mir gesagt: «Seit 1933 bin ich nur im Gefängnis.» Die brauchten nach 1948 nur eines zu machen – unterschreiben, dass sie dem Glauben, den sie haben, abschwören. Schon konnten sie rausgehen. Der Alte, der hat mir dann erzählt, dass er sogar Krach mit seiner Tochter gekriegt hat. Die hat gesagt: Papa, unterschreibe das. Er hat gesagt: Das geht nicht. Dem haben sie alle Zähne ausgeschlagen. In der Nazizeit. Und die waren trotzdem überzeugt. Die sassen meistens zusammen, die Brüder – am Tisch. Die waren eigentlich immer noch fröhlich und lustig. Die fühlten sich noch wohl.

Ich bin nie geschlagen worden. Weil ich nicht so weit gegangen bin. Ich hab sie nicht herausgefordert. Aber ich hab einen gekannt, der hat sie herausgefordert. Der ist danach in den Keller gekommen, und ein anderer hat erzählt, dass er im Keller ganz schön Senge gekriegt hat. Und wir haben den auch nicht mehr gesehen.

Der ist weggekommen. Im Haftarbeitslager hab ich im Transport gearbeitet, in einer Lagerhalle ausserhalb. Dort kamen jeden Monat LKWs an, vollkommen vollgeproppt mit westlichen Waschmitteln. Ja, und die mussten wir in Papiertüten umfüllen. Die Stasi hatte die alle aus Paketen rausgenommen, die verschiedensten Sachen, ob das *Sanso* war oder *Weisser Riese*. Alles, was es gab. Jetzt ist aber Folgendes passiert. Es kam doch manchmal vor, dass in so einem Paket was drin war. Geld war drin, es waren aber auch Hefte drin, Zeitungen. Das meiste an Zeitschriften, was ich hatte, das war von den Bibelforschern, das sind wohl die aktivsten. *Erwache* und so was. Dann hab ich auch den *Vorwärts* gehabt von der SPD. Oder was von der CDU oder von der Landsmannschaft: Und ich konnte immer welche ins Lager reinschmuggeln. Aber ist einer gewesen bei uns auf der Stube, der war ein alter Nazi, Fahnenjunker in der Wehnnacht. Der hat sich gerühmt, dass er in Oradour dabei war, wo die Frauen alle in die Kirche getrieben wurden: dass sie die alle reingejagt und dann umgebracht haben. Und der hat das mit den Schriften gemeldet. Beim Polit-Hauptmann. Erst hab' ich abgestritten, ist doch ganz klar. Aber der Hauptmann hat all die Dinger auf den Tisch gelegt und gesagt, der Heinz Skotazek hätte mich angezeigt. Ich sage zu ihm: Gloobense doch nich diesem alten Nazi, det is doch'n ganz alter dreckiger Faschist! Da sagt der Hauptmann zu mir: Passense ma uff, wat hier'n Faschist is und wat'n Nazi is, das bestimm' nich Sie, sondern das bestimm' wir. Hamse verstanden?

Und dann gab's vier Wochen strengen Arrest, im Keller. Der war, na ich schätze, einzwanzig, eindreissig breit, vielleicht zwei Meter lang. Dunkelzellen. Und da waren mindestens vierzig Grad Wärme drin. Denn die ganzen Rohre, die gingen durch die Zellen durch. Und das war ein Klappern. Das knallte und klopfte wie noch nie. Und dann wars dunkel. Und die Rohre knallten in einer Tour. Und wenn ich das Knallen und Poltern im Rohr gehört hab, da hab ich mir Melodien zusammengereimt. Ich hab mich immer so da hineinversetzt, als ob ich da Musik hören würde. Und dann ging die Zeit auch ganz gut vorbei.

Naja, dann kam die Zeit meiner Entlassung. Wir mussten versprechen, dass wir über die ganze Zeit nichts sagen. Ich hab wieder angefangen in meinem Betrieb. So, und dann war ja klar, dass bei mir nichts mehr zu holen war. Es ist ja wohl klar, dass für mich der Sozialismus tot war. Der war totgetrampelt. Ich konnte nicht mehr an diese Sache glauben. Und dann sollte eines Tages ein Subbotnik gemacht werden. Ich die Hand hoch: «Kollege Gürtler, ich werde nicht mitmachen!» «Mein lieber Kollege Loesner», sagte er daraufhin, «wenn du versuchst, die Kollegen aufzuhetzen, dann landest du wieder dort, wo du hergekommen bist, wo du mal warst!» «Nun passt mal auf», sag ich, «die ihr euch hier Kommunisten nennt. Ihr könnt eure Zäune und eure Mauern so hoch machen, wie ihr wollt. Merkt euch das: vor euch hab ich keine Angst mehr. Stacheldraht, alles könnt ihr machen. Aber bei mir nicht mehr. Ich bin befreit. Gott sei Dank, ich bin ein freier Mensch geworden. In der Haft ist mir alles runtergefallen. Meine ganze Weltanschauung ist zerbrochen.» Ich fühlte mich wirklich befreit. Ich dachte, ich bin freier als die Weltstadt.

Das Bewusstsein, nie wieder für diesen Staat einen Finger krumm zu machen, gab mir Kraft

Brigitte Wieberneit, geb. 1945; vor der Verhaftung Sekretärin an der Akademie der Wissenschaften; Anklage: Spionage, Staatsverrat, Geheimnisverrat, Republikflucht; Urteil: 8 Jahre 6 Monate, in Haft von Oktober 1971 bis Dezember 1972 (Amnestie); Gefängnisse: MfS-U-Haft Berlin-Hohenschönhausen, Strafvollzug Bautzen II.

Mein wirkliches Vergehen bestand darin, dass ich im Oktober 1970 mit meinem damals fünfjährigen Sohn in den anderen Teil Deutschlands wollte. Nach mehrmonatiger Einzelhaft in Hohenschönhausen wurden mir dann solche extremen Paragraphen angelastet wie Geheimnisverrat, Staatsverrat, Spionage, staatsfeindliche Agententätigkeit, Republikflucht und noch weitere dubiose Paragraphen, die ich nicht behalten konnte oder wollte. Für mich war das Ganze eine derartige Farce, dass ich bei meinem Urteil nur habe lachen statt weinen können. Fünfundzwanzigjährig, begriff ich die Welt nicht mehr und begann schon an meinem Verstand zu zweifeln.

Bei meinem Berufungsverfahren wurden ein Paragraph und ein Jahr zurückgenommen. Man nahm die Republikflucht zurück, das einzige, was mir nach damaliger Gesetzgebung wirklich hätte angelastet werden können. Ich hatte es mehrfach vor, habe es immer zugegeben und nie abgestritten. Alle anderen «Vergehen» waren an den Haaren herbeigezogen. Ich hatte schon damals den Verdacht, dass die Vernehmer entweder einen Orden oder eine hohe Prämie dadurch einheimsen konnten, dass sie «Staatsfeinde» – mit welchen Mitteln auch immer – aus dem Boden stampften.

Deshalb kam ich mit Wut im Bauch, angeschlagen zwar, doch nicht ohne Hoffnung und mit offenen Sommersandaletten mitten im Schneewinter 71/72 aus Bautzen zurück. Das Bewusstsein, nie wieder für diesen Staat einen Finger krumm zu machen, gab mir enorme Kraft.

Das Schlimme ist ja: das hängt einem an, auch wenn es nicht stimmt

Friedrich Gronau, geb. 1920; vor der Verhaftung Maschinenschlosser im Stahl- und Walzwerk Hennigsdorf Anklage nach Artikel 6 der Verfassung der DDR sowie Kontrollratsdirektive 38, Abschnitt II; Urteil: 15 Jahre, in Haft von 1952 bis 1964 in Brandenburg.

Als ich aus der Kriegsgefangenschaft kam, war ich beim Baustab 101/102, der unterstand den sowjetischen Streitkräften. Wir waren kompaniemässig organisiert, hatten uns freiwillig verpflichtet, alles Leute, die keinen Anhang hatten (ich hatte keinen Vater, keine Mutter, die sind damals mit der *Wilhelm Gustloff* untergegangen, auch meine erste Frau mit dem Sohn, der hiess Peter). Wir haben bei Kietz-Küstrin die Brücke gebaut mit den geheimen Sprengkammern. Dann in Rüdersdorf – ich war als Schlosser tätig, wurde als Meister eingesetzt – hab ich mich gefragt, aus welchem Grund hast du jetzt diesen Bunker gebaut. Da waren sogar Laufgräben, Schützengräben, MG-Stellungen und so weiter und so fort. Und das hat mir zu denken gegeben. Und da bemühte ich mich, irgendwie zu erfahren, warum und weshalb und ob hier Krieg vorbereitet wird. Das war 1948. Denn ich wollte den Schwur, den ich mit anderen Kameraden in Kriegsgefangenschaft geschworen hatte, keine Waffe mehr anzufassen, halten. Das hab ich bis heute getan. Ich war gegen den Krieg. Ich hab das Elend gesehen in der Gefangenschaft, wo aus einem Lager von 10.000 Mann am Schluss noch zwei übrig waren. Wir haben doch Schicksalsschläge genug gehabt, und jede Mutter hat genug aufzupassen.

Nachdem ich von der MAS Golzow (Maschinen-Ausleih-Station) die Kündigung gekriegt hatte, wegen politischer Unzuverlässigkeit, bin ich nach Hennigsdorf gegangen ins Stahlwerk. Hat mir auch alles gefallen: Die Kameradschaft war gut, die ganze betriebliche Atmosphäre war gut. Ich war Reparaturschlosser an den Siemens-Martin-Öfen. So was Primitives hatte

die Welt noch nicht gesehen. Ich hab mir aber gesagt, naja, Aufbau ist Aufbau. Und dann hat der Russe uns eine Walzstrasse geschenkt. Aber umsonst schenkt der nie was. Dann sagte mir ein Schmelzer, hier schmelzen wir besonderen Stahl. Und ich interessierte mich dafür, was das wohl für Stahl sei. Und es stellte sich raus, dass dort Stahl für Panzer gewalzt wurde.

Ich war ja nicht direkt gegen den Kommunismus (was wir hier hatten, war ja kein Kommunismus; Kommunismus sagt ja ganz was anderes aus), sondern ich war gegen den Wiederaufbau einer Militärmacht. Ich hab mir gesagt, wo kann ich, was kann ich und wie kann ich ... Dass ich eines Tages dafür büßen muss, das war mir auch klar, bloss dass es so lange dauern würde ... Was ich wirklich gemacht habe? Ich hab Flugblätter verteilt, wo draufstand *Von Moskau bezahlt* oder so. Und ich hab ein Stück von dem Stahl weggebracht nach Westberlin.

Der Staatsanwalt des Potsdam, den 2. Oktober 1952 Bezirkes
Potsdam

Az. I 309/52 Haftsache!

ANKLAGESCHRIFT

1. Der Bauschlosser Wilhelm Kiefer (...)
 2. der Maschinenschlosser Friedrich Gronau, geb. am 23. April 1920 in Danzig, wohnhaft in Golzow/Oderbruch, Winkelstrasse 5, deutsch, verh., nach seinen eigenen Angaben nicht vorbestraft – Strafregisterauszug wird nachgereicht – seit dem 13. Juni 1952 in Untersuchungshaft in Potsdam
 3. der Maschinenschlosser Georg Panitz (...)
- werden angeklagt, als Agenten der Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit und der unter «UgO» getarnten Agentenzentrale Berlin-Kreuzberg, Wilhelmstrasse 10, seit März 1952 in Leegebruch sowie im Stahl- und Walzwerk Hennigsdorf Hetzschriften verbreitet zu haben; des Weiteren lieferten sie Spionageangaben

HO

über die Wirtschaft der DDR, der Volkspolizei sowie der Sowjetarmee und Stimmungsberichte über die Bevölkerung in der DDR, mit hetzerischem Inhalt;

darüber hinaus haben die Angeschuldigten im Mai 1952 geplant, mit Sprengstoff und unter Anwendung von chemischen Säuren die Planerfüllung an ihren Arbeitsplätzen zu sabotieren.

Verbrechen nach Art. 6 der Verfassung, in Verbindung mit Abschn. II Art. III A der Kontr.-Dir. 38

Warum bin ich denn rebellisch geworden im Gerichtssaal? Weil man mir die Sache mit dem Sprengstoff unterschieben wollte. Weil es eine Lüge war mit der Sabotage. Ich musste nach vorn kommen zum Richter, der gab mir einen Zettel mit einem Text und meiner Unterschrift, und ich musste den Text vorlesen. Und da stand dann drauf, dass ich die Sache mit dem Sprengstoff machen wollte. Und ich hab gesagt, das ist zwar meine Unterschrift, aber so was hab ich nicht gesagt, das stimmt nicht, es entspricht nicht der Wahrheit. (Ich weiss nicht, was ich alles unterschrieben habe, ich weiss bloss, nach der Vernehmung, die ging ja oft die Nacht durch, da bin ich schon beim Essen eingeschlafen, da sind mir die Augen zugefallen. Ich weiss noch, dass immer alles schon vorgeschrieben war, mit Schreibmaschine ...) Und ich hab dann wiederholt, dass es nicht einmal einen Gedanken an Sprengstoff gegeben hat. Gesprochen wurde von Stahl.

Ich wurde dann unterbrochen, ich sollte schweigen, und da hab ich gesagt, wenn das die Gerechtigkeit sein soll, dann werd ich mein Leben lang gegen den Kommunismus kämpfen. Für diesen Satz bekam ich drei Jahre mehr. Fünfzehn statt zwölf. Zu meiner Tat habe ich gestanden. Und ich gehe nicht davon ab. Aber ich gehe auch davon nicht ab, dass da irgendwas inszeniert werden sollte, und dazu wurde ein Mensch gesucht, und das sollte ich sein. Mein Vernehmer hatte mir sogar mit der Todesstrafe gedroht. Todesstrafe ist klar, hat er gesagt.

Einmal hatte ich acht oder neun Stunden Vernehmung mit einem, der die ganze Zeit, also acht bis neun Stunden, dasass mit der Hand vorm Gesicht, dass die Augen nur zwischen den Fingern rausgeguckt haben. Hinterher hat mir dann mein Vernehmer gesagt: Das war der grösste Vernehmer, den wir in Berlin haben: Herr Mielke. Ich kannte ihn nicht. Damals war Zaisser noch Minister für Staatssicherheit.

Was konnte man mir denn überhaupt vorwerfen? Die Wahrheit: Ich wusste dies, und ich wusste das, und dass Vorbereitungen zum Kriege getroffen wurden, das wusste ich, und da musste ich ausgeschaltet werden. Ich war zu bekannt im Stahlwerk. Die wollten ja damals schon streiken, 1951. Da hätten die mich bestimmt zum Tode verurteilt, wenn ich an der Spitze der Kolonne angekommen wäre. Der eine hatte ja schon gesagt: Fritze, steig da rauf, red zu uns. Es war ja nicht, dass sie nicht arbeiten wollten. Die haben ja gearbeitet. Aber die fühlten sich bedrückt, die fühlten sich verraten und verkauft. Und überall die Roten Ecken. Die Freiheit, oder die sozialistische Freiheit – alles pure Lüge. Und ich hab mir gesagt, irgendwas musst du machen, irgendwas muss passieren, damit es nicht so weitergeht.

(...) war der Angeschuldigte Gronau der Ansicht, dass der Siemens-Martin-Ofen mit Sprengstoff auseinandergejagt werden könne. Er bot sich dabei an, dieses Verbrechen selbst zu begehen. Einer der mitanwesenden Agenten der KGU erörterte seinen Plan, wie es möglich wäre, mit einem starken Wasserrohr mit 6 atü Wasserdruck den Ofen auseinanderzujagen. Auch hierzu erklärte sich der Angeschuldigte bereit.

(...) Dem Mitangeschuldigten zu 3), der auch Mitglied der sogenannten illegalen Kampfgruppe war, gab er den Auftrag, ihm bei der Beschaffung von Fotografien aus dem Stahlwerk behilflich zu sein, und zwar sollte der Angeschuldigte zu 3) Aufnahmen von 2 Wachtürmen sowie von den neuen Generatoren und den Schiffschrauben, die in der Giesserei hergestellt werden, machen, die dann vom Angeschuldigten zu 1) der Agentenzentrale übermittelt werden sollten.

(...) nahm er ca. 200 Klebezettel und Hetzschriften mit, die er in Seelow und an seiner Arbeitsstätte verteilte. Bei einem dieser Treffs erhielt er auch den Auftrag, Verbindung zum MfS aufzunehmen. Am 28. 5. 52 übergab er der Werkkripo eine grössere Menge von Hetzschriften, die er angeblich im Werk gefunden haben will. Es handelt sich offensichtlich um Hetzschriften, die er selbst ins Werk eingeschleust hat und die er jetzt abgab, um auf diese Weise, unter der Begründung, an der Entlarvung der Tätigkeit feindlicher Elemente teilzunehmen, sich das Vertrauen der MfS-Dienststelle zu erwerben und dadurch die Verbindung herzustellen. Durch seine Verbindungsaufnahme zu unseren Sicherheitsorganen hoffte der Angeschuldigte, seine illegale Gruppe besser schützen zu können.

Es stimmt, dass ich Flugblätter verteilt habe. Es stimmt auch, dass ich mich in die Staatssicherheit einschleusen wollte. Aber was nicht wahr ist, kann ich nicht auf mir sitzen lassen: Sabotage ist doch eine kriminelle Handlung. Ich bin doch keiner, der etwas in die Luft sprengt. Ausserdem ist die Sache mit dem Wasserstrahl einfach lächerlich: Da ich an den Öfen gearbeitet habe, wusste ich doch, dass ich dabei mich selbst mit in die Luft gejagt hätte. Erfunden ist auch, dass wir mit Fotos aus dem Werk Hetzpropaganda gemacht haben.

Tatsächlich war es so: Wir hatten eine Wohnung, da wohnten Schwiegervater, Schwiegermutter, ich und meine Frau und der Horst, der war damals noch klein. Und da stand eine Wahl bevor, und da wurde natürlich Wahlpropaganda gemacht. Und einmal kamen Leute von der Zeitung und wollten mich dazu fragen. Und ich hab gesagt: Was schreit ihr denn so rum, solange ich in einer Bude, die noch dazu kaputt ist, mit vier mal vier Quadratmetern hocke. Da sagten die: Das müssen wir fotografieren. Ich hab gedacht, die sind von der *Berliner Illustrierten*. Ja, Schiete, die waren von drüben. Und der hat uns wirklich fotografiert, der hat die Bude fotografiert, nur statt vier mal vier, was ich gesagt hatte, hat er vier Quadratmeter geschrieben. Und das haben sie mir natürlich stramm vorgehalten.

Und was die Fotos von den Schiffsschrauben und den Generatoren angeht – wieviel Dummheit gehört zu so einem Vorwurf. Notfalls kann ich als Schiffsmaschinenschlosser so eine Schiffsschraube aufzeichnen und ausmessen, da wissen die andern, was die für eine Schubkraft hat. Soviel Dummheit gibt es gar nicht, dass wir die hätten fotografieren müssen. Genauso mit den Generatoren. Die haben sie schon beim alten Flick gehabt. Bloss beim alten Flick haben sie Koks genommen, und hier haben sie das mit Braunkohle gemacht.

Und die Wachtürme? Gewiss standen da überall Wachtürme, wo ich mir gesagt hab: Wir sind hier eine freie Wirtschaft, ein freier Betrieb, aber vorne Polizei, hinten Polizei, ringsum Posten, und einer ging mit dem Hund. Mein Ziel war, dass keine neue Militärmacht aufgestellt werden sollte. Dass wir Polizei haben mussten, das war klar, aber die muss nicht nur für den Staat, für die da oben dasein, sondern für das Land, nicht für die Regierung. Auch Kriminalisten mussten sein, aber nicht so viel Militärisches: die GST (*Gesellschaft für Sport und Technik*), die Kampfgruppe, die Polizei, die Armee, der Staatssicherheitsdienst; hier waren ja paar Millionen unter Waffen. Vielleicht gefiel mir auch das ganze System nicht. Aber mein Grundsatz war, dass kein Krieg kommen darf. Alles andere hätten wir ja so regeln können.

IM NAMEN DES VOLKES

StKs. 211/52

In der Strafsache gegen

den Bauschlosser Wilhelm Kiefer (...)

den Maschinenschlosser Friedrich Gronau (...)

den Maschinenschlosser Georg Panitz (...)

wegen Verbrechens nach Art. 6 der Verfassung der DDR in Verbindung mit Abschn. II Art. III Ader Kontr.-Dir. 38 wurde in der Sitzung des I. Strafsenats des Bezirksgerichts Potsdam vom 12. Dezember 1952 für Recht erkannt:

der Angeklagte Kiefer zu einer Zuchthausstrafe von 15 Jahren, der Angeklagte Gronau zu einer Zuchthausstrafe von 15 Jahren, der Angeklagte Panitz zu einer Zuchthausstrafe von 4 Jahren verurteilt. Das Vermögen der Angeklagten wird eingezogen.

Schon bald nach der Verurteilung haben sie mich zur Scheidung gedrängt, und sie haben mich bekniert: Trennen Sie sich von der Frau. Immer wieder haben sie mir erzählt: Deine Frau geht fremd, geht als Prostituierte, heute haben wir sie wieder mit einem fremden Mann im Bett angetroffen: Nutte – wie man solch eine Frau so runtermachen kann – das sind keine Menschen. Als ich dann nach dem Nervenzusammenbruch aus dem Krankenhaus rauskam, haben sie mich erst mit zwei Mördern zusammengespart, davor war ich in Einzelhaft.

Dann kam ich zu einem Kriminellen, der hatte schon unter Hitler wegen Rauschgift gesessen und sass auch jetzt wieder wegen so einer Sache. Ich bin ja gegen Rauschgift, das ist eine ganz schlimme Sache, aber – ich weiss nicht, warum – dieser Mann war für mich eine Stütze. Eine andere Stütze war – ausser meiner Frau – meine Schwiegermutter. Die hat mir einen Brief geschrieben ins Gefängnis und hat zu meiner Frau gesagt, dass sie mich nie verlassen soll. Das rechne ich ihr hoch an. Den Brief habe ich ein halbes Jahr bei mir getragen, im Schuh, im Absatz. Die hatten mir doch die orthopädischen Schuhe weggenommen, und ich musste einfache Schuhe tragen ohne Einlage, und da hab ich mir dann aus Zeitung eine Einlage gemacht, und dort steckte der Brief drin. Eines Tages kam Filzung, und er war weg. Gleich nach meiner Entlassung wollten sie meinen Sohn Horst als Spitzel werben. Sie hatten ihn mitgenommen nach Seelow, da war er vielleicht 17 oder 18, und in eine Dunkelzelle gesperrt. Und als sie nach seiner Freilassung noch mal kamen, da ist meine Frau dazwischengegangen und hat gesagt, jetzt ist Schluss, und hat sie weggejagt. Das war Courage. – Freunde gab's dann nicht mehr. Verschiedene, die sich danebenbenommen hatten

gegenüber meiner Frau, haben später versucht, was wiedergutzumachen, und was vom Schlachten mitgebracht, aber als ich am 12. Dezember 1964 nach Hause kam, da konnte ich nichts essen, da war ich das Knastessen gewöhnt.

Ich wollte dann Lehrscheisser werden, wollte junge Leute ausbilden; das durfte ich nicht machen. Ich durfte noch nicht mal als Pförtner gehen, weil da Telefongespräche ankamen. Das Schlimme ist ja bloss: Wenn man einmal schlechtgemacht ist, hängt einem das an, auch wenn es nicht stimmt. Wie soll ich das heute noch beweisen?

Sie gaben Bürgern die Möglichkeit, den Westberliner Fernsehfunk anzusehen

Otto Sette, geb. 1901; vor der Verhaftung Landwirt; Anklage nach § 19 Abs. 1 Ziff. 1 und 2 StEG; Urteil: 2 Jahre und 3 Monate; in Haft 1961 bis 1962.
Martin Sette, geb. 1941, vorder Verhaftung Lehrling; Anklage s. o.; Urteil: 1 Jahr und 2 Monate.

IM NAMEN DES VOLKES

(...) Gründe:

Die Beschuldigten haben seit Herbst 1959 in ihrer Wohnung in Golzow, Kreis Seelow, Ausbau 39, durch den Westberliner Fernsehfunk Hetze gegen die Arbeiter-und-Bauern-Macht sowie andere Völker verbreitet. Sie ermöglichten es Bürgern aus Golzow, sich Sendungen des Westberliner Fernsehfunks anzusehen, wobei es sich zum grössten Teil um Hetzsendungen wie «Abendschau», «Tagesschau» und andere handelte.

Diese Sendungen richteten sich gegen die gesellschaftspolitischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in unserem Arbeiter-und-Bauernstaat sowie den Ländern des Sozialismus. In diesen Hetzsendungen wurde die DDR als «Ostzone» bezeichnet, die Regierungsmitglieder «Diktatoren» genannt und behauptet, in den sozialistischen Staaten gäbe es keine Freiheit.

Eine besondere Gesellschaftsgefährlichkeit ihrer Verbrechen kommt darin zum Ausdruck, dass sie Bürgern in der Zeit nach dem 13. August 1961 die Möglichkeit gaben, die forcierte Hetze des Klassengegners durch den Westfernsehfunk zu hören. Deshalb wird es in der anzuberaumenden Hauptverhandlung darauf ankommen, den Beschuldigten verständlich zu machen, dass sie auf das Gröblichste die Interessen der werktätigen Bevölkerung unseres Staates verletzt haben und als Feinde unserer Republik handelten.

Mein Gott, Bäume: euch geht's genauso beschissen wie mir

Angela Kowalczyk, geb. 1965; vorder Verhaftung Lehrling im VEB IFA-Vertrieb Berlin, zur Zeit des Interviews Verkäuferin im KWO Berlin, jetzt Wahrsagerin; Anklage: Öffentliche Herabwürdigung (§ 220); Urteil: 2 Jahre Bewährung (Androhung: 2 Jahre 6 Monate) in Haft von Januar bis März 1982; Gefängnis: Untersuchungshaftanstalt Berlin-Pankow.

Im Januar 1982 – ich hab damals noch im Autoersatzteillager gearbeitet, beim IFA-Vertrieb als Verkäuferin – da kam eines Tages der Chef nach hinten und sagte: «Na, haben Sie denn was ausgefressen, da sind zwei Herren von der Polizei.» Ich hab mir mein Teil schon gedacht, hab' aber natürlich cool getan, bin dann noch mal in den Waschraum rein, dort traf ich eine Kollegin, und irgendwie hat mir mein Gefühl schon gesagt, was jetzt passiert. Ich bin ihr also um den Hals gefallen und hab gesagt: «Du, Anke, wir sehen uns nicht wieder, ich geh jetzt in den Knast.» Sie sagt: «Du bist ja verrückt, du spinnst ja.» Ich sag: «Nein, ich weiss, das ist jetzt absolut mein Abschied hier.»

Es kam dann auch so. Ich bin den beiden ganz ruhig entgegengetreten, hab' mich so richtig schön gefasst, die waren auch sehr freundlich, ja, und was sie mir dann gesagt haben, Klärung eines Sachverhalts, war ja immer das Typische. Sie haben mich also mitgenommen. Ich hab' erst gar nicht gewusst, wohin und alles. Ich musste dann die Nacht in der Keibelstrasse zubringen. Erfahren, dass ich verhaftet bin, hab ich erst am nächsten Tag. Vorher zig Stunden Verhör, und immer noch diese Ungewissheit. Im Verhör kamen sie immer wieder auf die Flugblätter zu sprechen. Die hab ich selber mit der Schreibmaschine geschrieben, so viele Durchschläge man mit der Maschine machen kann.

Anklage

Wir sind im Unrecht, wo immer wir bleiben, in diesem Staat dürfen wir uns mit «Arbeit» die «Freizeit» vertreiben.

Hat jemand wirklich mal kein Glück, stösst man ihn immer weiter zurück.

Er darf zwar singen: unser Staat der ist schön, aber unsere Interessen kann niemand verstehn. Wir wollen nicht kämpfen, wir wollen nicht siegen, wir wollen bloss unsere Anerkennung kriegen. Wir lieben Musik, die brennt wie das Feuer, aber die finden die Leute schon wieder ungeheuer. Wir hassen das Schöne, denn jeder soll sehen und an unserem Ausdruck die Wahrheit verstehen. Es gibt sehr viele, die uns nicht können leiden, aber solche sind auch nicht zu beneiden.

Gibt es mal Krach, weil man uns verleugnet, dies aber bei andern für unsere «Aggressivität» zeuget. Wir lieben das Leben genauso wie alle, leben aber in einer gefährlichen Mausfalle.

Wir wollen nicht Gewalt, wir wollen bloss leben, Verständnis und Einigkeit!

Aber wer ist dagegen?

(geschrieben 1980, gewidmet der Punk-Szene im Osten)

Ich hab schon immer gerne meine Gefühle aufgeschrieben, dann fühl ich mich wohl, aber damit's keiner sieht, dann in den Ofen und verbrennen, oder ich erzähl's meinem Teddybär.

Diesmal war das für mich so: Jetzt schreist du das raus, was du denkst! Ich war ja damals in der Verhandlung gegen die grösste Punk-Käthe aus dem Osten: *Major* – ich hab nie mit ihr persönlich gesprochen, ich hab aber gehört, sie soll auch so was gemacht haben. Da war für mich nur ein Gedanke: Du musst auch so ein Ding machen, irgendwas Gutes, du musst was machen. Und wie sie dann ihr Auftreten hatte da bei der Verhandlung, als wir alle rausgegangen sind, da hat sie uns mit so einem Blick angeguckt: Danke, dass ihr gekommen seid!

Und da war für mich klar: Wenn du mal so einen Auftritt hast, dann machst du genau das gleiche. Und da fing es bei mir irgendwie an zu dämmern, und ich fing an, das Gefühl zu haben: du sitzt nicht nur rum und hältst deine Klappe. Obwohl, wie ich's dann gemacht habe, war mitunter sehr kindisch. Ich hab die Blätter ... Wenn ich sie nur verteilt hab, war's ja noch intelligent, aber ich war ja manchmal so dumm, hab sie in Tüten gesteckt in den Einkaufsläden, in denen ich gearbeitet habe. So dusslig konnte nur ich sein. Ja, und dann war da noch ein zweites Gedicht, das ging so:

Aufruf

Leute, setzt euch zur Wehr!

Verhindert den dritten Weltkrieg!

Lasst Unschuldige existieren,

zum Beispiel die Punk-Szene in Ost-Berlin!

Verschliesst nicht eure Augen vor der Wirklichkeit,

zum Beispiel aufkommender Neonazismus im Osten!

Es gibt auch bei uns eine Drogensucht!

Für mich war Punk eigentlich mehr als eine Modeerscheinung. Für mich war's auf jeden Fall eine Opposition gegen das, was ich schon mit vierzehn gesehen hab. Ich war mit vierzehn in so einer Clique, da durften wir uns noch nicht mal im Regen unterstellen, schon kamen die Alten: Gleich rufen wir die Bullen. Waren wir im Wald: Achtung, die Bullen! Wir durften ja nirgendwo hin. Jugendclub: Nein, ihr seid zu jung, verpfeift euch mal! Und diese feinen Leutchen, die ja so schickimicki sind, die haben alles gekriegt, und das hat mich so angewidert, dass ich mir geschwor'n hab: So wirst du nie werden, dieses Normale, dieses «Stinomässige», nein, um Gottes Willen, niemals so. Und genau das hab ich bei den Punks gefunden, diesen Widerspruch: verschärft aussehen – und genau das Gegenteil sein! Ich hab sogar schon mit dem Gedanken gespielt auszuwandern, um mal das Gefühl zu kriegen, ob ich mich tatsächlich selber verwirklichen kann. Ich möchte, dass einer mal sagt: Also weisst du was, ohne dich hätte ich jetzt nicht sein können. Aber das hab ich noch nie erlebt. Und irgendwo auf der Welt muss es doch diesen Punkt geben. Mich baut es schon auf, dass ich das jetzt hier mal erzählen kann.

Sechs Wochen hab ich in der U-Haft gegessen in Pankow. Das war eigentlich ganz human. Die Leute haben mich da drin mehr so belächelt: die kleene Bekloppte oder so. Aber man hatte da seine Ruhe, im Gegensatz zu den beiden andern, mit denen ich zusammen war, das waren beides Ältere, die wurden wie der letzte Dreck behandelt. Mich haben sie dann mal zum Psychiater gefahren, um rauszukriegen, ob ich denn noch ganz dicht bin. Was für mich – nicht am schlimmsten, aber am ergreifendsten da drin war, das war mein Geburtstag. Ich hab meinen 17. Geburtstag da drin verbracht. Die eine bei mir in der Zelle, die hat hinterher zu mir gesagt: «Punky, ick hab immer überlegt, gratulier ick dir oder gratulier ick dir nich.» Wir sind uns beide so um den Hals geflogen und haben beide geheult. Und dann kam ich raus zum Vernehmer. Da hab ich gedacht: Ausgerechnet heute könnten die mich wenigstens in Ruhe lassen. Naja, der war eigentlich noch ganz human, der hatte ein Stück Kuchen besorgt und Kaffee, und ein paar Zigaretten hat er mir auf den Tisch gelegt, aber trotzdem war es irgendwie ...

Brief aus der U-Haft, 1. Februar 1982:

Liebe Marni, lieber Papi!

Heute möchte ich Euch endlich eine Nachricht zukommen lassen. Macht Euch um mich keine Sorgen, es geht mir gut. Ich hoffe, auch Ihr habt Euch damit abgefunden. Seid mir bitte deshalb nicht böse. Wie geht es jetzt bei Euch zu Hause? Ich hoffe, Ihr macht Euch keine Vorwürfe. Hat sich Bernd mal bei Euch gemeldet? Wenn nicht, versucht bitte irgendwie mit ihm in Kontakt zu kommen. Dann bestellt ihm bitte, dass er mir sehr fehlt, ich fest an ihn glaube und ihn wahnsinnig lieb habe. Sagt ihm auch, dass ich mich in vielen Dingen ändern will, und er soll bitte keinen falschen Weg gehen wegen mir. Passt ein bisschen auf ihn auf.

Marni, auch Ihr fehlt mir sehr, ich freue mich schon jetzt darauf, wenn Du mich mal besuchst. Könntest Du dann bitte drei Schachteln Zigaretten, einmal Tabak und Zigarettenpapier, Obst, Haarwäsche, Creme und irgendwas zum Knabbern mitbringen? Könntest Du auch etwas Geld für mich hier einzahlen, damit ich mir wenigstens Zigaretten leisten kann oder Obst. Ich wäre Dir echt dankbar. Und noch eines: Könnt Ihr mir einen guten Anwalt besorgen? Die Kosten zahle ich Euch restlos wieder ab, ich möchte Euch nicht damit auf der Tasche liegen. Es grüsst Euch ganz lieb Eure Tochter Angela!

PS: Versucht bitte Bernd zu finden und denkt an die vier Sachen, die Ihr mir mitbringt! Ich hab Euch lieb!

Zum Glück ist das Ganze noch vor den Jugendrichter gekommen. Ich bin schon mit einer viehischen Angst hingegangen. Und die hat mich eigentlich bis heute noch nicht richtig losgelassen, die Angst. Immer wieder sehe ich diesen bösen Zeigefinger vor mir: Und wenn – dann kommen wir wieder! Und ich hab' auch immer damit gerechnet: Ach, bestimmt holen sie dich wieder. Aber ich geh nicht wieder rein, und ich weiss ganz genau, wäre das gekommen, ich wäre nicht mehr lebend da rausgegangen. Das habe ich mir

geschworen und wenn ich mir hundertprozentig sage, das machst du, dann mache ich das auch. Und ich weiss ganz genau, ich hätte das nervlich nicht noch mal durchgestanden. Wir haben uns damals schon Möglichkeiten angesehen. Die haben zwar auf manche Sachen so geachtet, dass man nicht mal eine Schere in die Hand bekommt. Aber zum Beispiel mit dem Wisch-Eimer – die haben ja nie nachgesehen, wenn wir mit diesem giftigen Zeug gearbeitet haben, das sie da reinkippen, ob du wirklich das Wasser einlaufen lässt. Man kann's ja auch am Eimer vorbeilaufen lassen, das gibt das gleiche Geräusch. Das haben wir mal ausprobiert – so ein Blödsinn, aber ich hab mir gesagt: Nee, ick erwarte noch wat. Aber als Alternative haben wir das beide vor uns gesehen. Ich wollte ja am Anfang sogar in Hungerstreik treten, als sie mich reinbrachten. Aber da hat mir eine dann genauestens erzählt, wie man zwangsernährt wird, und da hab ich dann gesagt, nein danke, da will ich doch lieber essen.

Die Verhandlung war auch nicht öffentlich, eigenartigerweise. Und die haben mich immer wieder gefragt, ob hinter mir eine Organisation steht. Ich hab gesagt, schönen Dank dafür, aber: Nein. Das haben die vermutet, weil eigenartigerweise die Blätter dort aufgetaucht sind, wo ich sie gar nicht hingebraucht habe. Das fand ich sehr entscheidend, fand ich sehr gut irgendwie.

Nach der Entlassung – es gab ja Bewährung – sollten die im Betrieb ja eigentlich alle nicht wissen, was gewesen ist, aber die haben mich behandelt, die ganzen Bosse: «Wir wollen dich doch, wir haben dich ja aufgenommen, und wir wollen dich auch rehabilitieren, du musst doch in die Gesellschaft, wir müssen dich doch erziehen.» Ich konnte den ganzen Mist nicht mehr hören, das ganze rote Gefasel, am liebsten hätten sie mir noch einen hingegeben, der wirklich jeden Schritt von mir überwacht. Ich hab mich so unfrei, so angebunden gefühlt. Ich bin ja auch nach dem Prozess eine Zeitlang so wie ein Punk rumgelaufen, deshalb hatte ich auch ganz schön zu kämpfen: «Ja, wie kommst du denn auf Arbeit?» oder «Kannst du nicht vernünftig rumlaufen?» Aber ich hab' mir gesagt: Mir kann keener vorschreiben, wie ick rumloofe. Aber ich hab' dann doch bald danach mit

Punk aufgehört. Es gab eigentlich mehrere Gründe. Weil man laufend irgendwelche Angst haben musste. Wollte man nicht so, wie die wollten, hiess es gleich: Dich bring ich wieder in den Knast. Die Stasi hat mich auch fast jede Woche angerufen. Die wollten mich immer zum Essen einladen und was nicht noch. Ich konnte einfach nicht mehr, ich war am Ende. Das Gefühl mit der Bewährung war total erdrückend, ich hab mich mitunter gar nicht mehr rausgetraut.

Aber ich bin trotzdem wieder hin. Ich kenne heute noch einige, und die sagen auch: Punk is wie ne Droge. Ich weiss nicht, was das ist: man kann uns nicht einbinden, wir rennen wieder weg. Dieses *feeling*, das kann man einfach nicht beschreiben. Ich musste ja sogar unterschreiben, dass ich keine kriminellen Sachen mache und auch mit den Punks keine Verbindung mehr habe. Musste jahrelang noch unterschreiben, da war ich schon schwanger, das war das Schärfste: da kam unser ABV und wollte mir eine Auflage erteilen, dass ich am 1. Mai nicht auf die Strasse gehe und randaliere. Ich sage: Wissensse, mit'm dicken Bauch mach ick draussen Randal, det is klar, ick hab nischt andres vor, ick hab schon die Steine jesammelt!

Und das Misstrauen... ich weiss nicht, irgendwie ist das alles so zerbröckelt, ich weiss heute nicht mehr, wo ich hingehöre. Ich muss immer anständig sein und sagen: Ja, ja, ich fühl mich ja so wahnsinnig gut. Ich hab ja ein Kind, ich fühl mich blendend. Ich hasse im Grunde genommen dieses Leben, ich hasse es wie die Pest. Ich möchte selber entscheiden können, was ich mache, wie ich leben will, aber das konnte ich ja nie. Ich hab' so zu leben, wie sie mir das vorschreiben. Mir ist ein paar Mal die Fürsorge ins Haus gekommen, bestimmt drei- oder viermal. «Wir wollten mal sehen, ob das Kind was zu essen hat.» Haben mir in'n Kühlschrank geguckt und was weiss ich noch alles. «Wenn Sie das Kind loswerden wollen, sagen Sie es gleich!» Und alles solche Schoten. Mit einer Frechheit sind die mir ins Haus gekommen. Ich hab manchmal gedacht: Sie hätten uns damals am besten an die Wand gestellt, vielleicht hätten sie uns damit einen Gefallen getan.

Hassliebe

*Schlage mir nur in die Fresse,
und gleich so, dass ich nichts vergesse!
Zwinge mich in deine Kissen,
die Arme blutig und zerbissen.
Reisse mich in deinen Willen,
um die Geilheit ganz zu stillen.
Ficke mich wie eine Sau,
schlage mir die Augen blau,
leck mich bis zur Raserei,
mach mich glücklich, mach mich frei!
Fick mich in den Arsch hinein,
nur recht tief, so muss es sein.*

Was mich auch bisschen traurig macht, dass sich die ganze Zeit nach meiner Entlassung kein Mensch hat sehen lassen. Wie damals einige Leute im Knast waren, ich hab mich auch gekümmert, hab auch geschrieben und so. Bei mir hat es nicht einer für nötig gehalten. Das hat mich wirklich echt enttäuscht. Da frag ich mich wirklich, ist das Desinteresse, oder was ist das? Man fühlt sich so unverstanden. Das Ganze von früher ist eigentlich bloss noch'n Traum geblieben. Aber trotzdem weiss ich, dass ich von dem Eigentlichen irgendwas in mir drin behalte, das werd ich auch immer vertreten.

Vielleicht ist das utopisch, was ich suche, vielleicht hab' ich wirklich ein Ding zu loofen, dass das, was ich suche, vielleicht falsch ist. Im Grunde genommen, was hat man denn eigentlich gewollt: bloss seine Ruhe, man wollte einfach leben wie ein Mensch. Ein Stück vom Kuchen abkriegen und trotzdem Mensch bleiben dabei. Nicht so raffermässig werden, sondern andere Werte sehen. Man ist ja heute schon Aussenseiter, wenn man nicht

seine Prämie einkrallen will, sondern wenn ich sage: Ich bin glücklich, wenn ich im Wald stehe. Für mich ist Glück, wenn ich allein abends im Wald stehe. Oder auf'm Berge. Das ist für mich ein ganz tolles *feeling*. Vielleicht ist das für mich ein Ausweg. Das ist für mich so wie Freiheit, ich sage dann: Mein Gott, Bäume: euch geht's genauso beschissen wie mir!

Meine Mutter hat seelisch gelitten: sie erfuhr nicht, wie es mir in der Haft ging

Frank-Thomas Nitz, geb. 1957; vor der Verhaftung stellv. Absatzleiter im VEB Vereinigte Netz- und Seilwerke Heidenau, Werk Annaberg, zum Zeitpunkt des Berichts Sachbearbeiter in der Pressestelle beim Sekretariat der Berliner Bischofskonferenz; Anklage: Staatsfeindliche Hetze (§106, Abs. 1, Ziff. 1 und 3); Urteil: 1 Jahr 6 Monate, in Haft von Januar 1980 bis Februar 1981; Gefängnisse: MfS-U-Haft Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), Strafvollzug Cottbus.

Aus einem Brief an das Oberste Gericht (1990):

Mir wurde vorgeworfen, mit der Zielstellung, das Ansehen der DDR zu schädigen, Schallaufzeichnungen verbreitet zu haben, die geeignet seien, die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung und deren Repräsentanten zu diskriminieren. Es handelte sich dabei vor allem um Tonbandaufnahmen von Liedern Wolf Biermanns (Kölner Konzert), Gerulf Pannachs und Christian Kunerts, die ich zusammen mit Freunden und Bekannten in meiner damaligen Annaberger Wohnung angehört hatte, wobei es dabei um die einfache Inanspruchnahme des allgemeinen Grundrechts auf Information ging.

Ich fordere eine umgehende Annullierung des seinerzeit gegen mich ergangenen Urteils und damit verbunden eine offizielle schriftliche Rehabilitation. Ausserdem erwarte ich eine Wiedergutmachung gegenüber meiner Mutter, Lisbeth Nitz, die – zu jener Zeit schon im Rentenalter – während meiner Inhaftierung seelisch schwer gelitten hat, da sie nicht erfahren durfte, wie es mir in der Haft wirklich ging. Mein Vater war schwer krank und starb während meines Gefangnisaufenthaltes am 30. August 1980. Eine Teilnahme an der Beerdigung meines Vaters wurde mir übrigens nicht erlaubt.

Nein oder Ja – nur nach Deinem Gewissen

Heinz Christof Tannert, geb. 1946; vor der Verhaftung wiss. Aspirant an der Akademie der Wissenschaften, zum Zeitpunkt des Interviews Geschäftsführer bei Greenpeace/Ost; An-klage: Staatsfeindliche Hetze, Sammlung von Nachrichten, Urteil: wurde nicht gesprochen (Entlassung durch Amnestie), in Haft von November 1971 bis Oktober 1972; Gefängnis: Stasi-U-Haft Leipzig, Beethovenstrasse.

Es ist an der Zeit, den gewöhnlichen Stalinismus konkret zu benennen. Denn der Schoss, aus dem das kroch, ist fruchtbar. Nicht die Vision des Sozialismus ist desavouiert, sondern der stalinistische Ansatz, und der hat seine Wurzeln, sozial-ökonomisch und ideologisch. An der Macht war das Kleinbürgertum mit feudalaristokratischen Ambitionen. Staatsoffizielle Kulturdenkmäler und -paläste werden das lange ausweisen, zum Glück wahrscheinlich, angesichts unserer Vergesslichkeit.

Ich bin der Sohn von Antifaschisten. Christ und Marxist. Ich war im Stasi-Knast und bin hiergeblieben und bleibe hier. Meine Mutter hat während der Nazi-Zeit Juden geholfen und ist deshalb in Lebensgefahr geraten. Mein Vater ist jüdischer Abstammung und war ein linker Intellektueller. Beide haben überlebt, meine Mutter blieb naive Christin, mein Vater wurde 1946 Mitglied der SED und ist mit Scheuklappen durch den Stalinismus gegangen. Als offizieller VdN (Verfolgter des Naziregimes) lebt er heute mit einer Grossrente, meine Mutter erhält keine 400 Mark Rente (Stand 1990) und lebt in einem katholischen Altersheim. Das klingt trivial und gehört doch dazu.

Mitte der 60er Jahre wurde ich politisch aktiv. 1968 war ich fasziniert vom Aufbruch in der Tschechoslowakei. Meine politische Heimat waren informelle linksliberale Gruppen, kirchliche zumal aber, auch andere. Prägendes

Erlebnis wurde für mich der von der SED-Führung angeordnete Abriss der Leipziger Universitätskirche und der baulich damit verbundenen grossartigen Reste der Leipziger Alten Universität. Dieses Kultur-Grossverbrechen geschah gegen den Willen des Volkes und ist bis heute ungesühnt. Wie viele andere habe ich mich dagegen aufgelehnt. Ich habe in einer Gruppe mitgearbeitet, die verhindern wollte, dass sich unsere Generation mit dieser Schande belädt. So geriet ich erstmals ins Visier der Stasi und wurde Jahre später der Mit-Rädelsführerschaft bezichtigt (was Quatsch war, denn ich war viel zu wenig aktiv und zu ängstlich in dieser Sache. Ich habe nur verschiedene Politiker, Kirchenleute und Kulturprominente im Auftrag unserer Gruppe besucht, um sie zum Eintreten gegen den Abriss zu bewegen).

Am 4.4.'68 habe ich zusammen mit anderen in Leipzig Flugblätter gestempelt und verteilt, auf denen zu lesen stand:

Nein oder Ja – nur nach Deinem Gewissen. Anlass war die Volksabstimmung zur 68er Verfassung. In den Stasi-Protokollen könnte Folgendes dazu nachzulesen sein (aber ich bezweifle, dass es so ad acta ging):

«Ich, C. T., habe diese Flugblattaktion initiiert in der Absicht, dem politisch mündigen Bürger bewusst zu machen, dass diesmal seine verantwortliche Entscheidung real und einzeln gefordert ist. Nicht ein Plebiszit für oder gegen die DDR, sondern eigenverantwortete Entscheidung ist zu leisten. Staatliche Einschüchterung im Vorfeld dieses Volksentscheids ist durch Zivilcourage zu kontern; es gilt, Sozialismus und Demokratie auf deutschem Boden endlich miteinander zu verbinden.»

In unserer Gruppe gab es auch andere Meinungen zum Text des Flugblattes. Mit dem Gewicht des «Rädelsführers» habe ich mitverhindert, dass auf den Flugblättern *Sag Nein* stand. (Die das wollten, waren im Übrigen auch keine Staatsfeinde, sondern nur der Meinung, man müsse der Ja-Einschüchterung adäquat begegnen.) Die Stasi hingegen meinte, unseren so zustande gekommenen Text als besonders raffinierte Form der staatsfeindlichen Hetze denunzieren zu müssen.

Mitte November 1971 wurde ich von der Strasse weg verhaftet und für elfeinhalb Monate in Stasi-U-Haft verbracht. Die gegen mich im Ermittlungsverfahren formulierten Anschuldigungen liefen auf die §§ 106, 107, 100 und 98 hinaus (*Staatsfeindliche Hetze, Gruppenbildung, Verbindungen, Sammlung von Nachrichten*). Meine Vernehmer versprachen mir ein Strafmass von 4 bis 5 Jahren, abhängig von meiner Geständnisbereitschaft, die als zu niedrig eingeschätzt wurde. Vermutlich deshalb kam ich für fünfeneinhalb Monate in Einzelhaft.

Oben genannte «Delikte» waren Gegenstand der Untersuchung, zusätzlich wurde der Vorwurf der *ideologischen Subversion* erhoben, womit vermutlich gelegentliche Gespräche unter Freunden über die Zukunft des Sozialismus in der DDR gemeint waren, ausserdem das Abschreiben und Weitergeben des Sacharow-Memorandums, das Ausborgern von Marcuse, Adorno, Camus, Habermas, Kollakowski, Schaff... Man ging mit mir ca. 180 Beschlagnahmepositionen durch und befragte mich hochnotpeinlich darüber, wieso ich mich mit 15 Jahren geweigert habe, «freiwillig» eine Vorverpflichtung für die NVA einzugehen, denn das war aktenkundig und für die Stasi wichtig zur Charakterisierung meiner «Täterpersönlichkeit» (an meiner Oberschule hatten sich drei Jungen geweigert, ich war einer davon).

Mitte Oktober 1972 wurden wir amnestiert (Jürgen Rudolph, Dieter Möbius und ich) bzw. in die BRD abgeschoben (Ute Ziegfeld, Karl-Heinz Knirsch). Von den Konfiskaten erhielt ich nur einen Teil zurück, ein anderer Teil wurde einbehalten, was der Drohung gleichkam, unter Umständen doch noch einen Prozess zu führen.

Obwohl der Staat auf einen Prozess verzichtet hatte, wir also juristisch als unschuldig zu gelten hatten, wurde ich rückwirkend widerrechtlich aus meiner wissenschaftlichen Aspirantur an der Akademie der Wissenschaften entlassen (die Stipendienzahlung wurde bereits im November '71, also rückwirkend auf den Tag meiner Verhaftung hin, eingestellt).

Akademie der Wissenschaften der DDR
Beauftragter Leiter des Forschungsbereiches Kern-
wissenschaften, 22.10.1972

Herrn

Dipl.-Biol. Christoph Tannert 701 Leipzig, Fregestrasse 22

Betr.: Auflösung Ihrer Aspirantur

Aufgrund Ihrer Inhaftierung wegen staatsfeindlichen Verhaltens sowie aufgrund der Tatsache, dass das von Ihnen bearbeitete Forschungsthema nicht mehr der langfristigen Forschungskonzeption des Zentralinstituts für Isotopen- und Strahlenforschung entspricht, sind wir nicht in der Lage, die am 1.11.1969 zwischen Ihnen und dem Forschungsbereich Kernwissenschaften der Akademie der Wissenschaften der DDR abgeschlossene planmässige Aspirantur aufrechtzuerhalten.

Aus den oben genannten Gründen werden Sie ab 1.9.1972 aus dieser Aspirantur entlassen. Wir bitten Sie, die Urkunde und die in Ihrem Besitz befindlichen Unterlagen unverzüglich an die Kaderteilung des Zentralinstituts für Isotopen- und Strahlenforschung zu senden.

i. V. Prof. Dr. J. Mühlenpfordt

Anschliessend habe ich mich 84mal um eine offene Stelle in meinem Beruf erfolglos beworben und wurde fast immer aus politischen Gründen abgelehnt, obwohl ich zuvor Beststudent der KMU Leipzig gewesen war und mein Diplom «Mit Auszeichnung» verteidigt hatte. Freilich wollte mir kein staatlicher Leiter schriftlich geben, dass er mich aus politischen Gründen nicht einstellen konnte oder wollte, nur in wenigen Fällen gab es vage Umschreibungen dafür.

Prof. S.M. Rapoport hat mich dann an das Institut für Physiologische und Biologische Chemie der HU Berlin als Laborant genommen, aber ich durfte als Wissenschaftler arbeiten, und da mir eine Entdeckung auf cytoerontologischem Gebiet gelang, die auch international Beachtung fand, wurde ich wissenschaftlicher Assistent und durfte 1969 promovieren. Für meine Studie zum Zellaltern erhielt ich die Anerkennung «Herausragende Wissenschaftliche Leistung», meine Dissertation und Verteidigung wurde *summa cum laude* bewertet. Ein leistungsgerechtes Fortkommen blieb mir dennoch versagt.

Ich habe dann einen Aufhebungsvertrag beantragt (dem vermutlich gern stattgegeben wurde), weil ich müde geworden war. 1974 haben meine Frau und ich beschlossen, aktiv in der DDR zu bleiben. Gemeinsam haben wir eine Buchhandlung und eine kleine Kunstgalerie aufgebaut und versucht, einer oft zu frühen Resignation entgegenzuwirken und autonome Kultur auch unter den gegebenen Bedingungen zu demonstrieren. Über 80 Ausstellungen, Performances, Lesungen etc. haben wir gemacht und uns dabei diversen staatlichen Einschüchterungsversuchen widersetzt. (...)

Abschliessend möchte ich sagen: Der gewöhnliche Stalinismus muss mit Stumpf und Stiel beseitigt werden, denn er ist der Nährboden für die Strukturen und die Persionen Einzelner, die Verkommenheit der Ideologie ins Kleinbürgerliche. Deshalb habe ich das aufgeschrieben.

Wir waren es müde, uns von Hohlköpfen unsere Lebensweise vorschreiben zu lassen

Jutta Zschau, geb. 1941; vor der Verhaftung Säuglingspflegerin; Günter Zschau, geb. 1939, vor der Verhaftung Diplom-Mathematiker an der Hochschule für Ökonomie; Anklage: Ungesetzlicher Grenzübertritt (§ 213); Urteil: 2 Jahre 2 Monate bzw. 2 Jahre 6 Monate; in Haft von Juni 1982 bis Oktober 1983; Gefängnisse: MfS-U-Haft Leipzig, Neustrelitz und Berlin-Hohenschönhausen; Strafvollzug Hoheneck bzw. Cottbus, zuletzt «Dreh-scheibe» Karl-Marx-Stadt (Chemnitz).

Günter Zschau: Ich befasste mich an der HfÖ mit der mathematischen Modellierung des Lebensniveaus. Kompromisse nötigten mich in die Kampfgruppen, ohne Mitglied der SED zu sein. Es gab ständig Auseinandersetzungen mit bigotten Professoren und inquisitorische Fragen nach meiner Einstellung zur Demokratie-Bewegung in Polen. Da wir es müde waren, uns ständig von Hohlköpfen und Profiteuren der SED unsere Lebens- und Denkweise vorschreiben zu lassen, bereiteten wir unsere Übersiedlung in die Bundesrepublik vor. Am 24. Juni 1982 wurde eines der vorbereitenden Treffen auf der Autobahn bei Köckern beobachtet. Nach der Übergabe persönlicher Gegenstände und eines Betrags von 10.000 Mark wurden wir festgenommen und in einer Sandgrube, voneinander getrennt, verhört.

Jutta Zschau: Nach der Entlassung fühlte ich mich aber nicht etwa frei, denn ich lebte in dem gleichen Land mit den Menschen, die mich eingesperrt hatten. Ein neues Gefühl machte sich in mir breit: Hass. Ich bin zwar Christin, aber meine Feinde lieben kann ich nicht, ich gehe ihnen nur aus dem Wege. Ich unterscheide auch nicht zwischen denen, die aus Überzeugung bei der Stasi mitmachten, und denen, die es nur der Vorteile wegen taten. Die seelischen Qualen, die man uns zugefügt hat, lassen sich nicht in Worte fassen. Um mich herum war so viel kaputt, es gab das Gute im Menschen nicht mehr.

Und das ist auch der beabsichtigte Effekt: die Anstiftung zum Verrat

Martin Bernhardt, geb. 1961; vor der Verhaftung Student/ Medizin, zum Zeitpunkt des Berichts Stationsarzt/Nervenklinik Ückermünde; Anklage: Öffentliche Herabwürdigung (§ 220); Urteil: 5 Monate, in Haft von April bis September 1985; Gefängnisse: Stasi-U-Haft Rostock, Strafvollzug Stralsund. Hat sich am 24. Oktober 2000 das Leben genommen.

Am 9. April 1983 wurde ich, damals Student der Humanmedizin an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität, von Angehörigen des MfS verhaftet und in die Untersuchungshaftanstalt gebracht.

Als ich am Morgen dieses Tages, aufgeschreckt durch ein Klingeln, aus dem Fenster schaute, wusste ich sehr wohl, dass diese zivilen Männer draussen vor der Tür Staatssicherheitsbeamte waren, aber ich war völlig unvorbereitet, trotz all der drohenden Zeichen und Sorgen, die wir seinerzeit hatten bei unserer Tätigkeit, als Drucker, als Schreiber. Wir wussten, dass in diesem Land die Vervielfältigung von Texten oder Grafik nicht erwünscht ist. Aber es war doch eigentlich eine rein künstlerische Arbeit, und damit verdrängten wir immer wieder die drohende Gefahr, mit der man auch nicht leben konnte, denn wenn man vorhatte zu arbeiten, konnte man sich nicht die Allmacht eines Überwachungsapparates ständig vor Augen halten. Man musste es verdrängen, um überhaupt Möglichkeiten, um überhaupt Kraft zu finden, eine geistige Tätigkeit voranzuführen.

Gedanklich hatten wir die drohenden Folgen oft durchgespielt, überlegt, was wir veranlassen würden, wenn einer von uns fehlt. Aber das zu einer realen Situation zu konstruieren hätte bedeutet, wir hätten Schluss machen müssen mit unserer Tätigkeit, wir hätten uns eingraben müssen. Und damit auch so viel Inneres verlieren, so dass eben ein Verdrängungsprozess stattfand. Wir haben nichts versteckt, nicht mal die Schreibmaschine aufge-

räumt, «belastendes» Material entfernt oder so. Die Angst, die man dann im Gefängnis erlebt hat, war eigentlich die Angst wegen der Dinge, die dann, dank der vorsorgenden Tätigkeit meiner Freunde, meiner Frau, kurz nach meiner Verhaftung, doch nicht gefunden wurden. Aber davon wusste ich damals nichts, ich habe im Gefängnis fünf Monate damit leben müssen, dass sie alles über mich wissen, alles haben, alles irgendwo speichern, und dass sie aus ihren Schubfächern in entsprechenden Situationen dann diese angeblichen Beweise ziehen, und dieser Druck war schwer zu tragen, viel schwerer als die reale Ungewissheit, denn wir wussten ja nicht, was in ihrer Hand ist, was sie haben, was sie machen können. Annehmen musste man immer das Schlimmste.

Aus einem Brief an seine Frau, Rostock, 11.4.1985:

Liebe Heike! (...) Es wird noch lange dauern, hab viel Kraft, auch ohne mich den Frühling zu erleben, zeige unserer Anne all die wiederkehrenden Zugvögel, die jetzt, umgeben vom sprossenden Grün, ihre Nester bauen und ihre Jungen grossziehen. Du weißt, wie ich das alles geliebt habe. Es ist sehr viel Kraft in der Natur, nimm Dir davon. Es werden auch in diesem Jahr der Gartenrotschwanz und der Trauerfliegenschnäpper auf unseren Hof kommen. Über Tausende Kilometer, nur um bei uns zu brüten. Friederike wird ihnen zuhören, wenn sie in ihrem Wagen in der Sonne steht und Stück für Stück sich ihr die Welt eröffnet. Erzähle beiden Kindern von mir, sag ihnen, dass die Möwen, die ihr füttert, eines Tages auch über das Dach fliegen werden, unter dem ich jetzt bin.

*In Liebe,
Martin*

Ich wurde beschuldigt, seit Längerem staatsfeindliche Äusserungen zu tätigen, Schriften desselben Inhalts zu verfassen und zu verbreiten, unerlaubt Vervielfältigung zu betreiben. Weiterhin wurde mir vorgeworfen, am 18. Januar 1985, also vier Monate zuvor, einer öffentlichen Fahnen Verbrennung auf dem Dachboden eines Hauses in der Walter-Rathenau-Strasse in Greifswald zu mitternächtlicher Stunde beigewohnt zu haben. Bei dem von der Staatssicherheit zu einer «öffentlichen Fahnenverbrennung» hochgespielten Ereignis handelte es sich in Wirklichkeit um die Vernichtung eines Putzlappens, mit dem vorher ausgelaufene Druckfarbe aufgewischt wurde, aus Fahnenstoff. Von einer Öffentlichkeit konnte zur damaligen Zeit auch nicht die Rede sein. Hinzu kommt, dass ich persönlich weder mit dem Putzlappen noch mit der Vernichtung desselben irgendetwas zu tun hatte.

Wie mir nach Abschluss der Ermittlungen durch das Untersuchungsorgan und auch durch meinen Rechtsanwalt bekannt wurde, hatte es nie eine Zeu-
genaussage, die eine Beteiligung daran bekundete, gegeben. Dennoch verlangte man in dem fünfzehnstündigen Verhör immer eindringlicher, ich solle endlich ein Schuldbekennnis ablegen. (Wie die Verhöre im April/Mai 1985 ergaben, war die Beschuldigung der «Staatsymbolentweihung» auch nur der Vorwand für eine Verhaftung, um danach umfangreichere Hausdurchsuchungen durchführen zu können.)

Als ich nach Darlegung der wirklichen Ereignisse keine weiteren Ausführungen machen konnte, wurden mir Beschuldigungen angeblicher Zeu-
genaussagen vorgelesen, die zum Inhalt hatten, ich hätte den Fahnenstoff selbst angezündet. Vier bis fünf «Zeugen» wurden zitiert. Als ich diese Aussagen als absurd abwies, wurde ich längere Zeit unter Bewachung im Vernehmungsraum belassen, bis dann ein Hauptmann, den ich von vorangegangenen Verhören aus dem Jahre 1982 kannte, die Vernehmung fortsetzte. Er eröffnete mir unumwunden, dass, falls ich mich weiterhin weigere, die vorgehaltenen Anschuldigungen zu unterschreiben, die damals festgestellte «Straftat» wieder zur Verhandlung komme und ich dann mit einer wesentlich höheren Strafe zu rechnen hätte.

Rückblende: Im Mai 1982 wurde ich zur «Berichtigung der Wehrunterlagen» in das Wehrpolitische Kabinett Greifswald, vorgeladen, wo ich dann einer Untersuchungskommission des MfS gegenüberstand, die die Klärung eines Sachverhalts vorgab. Ich hatte 1979 im Rahmen meiner Tätigkeit als Vertrauensstudent der evangelischen Studentengemeinde Greifswald bei einem Treffen mit unserer Partnergemeinde Utrecht/Holland einen Vortrag über das Bildungswesen in der DDR gehalten, in dem ich unter anderem die damalige Einführung des Wehrkundeunterrichts kritisierte. Die Utrechter Studenten gaben in Holland nach diesem Treffen eine Broschüre heraus, in der sie über dessen Verlauf, so auch über meinen Vortrag, berichteten. Nach nun über zwei Jahren wurde von den Mitarbeitern des MfS behauptet, dieser Vortrag wäre eine staatsfeindliche Aktion gewesen, und mir wurde deshalb der Verstoß gegen die §§ 214, 219 und 220 StGB vorgeworfen.

Nach mehrstündigem Verhör, nicht nur zu dem genannten Sachverhalt, liess man mich nur unter der Bedingung nach Hause, eine Erklärung, jedermann gegenüber Stillschweigen zu bewahren, zu unterschreiben. Mir wurde gedroht, wenn ich diese Verpflichtung bräche, sofort in Untersuchungshaft genommen zu werden. Ich folgte noch einer weiteren Vorladung, wandte mich dann aber an das Konsistorium der Evangelischen Landeskirche Greifswald und den Rechtsanwalt, Herrn Wolfgang Schnur [*nach dem Ende der DDR als IM enttarnt – G. E*] mit der Bitte um Hilfe und teilte meinen Entschluss dem MfS telefonisch mit. Daraufhin wurde ich drei Wochen nicht belästigt, Ende Mai aber an einem Morgen um sieben Uhr vor meiner Wohnung von Zivilisten verhaftet, unter Gewaltanwendung in ein Auto gezerrt und in das Bezirksquartier des MfS Rostock verbracht. Dort fand ein weiteres fünfzehnständiges Verhör statt. Dank paralleler Bemühungen der Greifswalder Evangelischen Landeskirche wurde ich dann gegen Mitternacht freigelassen mit der Erklärung, man würde zwar den Verstoß gegen die genannten Paragraphen als erwiesen ansehen, aber, um das derzeit ohnehin sehr gespannte Verhältnis zwischen Staat und Kirche nicht weiter zu belasten, von einer strafrechtlichen Verfolgung absehen. Man könne aber jederzeit darauf zurückkommen.

Auf die Belastung, die meine damals hochschwängere Frau aushalten musste, auf die Schwierigkeiten einer Vorbereitung auf das Physikum des 2. Studienjahres der Medizin unter dieser ständigen Angst und Unsicherheit, möchte ich hier nicht weiter eingehen. Soviel also zu den Vorgängen im Frühjahr 1982, die mir am 9. April 1985 erneut zur Last gelegt wurden.

Aus einem Briefen seine Frau, Rostock, den 25.4.85:

Liebe Heike! Die vielen Stunden hier lassen eine Flut von Erinnerungen wach werden, zielend auf die Frage, wie viel Gemeinsames eigentlich da war, wie viel Verbindendes. Ich merke dann oft, wie wenig ich über Dein inneres Leben weiss, das Dich geprägt hat, Deine Vergangenheit. Und die grossen Monologe, die ich gehalten habe, erscheinen mir sinnlos, da sie ja auch die Kunst des Zuhörens bei mir verdrängt haben. Nun bin ich hier mit all diesen Fragen allein. In schlaflosen Nächten habe ich dann das Gefühl, dass ich Dich liebe, aber Du noch nie meine Frau gewesen bist. Und ich möchte mich dann ganz den Träumen an eine gemeinsame Zukunft hingeben, an all das, was vor uns liegt. Nur fällt das unsagbar schwer, sind doch Träume so sehr an Verwirklichung gebunden. Ich möchte so gern bei Dir sein, nur bei Dir kann ich Sinn und Erklärung finden. Die Selbstverständlichkeit dessen, was mich sonst umgab, wird hier zum Wunder: Du, unsere Kinder, die Entscheidung, was ich tue, der Frühling. O Herr im Himmel, mach, dass es dich gibt.

Ich liebe Dich, Heike,

Dein Martin

Man erfährt sehr bald, dass mit dem Augenblick des Anlegens der Handschellen die Existenz als Mensch ein für allemal vorbei ist, dass man mit der Nummer, die man bekommt, und mit den Beschuldigungen, die einem vorgelegt werden, leben muss, denn es gibt da nur eine allumfassende Wahrheit, das ist ihre Wahrheit, und dagegen gibt, gab es keine Argumente. Da halfen kein Sich-Verteidigen-Wollen oder keine erklärenden Worte, keine Beschreibung der wirklichen Situation und kein Um-Verständnis-Bitten. Es war der Stempel: das Zum-Feind-Gestempelt-Sein. Und diese Rolle hatte man einzunehmen, diese Rolle hatte man in den Verhören zu spielen, jegliche Erklärung war da sinnlos.

Jegliche Äusserungen, die diesem Feindbild nicht entsprachen, waren in ihren Augen Lügen, für die man sich zu rechtfertigen hatte. Und es trifft einen schon schwer, wenn man ganz böswillige Aussagen von guten Freunden vorgelegt bekommt, als absolute Wahrheit, auch wenn man weiss, von wem sie vorgelegt werden, und wenn man eigentlich weiss, wem man vertrauen könnte. Aber das in Einsicht umzusetzen in diesem Augenblick, das ist etwas ganz, ganz Schweres, und das ist auch der beabsichtigte Effekt: die Anstiftung zum Verrat.

Ich war zu der damaligen Zeit neben dem Medizinstudium noch mit dem Schreiben von Erzählungen, Gedichten und Essays beschäftigt, machte Lesungen und hielt Vorträge; wir organisierten Ausstellungen und Veranstaltungen im kirchlichen, aber auch staatlichen Rahmen. Wir waren auch mit der Herausgabe originalgrafischer Mappen beschäftigt, zur Zeit der Verhaftung war eine Mappe mit Texten von mir und Originalgrafiken von D. Buhrow, Lutz Wohlrab und dem bekannten Usedomer Maler Oskar Manigk fertiggestellt, ein rein künstlerisches Anliegen.

Die Verhöre waren auf diese unsere Tätigkeit ausgerichtet, ich habe wochenlang Stellung nehmen müssen zu Texten, die ich verfasst hatte, ich habe mir monatelang Vorhaltungen über Lesungen, Veröffentlichungsanträge, selbst über nur mir bekannte Texte anhören müssen, immer mit dem

Vorwurf staatsfeindlicher Tätigkeit, so absurd das auch sein mochte. Ich unterschrieb also unter dem Druck weiterer Beschuldigungen, aus Angst um meine Familie und mich, die Erklärung, ein Streichholz entzündet zu haben, an dem dann der Fahnenstoff entzündet worden war.

Aus einem Brief an seine Frau:

Rostock, 3.5.85

Liebe Heike, heute kam nun Dein Brief. Es ist doch das Einzige, was ich hier habe. Hoffnung – was ist das? Sommer, den es nicht gibt, Mauern, Erstarrung. Es ist nicht nur, das da draussen alles nicht mehr haben zu dürfen, es ist etwas ganz anderes. Der Unterschied zwischen einer vorübergehenden Verzweiflung und der Unmöglichkeit, leben zu können, wird erschreckend klar. Glück macht nicht neidisch, aber bitter. Und doch kann ich wieder von Dir träumen, ist dieses unstillbare Verlangen da, bei Dir zu sein, kommt eine ganz grosse Hoffnung auf ein Zusammensein mit Dir auf, Träume von all den Dingen, die wir zusammen erleben werden, wir werden uns und unseren Kindern ganz viel Zeit widmen. Aber die Träume sind eingesperrt, und zu einer Hoffnung besteht kein Anlass.

Ach Heike, das tut alles so sehr weh. Weissst Du, Trost ist schwer, darum geht es hier nicht. Hier stehst Du vor einer Wirklichkeit, die Dich trifft wie ein Granatsplitter. Vokabeln wie Leid, Angst, Verzweiflung gibt es nicht mehr, es hätte zu sehr mit menschlicher Regung zu tun, es ist Erstarrung. Und der Versuch, etwas zu retten über eine Zeit hin, von der man nichts weiss. Man kann sich nicht abfinden, auch Gewöhnung findet nicht statt – es ist eine Art Automatismus. Und gerade das darf es nicht werden. Immer wiederinhören, ob das Geräusch nicht das Zwitschern eines Vogels war, oder doch nur das Knarren eines Schlosses, immer wieder auf den

Wetterbericht achten und nachlesen, ob draussen eine Sonne scheint, immer wieder die Augen schliessen und in das Dunkel schauen, wie sahst Du, wie sahen meine Kinder aus.

Ich liebe Dich, Heike, es ist dieselbe unstillbare Sehnsucht, wie damals, als ich Dich kennenlernte. Und ich möchte bei meinen Kindern sein.

Dein Martin

Mehr als drei Monate bin ich in diesem Gefängnis festgehalten worden. Gelegentlich wurden interne Hausdurchsuchungen durchgeführt, indem man in eine andere Zelle verlegt wurde, drei Etagen unter der Erde, zwei Meter lang, einen Meter breit, völlig ohne die sonst üblichen Glasbausteine, wo ja noch das Tageslicht hindurchdringt, nur mit einem in die Ecke eingelassenen Sitzbrett als einzigem Einrichtungsgegenstand, auf das man sich kauern konnte und der flackernden Glühbirne ins Gesicht sehen. Wenn man dann nach Stunden zurückkam in die Zelle, in der man vorher gelegen hatte, war alles völlig durcheinandergebracht, und bevor man wieder dorthin kam, wurde man in der Dusche völlig entkleidet, durchsucht, ob man irgendetwas Individuelles bei sich hätte.

Überhaupt war das Verlegen innerhalb des Gefängnisses eine gern geübte Praxis. Man wurde aus einer Zelle zum Verhör geholt, lange Gänge entlang, in denen rote Lampen blitzten, während ein Gefangener die Gänge entlanggeführt wurde, damit indessen keine andere Zelle aufgeschlossen wird, damit man niemanden sieht. Man kam nach dem Verhör zurück, durch andere Gänge, andere rote Lampen leuchteten, andere Zellen blieben verschlossen, und man betrat eine andere kalte, feuchte Zelle, mit noch mehr Einsamkeit und noch mehr Unpersönlichkeit ausgestattet, in die dann das Bündel mit Bettwäsche nachgereicht wurde. Und wenn morgens der elektrische Rasierapparat durch die geöffnete Luke in die Zelle gereicht wurde, durfte kein Wasser im Waschbecken sein, dass man nicht ihn und gleichzeitig die Hände hineintauchen konnte. Gegenstände in den Zellen besass man nicht, es sei denn, dass wie durch ein Wunder doch ein Nagel, eine rostige Rasier-

klinge oder sonst irgendetwas da hineingelangt war. Vielleicht nur der Kern eines Apfels, den man mit etwas Staub in einer Seifenschale zum Aufbrechen bringen wollte.

Als sie kamen und sagten, sie hätten meine Frau auch verhaftet und die Kinder in ein Heim gesperrt und das wäre schon seit mehreren Wochen so, und das Verhör dann mit diesen Bemerkungen beendeten und man wieder Tage und Wochen allein in einer winzigen Zelle verbringt, wo es keine, überhaupt keine Ablenkung und auch keine Möglichkeit der geistigen Tätigkeit gibt, ausser der Aufarbeitung der erfahrenen Informationen und erlebten Dinge, und wenn man diese ganze Praxis in dem System kennengelernt hat, dann zweifelt man an der Wahrheit so einer Behauptung keinen Augenblick mehr und muss damit dann leben. Selbst die höhnische Bemerkung, die nach diesen Wochen die ausgesprochene Behauptung dann zurücknahm, erschien völlig unglaublich. Ich hatte noch tagelang damit zu bringen müssen, darüber nachzudenken, was sie indessen mit meiner Frau und meinen Kindern gemacht haben. Und zu erfahren, dass sie gar nicht eingesperrt waren, half da wenig. Dafür, dass man das alles in seiner Grausamkeit bis zu Ende ausleben durfte, wurde gesorgt.

Brief aus dem Strafvollzug Stralsund, 24.6.85

Liebe Heike, Wenn Du an mich glaubst, darfst Du ihnen doch nicht glauben, solche Dinge. Aber den eigentlich durchschaubarsten Sachen unterliegt man immer wieder, auch mir ging es so. So ein Unsinn. Das Schlechtmachen soll Wut auf den anderen erzeugen, leider gelingt es so leicht. Man überlegt nicht, wer es gesagt hat.

Aber genug davon, es ist ja gar nicht wichtig. Wichtig ist, dass ich Dich sehen durfte, Deine Stimme hören und neue Hoffnung von Dir bekommen. Und doch habe ich seit Sonntag ein bedrückendes Gefühl in mir, irgendetwas war, was Du mir nicht sagtest, was Dich bedrückt. Es wäre so schön, wenn Du mir immer sagen könntest,

was in Dir vergeht, Bitte, Heike, wer soll ehrlich zu mir sein, wenn nicht Du? Weisst Du, es ist auch noch etwas anderes, Heike, um auch ehrlich zu sein ... weil Du nicht alleine wohnst. Heike, bitte nicht. Meine Hand zittert beim Schreiben, entschuldige. Es war in einem Deiner Briefe die Einschränkung «jedenfalls nicht für immer». Es ist irgendetwas in mir, das mich nicht mehr rational denken lässt. Es ist Unsinn, aber es tut schrecklich weh. Vielleicht ist auch bloss die Sehnsucht so gross, und dass ich es nicht haben kann. Es sind furchtbare Träume, Dich verlieren zu können. (...)

Dein Martin

Ich habe natürlich auch verloren: Freunde, die ihren primitiven Anschuldigungen über angebliche Konflikte, die es in den Zeiten unseres damaligen Zusammenlebens gegeben hätte, nicht gewachsen waren und daraufhin im Frust über die möglichen vorgespiegelten Tatsachen nicht mehr zu uns hielten. Aber wer will es verdenken. Das Phantom Staatssicherheit, was sich hier aufgebaut hat über vierzig Jahre, und diese in jedem verwurzelte Angst, damit Berührung zu haben; und sie hatten ja auch die Möglichkeit, jede berufliche und menschliche Karriere, jegliche individuelle Beziehung zu zerstören. Dazu waren sie ja da, und dazu waren sie auch in der Lage; dazu sind sie ja gemacht worden, das war ja das Prinzip, dass es nichts geben sollte, was dem Machtapparat nicht kontrollierbar war.

Schlimm war auch dieses ohnmächtige Gefühl der Rechtlosigkeit, diese vollkommene Ungewissheit einer Zukunft, wenn man ohne jegliche Erklärungen von zu Hause weggeholt wurde, in Handschellen, und von Hunden bewacht, unter vorgehaltener Pistole in eine Zelle geführt wird, darin eingesperrt bleibt, über mehrere Stunden, und dann Verhören unterworfen wird, in denen am Anfang nicht einmal eine Angabe über den Grund der Verhaftung gemacht wird, sondern in denen man ausgefragt wird über im Augenblick doch recht nebensächlich erscheinende Dinge, über Freunde,

Bekannte, über Tätigkeiten, über Gespräche, so dass man nie weiss, woran man ist. Man wusste nicht, warum etwas geschieht, und was danach wird, und was überhaupt aus einem werden soll, und setzte sich auf den Schemel, um zu warten. Um immer wieder abzuwarten, auf irgendein Zeichen.

Ziel all dieser Massnahmen war eigentlich nur, dass man die vorgegebene Entmenschlichung annimmt, dass man sein Dasein als Mensch aufgibt und die Nummer wird, mit der man sich beim Aufschliessen der Zelle zu melden hatte, dass nichts, aber auch keine persönliche Regung bleiben durfte. Eine staatsfeindliche Haltung zu beziehen, war unabdingbar vorgegeben, und wenn man nicht bekennen wollte, wurde man nur schärfer behandelt, denn nur in der Existenz einer grossen Zahl staats- und gesellschaftsfeindlicher Elemente konnte das MfS die Rechtfertigung für seinen aufgeblähten Apparat finden. Es war als *volkseigener Betrieb* für die Produktion der Produkte verantwortlich, gegen die es dann zu kämpfen hatte.

Mich wundert, wie es vielen hierzulande so schnell gelingt, die Allmacht eines umfassenden Überwachungsapparates so schnell wegzuwischen, als hätte es das nie gegeben, als hätten wir nicht Jahre unter Ängsten gelebt, ohne dass dafür ein anderes adäquates Gefühl, wirklich aktiven Widerstand geleistet zu haben, stehen kann.

Aus einem Brief seiner Frau, 6. Juli 1985:

Lieber, lieber Martin, Missverständnis über Missverständnis, was sollen wir tun, wenn wir einander nicht sehen können und auch keine richtige Korrespondenz möglich ist? Hab doch Vertrauen, glaube doch bitte auch an mich. Ich richte doch nicht über Dich, ich weiss nicht mal, was Du durchgemacht hast. Und ich weiss auch nicht, wie stark ich wäre. Du denkst, mich hätte bei dem Besuch etwas bedrückt, ich sei nicht ganz ehrlich gewesen. Ich war nicht

bedrückt, Martin, ich habe mich unheimlich gefreut, Dich zu sehen, und war eher ausgelassen. Darüber habe ich mich im Nachhinein etwas gewundert, aber ich hatte ganz wenig geschlafen, und manchmal kommt dann so eine Überreaktion. Weisst Du, Martin, dass du eifersüchtig bist, tut mir eigentlich ganz gut. Ich dachte, ich wäre in den letzten Wochen unheimlich alt und hässlich geworden. Ich fühl mich so, und oft sehe ich das auch im Spiegel. Und da fängst Du an, um mich zu kämpfen, das ist schön und reizvoll.

Adam hat nicht bei uns gewohnt, er hat im Vorderzimmer gelernt und geschlafen, ich habe ihm manchmal einen Tee gekocht und ihm vorgebracht, so wie ich es auch bei unseren sonstigen Gästen mache. Ich denke, es ist in Deinem Sinn, wenn ich so weiterlebe, als wärest Du da. Und leben möchte ich, es sind auch Monate von meinem Leben, ich möchte jetzt nicht nur Tage erwarten. – Nun schreib ich Dir so einen Blödsinn, und ich hatte gedacht, es wäre schön gewesen zwischen uns.

Komm bald wieder –

Heike.

Wann, wo und wie wird das alles wiedergutmacht?

Elsa Schmidt, geb. 1919; zur Zeit der Verhaftung Rentnerin; Anklage: Landesverräterische Nachrichtenübermittlung (§ 99); Urteil: 5 Jahre, in Haft von Mai 1983 bis Dezember 1987 (Amnestie); Gefängnisse: MfS-U-Haft Dresden, Strafvollzug Hoheneck.

Nur weil wir uns fest entschlossen hatten, in die Freiheit der BRD zu wollen, wurden wir (mein Sohn Claus, geboren 1947, und ich) am 19. 5. 1983 früh vom Kaffeetisch weg in Untersuchungshaft abgeführt. Obwohl Altersrentnerin mit Herzinfarkt, erkrankt und mehrfach zusammengebrochen, musste ich in Hoheneck im Drei-Schicht-System als Strumpfformerin an Geräten arbeiten, die 100 Grad Hitze ausstrahlten.

Als ich an dem kalten Morgen des 24.11.1987 in meinem Sommerkleid und einer dünnen Strickjacke das Gefängnis verließ, fand ich meine Wohnung anderweitig belegt und von meinem Eigentum nichts mehr vorhanden. Dabei enthielten die Urteile keine Beschlagnahmeverfügungen. Hier stimmt doch etwas nicht. Ich schulde weder dem Staat noch irgendjemandem auch nur einen Pfennig.

Wo ist unser Eigentum? Wer war beauftragt, eine Auflösung durchzuführen, und von welcher Stelle kam der Auftrag? Warum gab man uns im Winter 5 Monate lang keine Kohlenkarte? Mit welchem Recht nahm man uns ein in 18 harten Arbeitsjahren aus dem Nichts wieder aufgebautes grosses Ladengeschäft und einen bestens ausgestatteten Haushalt, sämtliche persönlichen Papiere, ererbte Familienbibeln und die Fotos einer Trümmerfrau, die trotz Kummer um den kriegsvermissten Mann sich im Heer der Aufbauwilligen einsetzte, dabei – wie viele andere auch – das kleine Söhnchen am Beräumungsplatz anband, um nicht auch diesen zu verlieren.

Warum mussten wir fast eineinhalb Jahre unter unzumutbaren Verhältnissen auf unsere Ausreise warten? Wann, wo und wie wird diese Behandlung wiedergutmacht?

Ebenso wird bestraft, wer etwas tut, was wir vergessen haben zu verbieten

Manfred Bartz, geb. 1934; vor der Verhaftung Montierer bei der PGH Berlin-Mitte und Schriftsteller, zum Zeitpunkt des Berichts Schriftsteller und Invalidenrentner; Anklage: Staatsfeindliche Hetze, Hetze gegen befreunde Staaten, Herabwürdigung führender Repräsentanten; Urteil: 6 Jahre, in Haft von November 1979 bis August 1982, Gefängnisse: Stasi-U-Haft Berlin-Hohenschönhausen, Strafvollzug Brandenburg.

Am Morgen des 3. November 1979 klopfte es an meiner Tür. «Wer ist denn da?» «Havariendienst.» Nanu, dachte ich, was soll denn bei mir kaputt sein? Als ich die Tür öffnete, half mir ein Zwei-Meter-Zwei-Zentner-Bulle gleich beim Aufmachen. «Staatsicherheit!»

Auf so was Schönes hatte die arme frustrierte Stasi lange warten müssen, auf einen Schriftsteller, den sie verhaften konnte. Von Biermann hatte sich die SED zähneknirschend die grössten Frechheiten gefallen lassen müssen. Nachdem Biermann auf Kongressen und im *Neuen Deutschland* lange und scharf attackiert worden war, wartete ganz Deutschland: Verhaftung oder nicht. Da konnte man ihn nicht mehr verhaften. Mit Rainer Kunze durchlitt die SED das gleiche Dilemma. Mielke sprach in einer Geheimrede von Schriftstellern, die leider zurzeit nicht greifbar wären, und rechnete selbst Böll zu denen, die er gern greifen würde, wenn er könnte.

Endlich, endlich hatten sie einen in der Mangel. Ein Stasist sagte gleich zu Anfang aller Prozeduren in schöner Offenheit zu mir: «Wir haben uns lange überlegt, ob wir es wagen können, Sie zu verhaften. Wir haben Sie ein halbes Jahr lang auf Schritt und Tritt beobachtet. Sie haben ja so wenig Bekannte, dass wir denken, wir können es riskieren.» Als ich meinte, mein Verschwinden würde doch auffallen und das Ansehen der DDR schädigen, sagte er: «Wir lassen Sie hier weiterschreiben. Dann merkt es keiner.» Im Plädoyer sagte Staatsanwalt Heyer später ausdrücklich, dass meine Inhaftierung dazu dienen sollte, andere abzuschrecken. Ich war ein sehr geeignetes Abschreckungsgespenst.

Zur Zeit der Verhaftung war ich nicht gut im Geschäft und im Hauptberuf Arbeiter. Obwohl sehr viele etwas von mir gelesen oder gesehen hatten, kannte mich keiner. Den Namen unter einer Geschichte in der Zeitung merkt sich der Durchschnittsmensch nicht. Der Autor einer abendfüllenden Fernsehunterhaltungssendung kommt, im Gegensatz zum Beleuchtungsassistenten, meist nicht in den Abspann. Aber die Kollegen der Satire- und Unterhaltungsszene kannten mich alle gut. Sie sollten abgeschreckt werden, ohne dass DDR-Volk und BRD-Medien etwas erfuhren.

Kinderlied

*Wenn unser Staat Geburtstag hat,
dann freut sich jedes Kind,
weil auf dem bunten Notenblatt
so hübsche Reimchen sind.*

*Die Tante singt das Liedchen vor.
Wir plappern alles nach.
Wer denkt denn schon im Kinderchor
nach, ob er Unsinn sprach?*

*Kind, piepse mit, so laut du kannst,
und laufe nicht davon!
Und wer nich ausse Reihe tanzt,
der kriegt auch 'nen Bonbon.*

*Und wer auf dem Verbrecherpfad
den Staat durch Flucht bedroht,
den schießt ein lieber Grenzsoldat
mit lieben Kugeln tot.*

(Manfred Bartz, 1989)

Neben meinen legalen Werken hatte ich auch illegale, staatsfeindliche geschrieben und diese auf Mikrofilm anonym in den Westen verschickt. Der Inhalt verstieß klar gegen die Unrechts-Gesetze der DDR. In einem Fernsehspiel *Hundert Prozent* hatte ich mich über die Wahlen lustig gemacht. Unter anderem liess ich einen Wahlleiter sagen: «Der Winkel zwischen Verlängerung Hinterkante Wahlkabine und Verlängerung Hinterkante Wahlleitertisch ist so zu wählen, dass der Wahlleiter eine Einsicht hat, wenn er sich auf seinem Stuhl zurücklehnt, und der Wähler dadurch die Einsicht bekommt, dass er keine andere Wahl hat und es für seinen Frieden das Beste ist, im stillen Winkel nichts durchzustreichen.»

Ich hatte Vorarbeiten zu einem satirischen Fernsehspiel über die Umweltvernichtung in der DDR geleistet. Das Fernsehspiel war in der Zukunft angesiedelt. In einer völlig katastrophalen Umweltsituation hebt ein Kind ein Papier vom Müll auf und liest etwas vor. Was es vorliest, habe ich wörtlich aus einem der zahl- und wortreichen SED-Dokumente abgeschrieben: leere Versprechungen über Umweltschutz. Die Mutter schlägt dem Kind das Papier aus der Hand mit den Worten: «Du sollst nicht immer allen Dreck anfassen!» In U-Haft und vor Gericht bin ich ausgiebig scharf zur Rede gestellt worden: «Wollen Sie das Wort der Partei als Dreck bezeichnen?» Vom Stadtgericht Berlin bis zur schwarzen stinkenden Spree sind es keine zehn Minuten zu Fuss. Mein staatsfeindliches «Hauptwerk» (ich betrachte das heute genauso ironisch wie die Stasi) war ein politisches Sachbuch: *Ausbeutung durch Funktionäre*. Obwohl das Buch mit der heissen Nadel gestrickt und nicht zur Veröffentlichung geeignet war, enthielt es doch Erkenntnisse, die zu erkennen es keines Scharfsinns bedurfte. Ich schrieb, dass der DDR-Staat eine Diktatur der Funktionäre ist und dass die Funktionäre eine Klasse, und zwar eine Ausbeuterklasse, seien. Nach meiner Meinung spiegelt die marxistische Klassendefinition, derzufolge sich die Klassen hinsichtlich ihrer Stellung zu den Produktionsmitteln unterscheiden, die sozialistischen Verhältnisse nicht wider und ist historisch überholt. Ich schrieb: *Klassen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Stellung zur Macht*.

Da Macht auch, aber nicht nur, auf Besitz an Produktionsmitteln und Kapital beruhen kann, ist die Definition von Marx zwar eingeschlossen, aber erweitert oder modernisiert. Da die Funktionäre alle Macht besitzen und die unterdrückte Volksmasse gar keine, sind nach dieser Definition die Funktionäre sehr wohl eine Klasse. Wenn man mit Marx Ausbeutung nur als Aneignung produzierten Mehrwertes auffasst, lässt sich sozialistische Ausbeutung damit nicht erfassen. Ich schrieb: *Ausbeutung ist jede Form der Abgabe von Energie der Ausbeuteten für die Interessen der Ausbeuter.*

Beim zwangsweisen Spalierstehen für eine sowjetische Regierungsdelegation wird keinerlei Wert geschaffen, daher auch kein Mehrwert, und keiner angeeignet. Wer dann aber in der Hitze vom langen Stehen ohnmächtig wird, ist aber doch ausgebeutet worden, denn er musste Energie für die Machtinteressen der Funktionäre abgeben. Ich schilderte viele einzelne Formen der speziellen Ausbeutung durch Funktionäre, wie Zwangsteilnahme an Schulungen, Sitzungen, Demonstrationen, Versammlungen, Zwang zu «gesellschaftlicher Arbeit» ...

Aus dem Urteil des Stadtgerichts Berlin, 13.11.1980:

(...) diskriminierte er das Wahlsystem der DDR als System von Scheinwahlen, stellte die Behauptung auf, die Wahl sei Selbstzweck, es bestünde Zwang, das Wahlgeheimnis würde verletzt (...), es würden an der Staatsgrenze Menschen ermordet (...), er diskriminierte die Partei- und Staatsführung der DDR als «herrschaftsbesessen», das Programm der SED als «Dreck», die Informationspolitik als Instrument der Manipulierung und bezichtigte die Angehörigen des MfS der Folterung von Inhaftierten sowie der Betreibung von psychiatrischen Sondereinrichtungen. Er bezeichnete die Staats- und Gesellschaftsordnung als «roten Faschismus», in der perfekter Terror herrsche. Der Sozialismus habe eine «Flut von Lügen, Denunziantentum, Angst, Heuchelei, Gewalt, Vertragsbrüchigkeit und Geschichtsfälschung hervorgebracht, und behauptete, die proletarische Revolution führe zu perverser Diktatur.

Er diskriminierte die ökonomischen Verhältnisse der DDR, sie seien dazu verurteilt, dem Kapitalismus stets hinterherzuhinken. Die Justiz- und Sicherheitsorgane bezichtigte er der Verhaftung Unschuldiger und entstellte die Verhältnisse der DDR als System der Bespitzelung. Partei- und Staatsführung der DDR seien ein vom Volk gehasstes Regime. (...)

Und das Gericht? Die Schöffin und Finanzwirtschaftlerin Ulrich hatte ein Hinterherhinken der Wirtschaft, in der sie tätig war, nicht bemerkt. Der Schöffe und Diplom-Gesellschaftswissenschaftler Zabel 1 kannte die Gesellschaft nicht, in der er lebte, die Oberrichterin Kiabuhn hat von ihrer eigenen Terrorjustiz nichts gewusst.

Es gab dann Pannen bei meiner Abwertung zur Unperson. Am ersten Tag sagte ich zu meinem Vernehmer: «Mein Vater erfährt heute von meiner Verhaftung. Mielke wird ihn anrufen und sagen: Du, Erwin, wir haben deinen Sohn verhaftet.» Den Zahn musste mir der Vernehmer gleich ziehen: «Ach, das erfährt der Minister gar nicht.» Mielke musste meinen Vater unter anderem deshalb ganz gut kennen, weil sein ehemaliger Chef, Zaisser, 1951 ein Parteiverfahren bekommen hatte: er hatte zusammen mit meinem Vater, Chefinspekteur Erwin Bartz, in Westberlin persönlich eine Entführung mit Schusswaffengebrauch durchgeführt (zehn angeschossene Bodyguards vom CIA, davon mindestens zwei tot).

Als man sich zur Verhaftung entschloss, glaubte man, ich bliebe Unperson. Doch nach einigen Monaten U-Haft wurde mir ein Brief des Geraer Kabarets *Fettnäpfchen* vorgelegt, der an mich geschickt worden war. Das *Fettnäpfchen* spielte bereits eine Szene von mir und schickte mir den Vertrag. Ich sprach den Vernehmer darauf an, dass er mehrmals betont hatte, dass bei der Stasi alles streng gesetzlich zuginge, was er nochmals bestätigte. Ich argumentierte, dass ich, da die Szene gespielt wird, nach dem Urheberrecht auch das Honorar kriegen müsse, dass die Konzert- und Gastspielformation es aber nur anweist, nachdem sie von mir den unterschriebenen Vertrag bekommen hat. Dem gesetzestreuen Vernehmer war daraufhin sichtlich unwohl in seiner Haut, und er sagte, dies müsse der Staatsanwalt entscheiden. Staatsanwalt Heyer musste ein ganzes halbes Jahr überlegen und entschied sich dann für die sozialistische Gesetzlichkeit.

Nach zehn Monaten U-Haft durfte ich den Vertrag unterschreiben. Das Geld wurde ausgezahlt. Einer meiner Vernehmer sagte mir stolz den stasi-internen Spruch auf: *Mielkes Mühlen mahlen langsam, aber unheimlich gründlich*. Die Gründlichkeit war aber sehr einseitig und parteilich. Als ich bei der Vernehmung über mein Fernsehspiel *Hundert Prozent* zu einem meiner Vernehmer sagte, dass diese Wahlen Scheinwahlen sind, wisse doch jeder, antwortete er mir in einem nachsichtigen Ton, als spräche er zu einem hoffnungslos Irren: «Na, ich weiss das nicht!» Dass ich Fälle von Wahlmanipulation selbst erlebt hatte und anführen konnte, interessierte ihn gar nicht. Er wollte dafür genauestens wissen, wann ich das Fernsehspiel wo mit welcher Schreibmaschine geschrieben hatte, wie ich es mit welcher Technik wann und wo auf Mikrofilm gebracht hatte, wie viel Mikrofilme wo und wann versteckt waren und wo ich Briefe wohin und an wen, wann und in welche Briefkästen eingeworfen hatte. Mit solchen Kinkerlitzchen vergingen Quartale, wurde monatelang Gründlichkeit gespielt. Im Prozess diktierte die Oberrichterin der Gerichtsschreiberin mehrere Seiten lang, welche Notizzettel von mir zu beschlagnahmen seien.

Meine «neurotisch fehlentwickelten Staatsverleumdungen» in dem Buch *Ausbeutung durch Funktionäre* hatte ich mit statistischen Angaben belegt. Ich hatte unter anderem angeführt, dass die Zahl der Erkrankungen an Stresskrankheiten in der DDR 132% von denen in der BRD betrug, oder auch, dass der DDR-Bürger damals fünfmal mehr DDT im Unterhautfettgewebe hatte als der Bundesbürger. In einem Jahr U-Haft und drei Tagen Prozess ist über keine einzige dieser Zahlen ein Ton verloren worden. Aber erwähnt wurde natürlich, dass ich illegal das Statistische Jahrbuch der BRD gelesen hatte – als Nachtwächter in der Berliner Stadtbibliothek war mir das möglich gewesen.

Wegen einer ironischen Bemerkung über Wilhelm Pieck in meinem Buch *Der Himmelför Fanatiker*, welche leider nicht ganz stimmte, an der aber viel Wahres dran war, wurde ich wegen «Herabwürdigung führender Repräsentanten des Sozialismus» angeklagt. Als ich mich vor Gericht darauf berief, diese Sache im *Spiegel* gelesen zu haben, wischte Oberrichterin Kiabuhn dies mit einer ärgerlichen Handbewegung fort. Zehn Jahre lebte ich in dem Glauben, wegen dieses Paragraphen verurteilt worden zu sein. Als

ich nach zehn Jahren das Urteil las, fehlte der Paragraph. Freigesprochen hatte man mich nicht und auch die Anklage nicht fallengelassen. Es gab aber für zwei Paragraphen genauso viel wie für drei. Anscheinend ist aber zwischen Urteilsverkündung und Urteilsniederschrift doch jemand ins Archiv gegangen.

In der Hitze des Gefechts und in der Einsamkeit waren mir auch Irrtümer unterlaufen. Da ich viel geschrieben hatte, kamen auch einige Dutzend davon zusammen. In U-Haft und Prozess interessierte der wahre Kem wenig. Man hielt mir nur stundenlang meine Irrtümer vor. Ein Jahr Gehirnwäsche führte tatsächlich dazu, dass ich das Gefühl bekam, überwiegend Blödsinn geschrieben zu haben. Erst zehn Jahre später, als ich das Urteil im Stadtgericht einsehen konnte, stellte ich erstaunt fest, dass ich doch zu 99,98% für die Wahrheit verurteilt worden war.

Die Bessermacher

Wie schlecht ist doch das Leben auf der Erden.

Es wäre gut, könnt' es verbessert werden.

*Der Mensch ist schlecht, und dies ist gar nicht gut,
weil er es besser weiss und schlechter tut.*

*Die besten Schlechtigkeitswidersacher
betätigten sich drum als Bessermacher.*

*Sie wollten Eintracht, Brot für alle Esser
und sprachen: Besser wär's, wir machten's besser.*

Fix fängt der herzensgute Arbeitsmann

mal gleich das schöne Weltverbessern an.

*Er brüllt, schlägt, streikt, schießt, bessert wild drauflos –
und macht nur Hitler und auch Stalin gross.*

Das bess're Fatum war fatal und hager.

Die Lagertoten hat's millionenfach auf Lager.

Doch Misserfolge trüben keine Wässer.

Die Bessermacher machen alles besser.

*«Wir neuen Linken achten alle Rechte.
 Jaaa! Ehrenwort! Wir hassen auch das Schlechte.
 Der Sozialismus selbst ist ja nicht schlecht.
 Bloss der reale ist nicht echt und recht.
 Wir wolln ihn ohne Schiessbefehl und Mauern.
 Nun gebt uns schon die Chance, auf die wir lauern!
 Wir bessern selbst die Diebe und Erpresser,
 wir machen ja das Bessermachen besser.»*

*Die Besserwissenschaft war niemals gut.
 Das bessert nicht die Weltverbesserungswut.
 «Jetzt pauken wir im Bessermachverein
 uns viel, viel bessres Besserwissen ein,
 verbessern die Verbesserungstheorie
 und bessern alles, uns und es und Sie.
 Und Misserfolge machen uns nur kesser.
 Wir wissen stets das Besserwissen besser.»*

(Manfred Bartz, 1988)

In den ersten Ulbricht-Jahren war *formaljuristisches Herangehen* schon fast ein Verstoss gegen die Parteidisziplin. Dann wurde das Unrecht in Paragraphen gegossen und um diese ein Kult getrieben. Aber die, die die Gesetze gemacht hatten, umgingen sie auch, wenn ihre Machtpolitik ihnen das als angeraten erscheinen liess. In meinem Buch *Ausbeutung durch Funktionäre* hatte ich zum passiven Widerstand aufgerufen. Dies gab der Haftrichter auch als einen Grund für meine Verhaftung an. Da ich ja das System lange genug kannte, war ich darauf bedacht gewesen, nur zu solchen Formen des passiven Widerstandes aufzurufen, die keine Handhabe für Bestrafung boten. Unter anderem forderte ich auf, an Versammlungen nicht teilzunehmen, und wenn dies nicht geht, dort nichts zu sagen und sich an keiner Abstimmung zu beteiligen, zur Stellungnahme aufgefordert, zu schweigen.

Dr. Gysi, mein Verteidiger, sagte im Prozess: «Und das ist ja nun alles nicht verboten.» Staatsanwalt Heyer sah das anders, und zwar weniger formaljuristisch. Er meinte, es wäre zwar nicht verboten, aber man könne das trotzdem nicht dulden, denn dann würde ja das gesamte gesellschaftliche Leben zusammenbrechen. Ich wurde für einen Paragraphen verknackt, den es gar nicht gab. Er hätte etwa lauten müssen:

Wer etwas tut, wovon wir vergessen haben zu verbieten es zu tun, wird entsprechend der Schwere unseres Versäumnisses härter bestraft.

Weil ich Karl Marx als Fachidioten bezeichnet und die Gotteslästerung begangen hatte, ihn korrigieren zu wollen, war die Stasi schon vor meiner Verhaftung überzeugt, es mit einem Grössenwahnsinnigen und Irren zu tun zu haben. Im Lager X in Hohenschönhausen wurde ich von Prof. Ochernal, Humboldt-Universität/Sektion Kriminalistik/Arbeitsgruppe forensische Psychiatrie, auf meinen Geisteszustand untersucht. Prof. Ochernal meinte zwar sinngemäss, dass ein normaler Mensch nicht solchen Blödsinn schreibe, hielt mich aber für voll bestrafungswürdig. Mein Verteidiger hielt mich für nicht voll zurechnungsfähig und baute hauptsächlich darauf seine Verteidigungsstrategie auf. Er hatte ein Schreiben verfasst, das er mir vorlas, um zu fragen, ob ich damit einverstanden wäre.

Nach Dr. Gysi hatten frühkindliche schädliche Milieueinflüsse (mein Vater war, weil Kommunist, im Zuchthaus Brandenburg gewesen; meine Mutter wurde, weil Jüdin, im KZ vergast; ich kam durch eine Urkundenfälschung mit dem Leben davon und hatte viele verschiedene Adoptiveltern) zu einer psychischen Fehlentwicklung geführt. Ich hatte mir einen krankhaften Hass auf alles und jedes zugezogen und hasste nun sogar den schönen Sozialismus. Ich äusserte sofort Bedenken, dass man dann so einen gefährlichen Hasser lebenslänglich im Irrenhaus internieren wird. Dr. Gysi zerstreute die Bedenken. (Richtig ist, dass man keine bissigen Satiren schreiben kann, wenn man ein völlig unaggressiver Mensch ist. Für einen unzurechnungsfähigen Rundumhasser hielt ich mich aber nicht.)

Nachdem Dr. Gysi das erwähnte Schreiben zu Beginn des Prozesses verlesen und ein psychiatrisches Zweitgutachten beantragt hatte, zog sich das Gericht zur Beratung zurück. Zu meinem Schreck hörte ich durch die geschlossene Tür Oberrichterin Kiabuhn gegenüber den Schöffen die Frage der Zwangseinweisung in eine Irrenanstalt aufwerfen. Hätte man das getan, so wäre ich in der psychiatrischen Sonderklinik Waldheim gelandet, von der einer meiner Vernehmer behauptet hatte, es gäbe sie nicht, ich würde nur verleumderisch behaupten, dass es sie gibt.

Das Gericht gab Dr. Gysis Antrag statt, beauftragte aber keinen anderen als Zweitgutachter, sondern wieder denselben. Prof. Ochernal war sichtlich tief gekränkt, weil jemand das Gutachten einer so bedeutenden Kapazität angezweifelt hatte und weil das Gericht ihn nacharbeiten liess. Als er mich fragte, ob ich mich als Opfer finsterner Machenschaften fühle, antwortete ich: Nein, es geht alles seinen Gang. «Seinen *sozialistischen* Gang», präzierte Prof. Ochernal, stolz, zur sozialistischen Maschinerie dazuzugehören.

Der dreitägige Geheimprozess nahm dann längere Zeit den Charakter eines wissenschaftlichen Kongresses an. Dr. Gysi, Prof. Ochernal und ein als Zeuge geladener befreundeter Psychiater versuchten, das knifflige Problem aufzuhellen, ob ich primär oder sekundär neurotisch oder psychopathisch oder psychotisch wäre. Oberrichterin Kiabuhn stellte zweckdienliche Fragen. Schliesslich hatte sie die Wahl zwischen 6 Jahren Zuchthaus und lebenslänglich Irrenhaus. *Meine* Meinung über mich war nicht gefragt.

Krankhaften Hass billigte mir nicht nur der Verteidiger, sondern auch die Oberrichterin zu, aber natürlich nicht als normale Reaktion auf ein bei allen verhasstes System. Ich hatte eine Macke. Der Beweis war ein Selbstmordversuch bei der Marine. Originalton Oberrichterin Kiabuhn: «Da hatten Sie eine so schöne Aufgabe, unsere Arbeiter- und-Bauern-Macht zu verteidigen. Und da wollten Sie Selbstmord machen? Schämen Sie sich nicht?» Da sie die Macht hatte, mir beliebig viel aufzubrummen, wollte ich darauf nichts erwidern, wobei übrigens schwierig war, gegen sie überhaupt zu Wort zu kommen. Dies empfand ich als eine der blödesten Ungerechtigkeiten.

Selbstmord will man machen, wenn man aus einer schlimmen Lage keinen Ausweg weiss, und nicht, um einer armen Oberrichterin später unnötige Arbeit aufzubürden. Ich hatte mich als junger naiver Genosse nach dem Abitur von der Schulgruppe der SED, die auch auf höhere Weisung handelte, auf eine Offiziersschule der *Kasernierten Volkspolizei* schicken lassen, völlig gegen meine Neigung und Fähigkeit. Als ich den faschistischen Drill und die ungeheure Idiotie und Öde in der Arbeiter-und-Bauern-Streitmacht nicht mehr aushielt, war Selbstmord für mich der einzige Ausweg. (Der Vorsitzende der Parteikontrollkommission zu mir: «Ein Genosse hat nicht das Recht, sich zu suizidieren. Sein Leben gehört der Partei!») Hätte ich durchgehalten und es zum Korvettenkapitän gebracht und drei Jahrzehnte mit meinem Schnellboot auf der Ostsee auf Flüchtlinge gelauert, einige davon abgeknallt und den Rest einer tobenden Richterin zur strengen Bestrafung übergeben – ja, dann wäre nach Meinung sozialistischer Spiesser aus mir «etwas Anständiges» geworden. In ihrer furienhaften Art brachte Oberrichterin Kiabuhn zum Ausdruck, dass so einer wie ich, der sich Schriftsteller nennt, für sie schlimmer ist als Landstreicher, Clochard, Zigeuner oder Assi.

Aus dem Urteil:

Der Angeklagte hatte in der DDR alle Möglichkeiten, sich entsprechend seinen tatsächlichen Fähigkeiten zu entfalten. (...) Mit der Aufgabe seines Arbeitsrechtsverhältnisses traf er eine Entscheidung mit weitreichender Auswirkung auf sein Leben, anstatt sich ernsthaft und tiefgründig mit der Theorie des Marxismus-Leninismus zu beschäftigen.

Obwohl Dr. Gysi mutiger und selbständiger auftrat, als ich vermutet hatte, dass ein DDR-Rechtsanwalt und Genosse das darf, entsprach das Urteil natürlich auf die Sekunde genau dem Antrag des Staatsanwalts (und vermutlich dem Parteauftrag der SED-Bezirksleitung Berlin). Eine rechtsstaatli-

che Verteidigung hätte aber nicht auf mildernde Umstände wegen eingeschränkter Zurechnungsfähigkeit plädieren, sondern beweisen müssen, dass ich in allen wesentlichen Punkten recht habe. Doch der Unrechtsstaat liess solche Beweismittel nicht zu. Bei sachgemässer Verteidigung hätte mich mein Verteidiger gleich ins Zuchthaus begleiten können.

Im Zuchthaus Brandenburg war auch ein hochbezahlter Kulturoffizier untätig. Dem liess ich ausrichten, dass ich bereit wäre, etwas für das geistig-kulturelle Leben im Knast zu tun und für meine gelangweilten Mitgefangenen eine Lesung mit meinen legalen, in der DDR-Presse veröffentlichten Werken zu machen. Keine Antwort. Wenn ich etwas, auch Unpolitisches im Knast schrieb, so war das sowieso verboten, und man kriegte keinen Fetzen Papier mit raus. Ich habe alles aus dem Gedächtnis draussen wieder aufgeschrieben. Für meinen Prozess hatte ich damals ein schönes Schlusswort des Angeklagten ausgearbeitet. Sinngemäss lautete es so:

«Ich bekenne mich schuldig, mich in einigen Punkten geirrt und die Sorgfaltspflicht verletzt zu haben. Ich verstehe, dass Sie mich gern verurteilen möchten. Damit würden Sie aber nur der DDR schaden. Im Westen wird man verbreiten, ich sei wegen zu scharfer Kabaretttexte eingesperrt worden. Da die Justiz den Interessen des Staates zu dienen hat, ist es das Klügste, den Prozess ohne Urteil zu beenden und mich sofort in den Westen zu entlassen.»

Als ich dies Dr. Gysi zu lesen gab, war er entsetzt. «Das wissen *die* doch selber ganz genau. Aber wenn *Sie* das sagen, provozieren Sie die Leute nur und kriegen ein paar Jahre mehr!» Ich vertraute seiner Erfahrung und sagte es nicht. Heute wünschte ich, ich hätte es diesen Figuren doch gesagt.

Der Fluchthelfer war ein Stasi-Spitzel

Stefan Domewski [aus Jugoslawien], geb. 1942; vor der Verhaftung Gaststätteninhaber am Kurfürstendamm, zum Zeitpunkt des Berichts ohne Arbeit; Anklage: Staatsfeindlicher Menschenhandel (§ 105); Urteil: 3 Jahre 6 Monate, in Haft von Dezember 1976 bis Mai 1978; Gefängnisse: Stasi-U-Haft Frankfurt/Oder, Strafvollzug Rummelsburg, Abschiebehaft Karl-Marx-Stadt (Chemnitz).

Im Mai 1976 habe ich meine Verlobte, spätere Ehefrau, kennengelernt, in Ost-Berlin. Wir wollten heiraten und in West-Berlin leben. Da die Heirat damals in Ost-Berlin fast unmöglich war, haben wir uns entschlossen, dass meine Verlobte nach West-Berlin flüchtet. Ich habe gefunden einen Fluchthelfer: Italiener, welcher hat gearbeitet in Argentinische Botschaft als Koch: Er wünschte zuerst meine Verlobte zu sehen und persönlich mit ihr zu sprechen, ohne meine Anwesenheit, in seinem Auto in Ost-Berlin. Er hat sie alles ausgefragt, was ihn interessiert, und anschliessend gesagt, sie kann jetzt nach Hause gehen, er werde sich bei ihr melden. Meine Verlobte ist nach Hause gegangen und am nächsten Morgen um sechs Uhr früh im Bett verhaftet worden. Nächsten Tag, ich ahnungslos fahre nach Ost-Berlin, da bin ich ebenfalls verhaftet worden. Beim Haftbefehl hatte der Vernehmer wortwörtlich die Worte gesagt, die meine Verlobte mit dem Fluchthelfer gesprochen. Offensichtlich war das Gespräch mit Tonband aufgenommen. Der Fluchthelfer war ein Stasispitzel.

Die vier Monate U-Haft waren sehr schwer und bedrückend. Wir durften sehen keinen freien Himmel, kein grünes Gras oder Bäume. Nur Beton und Tageslicht durch Glasbausteine. Wir waren verurteilt zu schwerem Kerker, nur weil wir wollten heiraten auf illegalem Weg. Nicht mal einen Fluchtversuch haben wir unternommen. Solche Urteile gab's nicht mal in Afrika, aber in Berlin unter SED-Herrschaft. Ich bin nach 18 und meine Frau nach 13 Monaten entlassen worden nach West-Berlin, wo wir anschliessend heirateten.

Vielleicht hatten sie erreicht, was sie erreichen wollten: Die Lektion hatte gegessen

Gilbert Radulovic (jetzt Furian), geb. 1945; vor der Verhaftung Bearbeiter für Versicherungen und Inventuren im VEB Wärmeanlagenbau Berlin, seit 1991 Hausmann, macht Führungen durch die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, Anklage: Ungesetzliche Verbindungsaufnahme (§ 219); Urteil: 2 Jahre 2 Monate (§§ 219 und 220), in Haft von März 1985 bis April 1986; Gefängnisse: MfS-U-Haft Berlin-Hohenschönhausen, Berlin-Rummelsburg, Strafvollzug Cottbus, Abschiebehaft Karl-Marx-Stadt (Chemnitz).

Am 27. März 1985 fuhr ich wie immer mit der U-Bahn zum Spittelmarkt, wo ich beim VEB Wärmeanlagenbau beschäftigt war. Gegen 9 Uhr erhielt ich einen Anruf vom Kaderdirektor, ich möge in sein Büro kommen. Dort erwarteten mich vier Herren in Zivil, die mich aufforderten, zur «Klärung eines Sachverhalts» mitzukommen. Als ich nach dem Sachverhalt fragte, wurde mir bedeutet, das würde ich später erfahren. Zwei der Herren begleiteten mich dann in mein Büro, da ich darauf bestand, meine Sachen mitzunehmen. Meine beiden Kolleginnen sassen stumm und blass an ihren Schreibtischen, und mir zitterten die Hände. Der Lederbeutel, in dem ich meine Utensilien verstaut, sollte mich durch vier Gefängnisse begleiten.

Ich wurde in der Magdalenenstrasse in eine Baracke geführt, wo mir in einem grossen Raum mehrere Männer gegenüber sass, die mich befragten und mir auch erklärten, dass sie die Befragung auf Tonband aufnehmen würden. Einer, offenbar der Chef, bemerkte stolz, man habe sich bereits einen geistigen Vorlauf verschafft. Mit anderen Worten: Es lief schon eine Weile ein Ermittlungsverfahren, ohne dass ich davon unterrichtet worden war.

Worum es ging, war mir von vornherein klar. Im Jahre 1982 hatte die Krise meiner bis dahin vierzehnjährigen Ehe einen Höhepunkt erreicht. Die Beziehung zu einer anderen Frau (sie wartete auf ihre Ausreise) war mir

nicht genug der Loslösung. Ich hatte das dringende Bedürfnis, ein Stück Alltag ganz für mich allein, also ohne meine Frau, zu leben. Da kam mir die Bitte zweier Bekannter entgegen. Sie wollten eine Art Dokumentation über die *Szene* in Ostberlin anfertigen, also über Versuche von Jugendlichen, alternative Lebensformen zu finden, mit denen sie sich sowohl von ihren Eltern abgrenzen konnten, aber auch Widerstand artikulieren gegen die Annahmen des DDR-Staates. Da ich einen Sozialdiakon kannte, der bei der Pfingstkirche im Bezirk Friedrichshain eine Gruppe von Punks betreute, übernahm ich den Teil *Punk*. Dabei entwickelte ich eine intensive Affinität zur durchaus produktiven Aussteigermentalität der Punks, ihrem radikalen Wahrheitsanspruch, ihrer aggressiven Phantasie. Ihre Haltung war mir auch eine Anfrage an meinen eigenen Widerstandsgeist: Was tat ich schon, gemessen an dem, was sie unternahmen und riskierten?

Überall

*Überall, wohin's dich führt
Wird dein Ausweis kontrolliert
Sagst du einen falschen Ton –
Was dann geschieht: du weißt es schon
Ganz egal, wohin man schaut
Kameras sind aufgebaut
Begleiten dich auf Schritt und Tritt
Die Sicherheit geht mit dir mit*

*Du sagst deine Meinung vielleicht ganz offen
 Was wird passieren? Du kannst nur hoffen
 Muss man durch die Blume sprechen
 Um sich nicht den Hals zu brechen?
 Irgendwann, da muss was geschehn
 Denn wer will länger tatenlos stehn
 Bist du denn geboren worden
 Um dich allem unterzuordnen?*

*Ist das nicht ein grosser Staat
 Wo jeder seine Freiheit hat?*

(Text der Punk-Band «planlos», 1981)

Ich raffte die Texte auf einen Umfang von etwa 20 Seiten im Format A 4 – einschliesslich Fotos, die mein Freund Nikolaus Becker gemacht hatte – und ordnete sie nach Stichworten: Gründe, Zukunft, Liebe, Arbeit, Politik, Musik, Gemeinschaft, Aussehen, Anarchie. Die getippte Druckvorlage liess ich in meinem Betrieb heimlich vervielfältigen und binden. Danach verteilte ich 90 Exemplare hier im Lande, per Post oder zu Fuss, an Verwandte, Freunde und Bekannte.

Zehn Exemplare für Freunde und Bekannte im Westen sollte meine Mutter (sie war Rentnerin, durfte also in den Westen reisen) auf einer Reise nach Stuttgart mitnehmen, drüben frankieren und abschicken. Aber am 17. Januar 1985 rief mich meine Schwester an und teilte mir mit, dass meine Mutter an der Grenze festgehalten wird. Mir war sofort klar, warum. Nach einer Nacht Gewahrsam durfte sie weiterfahren, freilich ohne die Broschüren.

Ich versteckte alles Originalmaterial auf dem Boden meines Wohnhauses, unter Dreck und Taubenmist, sorgfältig in eine Plastetüte verpackt. Dann wartete ich darauf, dass die Stasi käme.

Aber es verging Woche um Woche und Monat um Monat, ohne dass sich etwas rührte. Deshalb dachte ich: Sie haben es also doch nicht so ernst genommen, und ich holte alles wieder aus dem Versteck. Dann kam der 27. März 1985.

Ich bestätigte, die Broschüre angefertigt zu haben, und verteidigte mein Unternehmen unter Hinweis darauf, dass mir dieser Freiraum zugestanden werden müsse, worauf der Chef sarkastisch lächelnd meinte, offenbar stünden interessante Gespräche über Freiheit bevor. Dann bekam ich Mittagessen: Hackbraten mit jungen Erbsen. Ich hatte zwar keinen Appetit, ass aber trotzdem davon, wahrscheinlich um mir selbst vorzuspiegeln, das Ganze mache mir nicht so viel aus.

Schliesslich wurde ich wieder aus der Baracke geführt. Draussen stand ein *Barkas*. Davor ein Uniformierter, der mir Handschellen anlegte und dazu sagte, bei Fluchtgefahr werde von der Schusswaffe Gebrauch gemacht. Vielleicht gerade, weil ich nicht ahnte, wie ernst es noch werden sollte, musste ich innerlich lächeln und dachte: Direkt wie im Film.

Aus einem Brief aus der U-Haft, 11. Juni 1985:

Liebe Mutti! Während ein Tag draussen immer im Fluge vergeht, eigentlich viel zu kurz ist angesichts der Fülle dessen, was unternommen sein will (und kann!), ist es hier auf eine lähmende Art umgekehrt: die erzwungene Untätigkeit im Verein mit der Ungewissheit des Kommenden versetzt den Lauf der Stunden in eine quälend-zähflüssige Zeitlupengrütze, und wenn man dann auf vergangene Tage oder Wochen zurückblickt, dann erstaunt man über die Geschwindigkeit, mit der sie vergangen sind – was Wunder: sie sind ja völlig leer und hohl, es ist ja nichts geschehen (also nichts, was sich zu individueller Geschichte wandeln könnte), es ist höchstens dies und das passiert (im Sinne von: vorübergegangen, ohne zu berühren). Und auch was so als Tätigkeitsersatz herhalten muss, wird auf die Dauer fade: es zeigt deutlich seinen Hilfs-Charakter, ein Knochengerüst ohne Fleisch und Blut wirklichen Le-

bens. Selbst das Lesen grenzt immer mehr an Missbrauch, ja Prostitution: die Zelle als literarisches Stundenhotel – und was die Übungen körperlicher Beweglichkeit angeht, so wird die Disproportion zwischen physischem Einsatz und dazu erforderlichem Willen zunehmend grösser. Und auch dem – zweifellos guten – Essen fehlt das, was es über die blosse Ernährung hinaus zu einer Freude machen könnte: Menschen, mit denen man es zu teilen wünscht, durch die es zu einem eigentlich menschlichen Vorgang würde, einem Akt freier Gemeinschaftlichkeit. Aber ich will nicht jammern, das ist nicht meine Art, vielleicht fehlt mir nur die Post, vielleicht kommt man auch über eine gedrückte Stimmung eher hinweg, indem man sie artikuliert, vielleicht sind es auch nur Luftdruck und Wetterlage, Sonnenprotuberanzen oder der falsche Stern im falschen Haus, oder die fehlenden Quadratmeter haben sich Gehör verschafft. (...)

Herzlich Dein Gilbert

Da ich in keiner Weise wusste, worauf die Verhöre im Juristischen hinauswollten, schwankte ich zwischen selbstverständlicher Bestätigung der Fakten, um zu zeigen, dass ich mir keiner Schuld bewusst bin und nicht konspirativ gearbeitet habe – und einer Entlastung der an der Herstellung technisch Beteiligten. Ich versuchte eine Zeitlang, mit gezinkten Karten zu spielen, gab nur die Hälfte der Empfänger zu und behauptete, alles selbst fotografiert, vervielfältigt und gebunden zu haben. Aber an der Art, wie der Major, der mich sieben Monate lang «betreuen» sollte, bestimmte Fragen stellte, war zu erkennen, dass er eigene Recherchen in der Hinterhand hatte. So musste ich diese Version bald aufgeben, um nicht meine Lage unnötig zu verschlechtern. Dabei hatte ich aber kein gutes Gewissen, denn ich musste ja damit rechnen, dass auch Personen, die lediglich technisch beteiligt waren, Schwierigkeiten bekommen würden.

Das ist dann später auch eingetreten, wenngleich dosiert. Im Fall des Fotografen (Sohn eines bekannten Schriftstellers), erklärte mir der Major ungeñiert, man wolle keine «kulturpolitischen Scherben» anrichten. Er wurde aufgefordert, die Negative herauszugeben, was er – nachdem er die Gesichter der Punks unkenntlich gemacht hatte – mit einem kleinen Teil auch tat. Bei der guten Freundin, die eine Hälfte der Auflage gebunden hatte, drohte mir der Major an, die von ihr beantragte Gewerbeerlaubnis werde wohl nicht erteilt werden. Und er hat seine Drohung wahrgemacht.

Die Frau aus meinem Betrieb, die den Druck besorgt hatte, erhielt ein Disziplinarverfahren und wurde an einen anderen Arbeitsplatz versetzt. Sie hat den Betrieb dann auf eigenen Wunsch verlassen.

Eine Reihe guter Freunde, darunter meine erste Frau, sind allein aufgrund der Tatsache, dass sie die Broschüre erhalten und mich nicht denunziert haben, erheblichen Pressionen ausgesetzt gewesen. Meine Ex-Frau wurde (nach meiner Entlassung) als Lehrerin aus der Schule entfernt. Einer aber geriet schon bald nach meiner Verhaftung in die «Mühle».

Parteiausschlussverfahren der SED-Grundorganisation der Sektion Wirtschaftswissenschaften der Humboldt-Universität Berlin gegen Dr. Wolfgang H. am 23. September 1985 (bestätigt durch die SED-Kreisleitung der HUB am 11. Oktober 1985):

Begründung des Ausschlusses: Ausschluss wegen prinzipienlosem Verhalten im ideologischen Kampf, das zu bewussten Feindbegünstigungen auswuchs. Wolfgang H. hatte von einem inzwischen wegen Staatsverleumdung vor Gericht gestellten Bürger staatsverleumderisches Material erhalten. Er hat niemanden darüber informiert. Solche Vernachlässigung der revolutionären Wachsamkeit, bewusste Feindbegünstigung im ideologischen Kampf, Missachtung von Kritik und Selbstkritik als elementare Normen des Parteilebens und eine fehlende Bereitschaft, die Kritik der Genossen anzunehmen

und den Normen des Statuts zu entsprechen, führten bereits 1969 und 1972 zu einer Bestrafung und 1976 und 1983 zu prinzipiellen Auseinandersetzungen, und er musste als Kampfgruppenkommandeur abgelöst werden. In den zu seinem erneuten Fehlverhalten geführten Auseinandersetzungen offenbarte er parteifremde und zum Teil parteifeindliche Positionen.

Da half ihm auch nicht, dass er einige Jahre zuvor der Staatssicherheit Informationen geliefert hatte: über Bewohner und Besucher eines Wochenendgrundstücks, das wir bis heute miteinander teilen.

Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Berlin

Abteilung XX/3, 26.11.1981:

Information zum negativen Personenkreis in Skaby

(...) Mit dem Dazukommen von Gilbert Radulovic wird der Boden für fremde ideologische und politische Haltungen erweitert. R. nimmt eine ausgesprochen pessimistische, verbitterte Stellung zur Entwicklung unserer Gesellschaft ein, schreibt entsprechende Gedichte, orientiert sich offenbar stark an Publikationen mit gegen den realen Sozialismus gerichtetem Inhalt.

Der Major, der mich von März bis Oktober in Hohenschönhausen verhört hat, versuchte, mir durch Formulierungstricks das Eingeständnis antisozialistischer Absichten und den Vorsatz einer «Schädigung der Interessen der DDR» zu entlocken (dieser Vorsatz wäre Voraussetzung einer Verurteilung gewesen). Als das nicht funktionierte, sammelte er alle «dunklen Punkte» meiner Biografie, und als ich ihn fragte, wozu, meinte er mit erstaunlicher Offenheit: Als «Gehilfe fürs Gericht». Da er mir den Vorsatz nicht beweisen konnte, sollte der selektive Blick auf mein Leben dafür den Ersatz liefern. Und das Gericht gab sich damit «natürlich» zufrieden.

*Aus der Anklageschrift des Generalstaatsanwalts von
Berlin vom 20.8.1985:*

Er lehnte es aus ideologischen Gründen ab, Mitglied der Kampfgruppen und der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft zu werden, an Kampfdemonstrationen zu gesellschaftlichen Höhepunkten teilzunehmen und sich an Spendenaktionen für die internationale Solidarität zu beteiligen. Seit Anfang der 60er Jahre bildete sich beim Beschuldigten – beeinflusst durch intensives Verfolgen von politischen und kulturpolitischen Sendungen westlicher Rundfunkanstalten wie RIAS und SFB und der Lektüre antisozialistischer Schriften, z.B. von Solshenizyn – eine ablehnende Haltung zur sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung heraus. Der Beschuldigte gelangte zu solchen Auffassungen, dass die sozialistische Entwicklung in der DDR nicht den Lehren der Klassiker des Marxismus-Leninismus entspreche und deshalb Tendenzen der Abkehr eines Teils der Bevölkerung von der gesellschaftlichen Entwicklung zu verzeichnen seien. Des Weiteren ist der Beschuldigte der Meinung, die SED sei keine marxistisch-leninistische Partei und die politische Macht würde nicht von der Arbeiterklasse, sondern von Berufspolitikern ausgeübt. Nachdem der Beschuldigte bereits im Jahre 1962 aus dem Jugendverband ausgeschlossen wurde, erfolgte aufgrund seines politisch negativen Verhaltens im Jahre 1971 seine Exmatrikulation vom Philosophiestudium. (...)

Vorgeworfen wurde mir «eine hohe Anzahl staatsfeindlicher Äusserungen» – nämlich die Äusserungen der Punks in den Interviews von 1982. Mein Verteidiger Lothar de Maizière, hat mir das später erklärt: In der DDR-Rechtsprechung spielte es nämlich keine Rolle, ob jemand auf dem Alexanderplatz ruft: *Erich Honecker ist ein Schwein* oder ob er ruft: *Mein Nachbar hat gesagt, Erich Honecker ist ein Schwein*. In beiden Fällen gibt es die gleiche Strafe.

Ich war aber froh, wenn ich zu den Verhören geholt wurde, denn damit wurde das lähmende Nichtgeschehen des Zellenalltags durchbrochen. Dann erklang der Lärm von Schloss und Riegel, die Zellentür wurde aufgerissen, und der Schlepper (so nannten wir die Offiziere, die uns zum Verhör holten) sagte – meist barsch oder bellend, nur ganz selten ruhig – «Eins» oder «Zwei», je nachdem, auf welcher Pritsche man lag. Man wurde nicht mit Namen angeredet, wahrscheinlich wussten ihn die Schlepper selber nicht.

Der Major war für mich paradoxerweise auch ein Stück der Welt draussen, und es stellte sich in der Zeit von sieben Monaten sogar eine Art perverser Vertrautheit ein. Er erzählte von seiner Familie, besorgte mir Bücher, die die Haftanstalt nicht bereithielt, erzählte vom Geschehen in Kunst und Kultur. Auf meine Bemerkung, die Schliesser seien ja wie Roboter: kein Wort, keine menschliche Regung, meinte er lakonisch, sie wären eben zu «gesundem Hass» erzogen. Und er bestellte telefonisch auf meinen Wunsch bei jeder Vernehmung ein Kännchen Tee mit Zitrone.

Meine Mutter als genehmigte Kontaktperson hat dieses zwiespältige Verhältnis gleich beim ersten Besuch gespürt, und sie hat darauf reagiert in einer Mischung aus Furcht und Trotz und mütterlicher Souveränität: mit lächelnder Verachtung. Nachdem der Major sich als mein «Betreuer» vorgestellt hatte, meinte sie: weil man sich ja jetzt öfter sehen würde, wolle sie doch gern seinen Namen wissen. Darauf er: «Schneider. Wir heissen hier alle Schneider.» «Ach so», antwortete meine Mutter, «daher das Sprichwort: Nur herein, wenn's kein Schneider ist!»

Der Tee mit Zitrone, die medizinische Betreuung und die vorzügliche Verpflegung waren, wie der Major selbstherrlich erklärte, nur dazu da, ihm optimale Vernehmungsbedingungen zu schaffen. Und er hielt sein Wort: Sofort nach Abschluss des Ermittlungsverfahrens, also nachdem seine Aufgabe an mir erfüllt war, gab es keinen familiären Plauderton mehr, keine besonderen Bücher, keinen Tee mit Zitrone.

Es gab während der U-Haft zwei Formen des Verbundenseins mit der Außenwelt. Das eine waren die «Besuche», dreissig Minuten Kontakt mit einer genehmigten Kontaktperson, zu denen man, um den Ort der U-Haft geheimzuhalten, mit einem Gefangenentransporter in ein anderes Gefängnis gefahren wurde. Das andere waren die Briefe, in denen ich versuchte, meine wahre Stimmung und das eine oder andere Detail aus dem Haftalltag hinauszuschmuggeln und damit gleichzeitig das vorenthaltene wirkliche Leben in der Form des Schreibens wenigstens ersatzweise zu leben – der Kopf als Stellvertreter des Ganzen. Das war freilich von Hohenschönhausen aus ein unmögliches Unterfangen. Als ich es einmal versucht habe – unmittelbar nach der Urteilsverkündung steckte ich voller ohnmächtiger Wut und wollte etwas davon nach draussen abgeben – gab mir der Major zu verstehen, dass er diesen Brief auf keinen Fall werde durchgehen lassen. Auf meinen Einwand, ich hätte mich an die Auflage gehalten: Nichts zum Delikt, nichts zur Haftanstalt, entgegnete er: «Diesem Brief kann jeder entnehmen, dass Sie den Prozess für eine Farce halten!»

Das, was hätte geschrieben werden sollen, musste also warten. Ich musste es für später im Kopf behalten und konnte es noch ausfeilen, erweitern, ändern. Die beste Gelegenheit dazu bot die tägliche «Freistunde», ein Begriff, der gleich doppelt lügt: erstens ist es nur eine halbe Stunde, und zweitens kann von *frei* wahrlich nicht die Rede sein – man befand sich in einem von vielleicht 12 Betonrechtecken von etwa sieben mal drei Metern, die Mauern sicher vier Meter hoch, das Ganze oben von einem Gitter überspannt, das wohl weniger einer Fluchtabsicht als vielmehr einer Nachrichtenübermittlung in den nächsten Käfig vorbeugen sollte: deshalb durfte auch weder gesungen noch gepfiffen werden.

Meine Verhaltensstrategie besonders in der U-Haft, aber auch später im Vollzug – ich hatte sie mir nicht ausgedacht, sondern bin instinktiv in sie verfallen – bestand darin, dass ich mich wie ein bedrohtes Tier totgestellt habe (in der Sprache der Technik würde man heute vielleicht sagen: reduziert auf eine Art Standby-Modus). Keine Gefühle, keine Erinnerungen, keine Vorausschau und keine Rückschau. Dahinter stand wohl die Befürch-

tung, wenn ich meinen Gefühlen nachgeben würde, dann hätten sie mich in der Hand. Wie überraschend auch manche Eröffnungen beim Verhör waren, oder wie beängstigend die Aussichten nach der Verurteilung – immer habe ich versucht, unbeeindruckt wenigstens zu wirken: möglichst *pokerface* zeigen!

Brief aus der U-Haft, 23. Oktober 1985:

Liebe Mutti! Ein wenig komme ich mir jetzt, nach Eintreten der Rechtskraft des Urteils, in Erwartung des Umzugs in den Strafvollzug vor wie einer, der auf den Zehnmerturm geklettert, nun aufs Brett hinausgeschoben wird und springen soll, alles hinter sich lassen: den Boden unter den Füßen, den steilen Aufstieg ins Verbrechen und das federnde Brett eines Urteils, das einen katapult-ähnlich abstösst – trotz alledem: sofern es unten Wasser gibt, werde ich nach dem Absturz auch wieder auftauchen und schwimmen, sicher nicht, ohne Wasser zu schlucken, aber eben doch schwimmen (ich habe ja nicht nur ein Freischwimmer-, sondern sogar ein Fahrtenschwimmer-Zeugnis im Besitz). Ich werde es halten, wie ich es schon an der Schule im Sportunterricht gehalten habe: vor der Übung an Geräten, die gemeinhin Angst einzulösen pflegten – das war für mich vor allem das Reck –, habe ich mich nicht gedrückt, sondern in meiner Freizeit bin ich hingegangen und habe heimlich geübt, oft in Anwesenheit von wesentlich Jüngeren und auch auf die Gefahr hin, mich lächerlich zu machen. So habe ich die Angst überwunden. Ich hoffe, mir in der neuen Lage etwas zu bewahren von dem, was mein Leben vielleicht nicht unwesentlich bestimmt hat: nämlich eine Mischung aus sportlichem Geist, Neugier auf Unbekanntes und Lust am Spiel, eine Mischung, die sicher die Gefahr der Oberflächlichkeit birgt, die Gefahr, Beziehungen zu anderen Menschen einem inflationären Verschleiss auszusetzen, die aber andererseits die Möglichkeit schafft, mit Ungewohntem fertig zu werden, und zwar nicht nur, in-

dem man die Zeit ab wartet, in einer Art Lähmung absitzt oder durch permanenten Groll immer zähflüssiger macht, sondern ich hoffe (natürlich mit allem Vorbehalt: ich weiss ja nur sehr nebulös, was mich erwartet), der kommenden Zeit bewusst und energisch das abzugewinnen, was ihr abzugewinnen geht, nämlich Erfahrung statt Verbitterung, Selbsterkenntnis statt Selbstmitleid, bleibende Sehnsucht aufs Danach statt kraftloser Resignation. Ich bleibe – so hoffe ich – der ich war: eine Koalition aus Optimismus und Pessimismus, was heissen soll: immer das Schlimmste erwarten, ihm aber zuversichtlich Widerstand leisten, oder skeptisch im Kopf, aber naiv im Herzen, wiewohl freilich wahre Naivität – nicht in jenem Nebensinn von Dummheit, sondern im Sinne von Unverstelltheit, Unverbogenheit – nach den Erfahrungen der vergangenen sieben Monate nie wieder so spontan sich einstellen wird; sie wird mit Einsatz von Gefühl und Verstand hergestellt werden müssen – und doch kann das Ergebnis letzten Endes dem Zustand des Quergebäudes Husemannstrasse 10 ähneln: das Haus ist rekonstruiert, der Schwamm ist geblieben.

Herzliche Grüsse –

Dein Gilbert

Als Beispiel für den psychischen Druck, den die Untersuchungshaft in Hohenschönhausen mit sich brachte, eine wenn auch sicher nicht alltägliche Episode. In der Nachbarzelle hatte es einen Neuzugang gegeben, und wir hatten versucht, durch Klopfen Kontakt aufzunehmen. Als Antwort auf die Frage *Warum* – also: warum bist du hier? – kam lediglich zurück: *Schweinehunde*. Dann hörten wir aus dieser Zelle ungewöhnliche Geräusche. Zuerst mehrere harte Schläge gegen die Wand, an der Stelle, wo der Spiegel eingemauert war. Nun antwortete der Nachbar auf unser Klopfen nicht mehr. Später gab es zwei Geräusche fast gleichzeitig: ein dumpfes: den Fall eines Körpers und ein hartes: vom Umstürzen des Hockers. Wie wir hinterher rekapituliert haben, hat der Nachbar wohl mit den herausgeschlagenen Spiegelscherben seine Pulsadern aufgeschnitten, sich dann so weit wie

möglich an den Rand des Guckloch-Sichtfeldes gesetzt und den Arm über das Waschbecken gehalten, damit das Blut nicht durch die Zellentür nach draussen laufen sollte – und irgendwann ist er vom Blutverlust ohnmächtig geworden. Wir hörten dann den Ruf des Postens beim Blick durchs Guckloch: «Ach, du Scheisse!» Er wird die Alarm-Reissleine gezogen haben, denn Minuten später hörte man eine Frauenstimme, sicher eine Krankenschwester: «Kochsalz und Elektrolyte!» Es gab viel Getrappel, man hörte Fotoapparate klicken, und der Nachbar wurde abtransportiert. Ob er schon «über den Jordan» war, oder ob er durchgekommen ist, haben wir nicht erfahren.

Es gab im Verlaufe der Untersuchungshaft ein paar Stationen, wo die Staatssicherheit den Eindruck zu erwecken suchte, es ginge alles «mit rechten Dingen» zu, das heisst, einige juristische Formalitäten wurden peinlich genau eingehalten. So wurde man zunächst einem Haftrichter vorgestellt und bekam dort die Anklage zur Stellungnahme zu lesen. Aber schon der Anblick des Haftrichters, eines uralten, grauhaarigen und zitternden Männleins, machte klar, dass er nur eine Marionette war.

Man hatte auch einen Verteidiger seiner Wahl, und ich hatte einen guten Mann, dem ich vertraut habe: Lothar de Maizière. Aber ohne ihn kränken zu wollen: ich hätte auch einen Besenstiel als Verteidiger nehmen können – das Ergebnis wäre nicht anders ausgefallen, denn er hatte nicht den Hauch einer Chance, im Prozess für mich substantiell mehr auszurichten als ein wenig seelsorgerliche Rückendeckung. Aber er hat mir eine charakteristische Begegnung mit meiner Richterin geschildert (die kannten sich ja, waren Kollegen): er trifft sie im Gerichtsgebäude und spricht sie auf meinen Fall an, da sagt sie: «Naja, der § 219 war ja bisschen dünn, deshalb hab ich den § 220 dazugenommen!» Dieser Satz leuchtet trotz seiner Verkürzung auf juristischen Umgangsjargon wie eine Röntgenaufnahme ins Innere der politischen Justiz der DDR: es gab ja, ganz ungeniert, eine «Strafempfehlung des Untersuchungsorgans» – das Untersuchungsorgan war in meinem Fall das MfS, nur dass es sich eben nicht um eine Empfehlung handelte, sondern um die harte Vorgabe des Strafmasses. Gefordert waren ja 2 Jahre

und 2 Monate, aber offenbar hätte der § 219 dafür nicht ausgereicht. Deshalb hat die Richterin einen zweiten Paragraphen gesucht, ist also über die Anklage noch hinausgegangen. (Natürlich beleuchtet diese Episode auch die Rolle des Verteidigers: dass die Richterin ihn so ungeschützt ins Vertrauen zieht, weist ihn als anerkannten «Mitspieler» aus. Nach meiner Entlassung hat er mich dann mit den Worten «Das lassen die nicht zu!» dringend davor gewarnt, mich vor der zugewiesenen Arbeit zur Kirche zu «verdrücken». Ich habe seinen Rat in den Wind geschlagen, bin zum Generalstaatsanwalt in die Littenstrasse gegangen und habe meine Absicht bekundet, diese Arbeit zu verlassen und zur Domkantorei zu gehen, eben gerade zur Kirche! Und wie sich zeigte, was das gar kein Problem, die wollten nur wissen, was ich dort verdienen soll. Also hat er auch hier das Spiel der anderen Seite gespielt, indem er mich zu mehr Ducken und vorauseilendem Gehorsam drängen wollte, als eigentlich nötig war.)

Nach sieben Monaten Untersuchungshaft sass ich ein paar Wochen in Rummelsburg – gemeinsam mit Mördern und kleinen Scheckbetrügnern – und wurde dann ins Zuchthaus Cottbus verlegt. Dort «wohnten⁶⁴ wir in Neumann-Zellen mit Dreistockbetten und mussten Teile für Fotoapparate des Dresdner Kombinats Pentacon drehen, bohren, fräsen, stanzen. Als «Verwahrraum-Älteste⁴⁴ waren Schwerkriminelle eingesetzt, die im Auftrag der Anstaltsleitung unter den politischen Gefangenen für «Ordnung⁴⁴ sorgen sollten. Das Regime war sehr bedrückend, aber ich habe es mir zusätzlich schwergemacht durch meine Naivität: bedenkenlos habe ich allen erzählt, dass ich nicht in den Westen will. Daraufhin wurde ich von anderen Gefangenen als *Ostbrot*, *Rote Socke* oder *Kommunistensau* beschimpft – ein regelrechter Spiessrutenlauf. Und ich kann von Glück sagen, dass mich mein «Verwahrraum-Ältester⁴⁴ (er war wegen schweren Autodiebstahls zu sechs Jahren verurteilt) gelegentlich gegen Prügel-Androhungen anderer Gefangener geschützt hat.

Ende Februar 1986 wurde ich überraschend nach Karl-Marx-Stadt (*heute: Chemnitz*) verlegt, in die sogenannte Drehscheibe. Dorthin kamen alle, die von der Bundesregierung freigekauft worden waren.

Nun hatte ich aber in der Untersuchungshaft immer betont, im Osten bleiben zu wollen; auch Freunde und Verwandten wussten das. Wie also war ich auf eine Freikauf-Liste geraten? Ich hatte ja auch im Strafvollzug Cottbus von Anfang an deutlich gemacht, dass ich auf eine vorzeitige Entlassung in die DDR hinarbeiten möchte, und mein «Erzieher», Leutnant Lehmann (*siehe «Nachtrag 2012» S. 318 ff.*), befürwortete das auch. So stellte der Leiter der StVE, Oberstleutnant Reichert am 24. Januar 1986 an den zuständigen Staatsanwalt Glässner einen «Antrag auf Strafaussetzung auf Bewährung gemäss § 349 StPO für den Strafgefangenen Radulovic». Darin heisst es:

Obwohl seine politischen Grundüberzeugungen durch religiöse Anschauungen deformiert sind, ist seine Bereitschaft hervorzuheben, aktiv am gesellschaftlichen Leben im Arbeitsprozess und in seiner Freizeit teilzunehmen. (...) Seine durchschnittliche Normerfüllung liegt bei 180% und somit weit über der kollektiven Leistung. (...) Zusammenfassend kann eingeschätzt werden, dass R. im Strafvollzug eine positive Entwicklung genommen hat.

Daraufhin schreibt der zuständige Staatsanwalt am 7. Februar 1986 an die ZKG (*Zentrale Koordinierungs-Gruppe – Abteilung des MfS für den Häftlingsfreikauf*):

In der Strafsache gegen Radulovic, Gilbert (...) bitte ich um Mitteilung, ob zentrale Massnahmen (*MfS-interner Begriff für den Freikauf politischer Häftlinge durch die Bundesregierung – G. F.*) vorgesehen sind. Die StVE Cottbus stellt in dieser Sache Antrag auf § 349 StPO. Entlassung sollte erst nach dem Parteitag erfolgen.

Da die (offenbar nur telefonisch erteilte) Antwort lautet, zentrale Massnahmen seien vorgesehen, schreibt Staatsanwalt Glässner vierzehn Tage später an die «Abt. I – Berlin»:

Bezugnehmend auf Ihr Schreiben teile ich Ihnen mit, dass bei Radulovic zentrale Massnahmen vorgesehen sind. Ein konkreter Termin kann gegenwärtig noch nicht genannt werden. Es könnte im Mai 1986 sein.

Im Jahre 1999 bekam ich vom Bundesinnenministerium auf meine Anfrage die Mitteilung, ich sei «in die besonderen Bemühungen der Bundesregierung um politische Häftlinge einbezogen» gewesen. Wegen der geltenden 30-jährigen Sperrfrist erhielt ich aber erst im September 2014 Einsicht in die Unterlagen des ehemaligen Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen. Darin findet sich der folgende Brief:

Wolf-Egbert Näumann
Rechtsanwalt und Notar
Uhlandstr. 137
1000 Berlin 31

15. April 1985

An den Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen – Referat
Z 9 –
Godesberger Allee 140,
5300 Bonn 2
z. Hd. Herrn Menzel

H-Fall Gilbert Radulovic

Sehr geehrte Damen und Herren! Ich überreiche als Anlage

- Leitbogen
- Unterlagen zur Information

mit der Bitte um Kenntnissnahme und Weiterleitung an das Referat
Z 8.

Mit vorzüglicher Hochachtung
(*unleserlich*) Rechtsanwalt

Der beigegefügte Leitbogen bringt nun Hinweise darauf, dass meine Einbeziehung in den Häftlingsfreikauf schon einen knappen Monat nach der Verhaftung ihren Anfang genommen hatte.

Leitbogen

1. Name des Häftlings: Radulovic, Vorname: Gilbert

(...)

8. Weitere Angehörige / Bekannte

in D: Freund Uwe Klose, Frobenstr. 22, 1000 Berlin 30

(KO pers. 12.4.85)

(...)

9. Besondere Bemerkungen zu den persönlichen Verhältnissen:
keine Ausreiseanträge gestellt; H. Klose glaubt auch nicht, dass H. Radulovic nach D möchte.

(...)

Quelle der Info zu 11.: H. Klose, pers. 12.4.85

Ein Schulfreund meines Bruders (mit dessen Hilfe war ihm 1979 die Flucht in den Westen geglückt) hatte also zwei Wochen nach meiner Verhaftung mit Besuch bei einem Westberliner Rechtsanwalt den Vorgang meiner vorzeitigen Entlassung in Gang gesetzt. Deshalb heisst es schliesslich im Protokoll von Rechtsanwalt Prof. Dr. Vogel (vor dem ich mich bei einer Befragung im Gefängnis von Karl-Marx-Stadt gewissermassen rechtfertigen musste, warum ich nicht in den Westen will):

Radulovic, Gilbert

VL 1/86, DDR 8.4.86

(...) Er ist geschieden, 1 Kind.

Will aus persönlichen Gründen in der DDR bleiben.

Nähere Angaben will er nicht machen.

(...)

gez. Prof. Dr. Vogel, Rechtsanwalt

gez. Starkulla, Rechtsanwalt

Und so öffneten sich am 8. April 1986 für mich die Tore des Gefängnisses auf dem Karl-Marx-Städter Kassberg, und ich fuhr – mit Geld für eine Fahrkarte ausgestattet – nach Ostberlin zurück, wo mich mein dienstältester Freund am Bahnhof Lichtenberg mit den Worten empfing:

«Willkommen im grossen Knast!»

Wenn die Richterin was falsch macht, verhandelt sie danach Karnickeldiebstähle

Wolfgang M., geb. 1946; von 1967 bis 1969 in der Hauptabteilung Personenschutz beim Ministerium für Staatssicherheit (MfS), 1970 in der Hauptabteilung Kader/Schulung, von 1970 bis 1974 Studium der Kriminalistik, von 1975 bis 1989 beim MfS in der Hauptabteilung Untersuchung, 1990/91 Zollmitarbeiter, kurz arbeitslos, danach bis 2006 Mitarbeiter in einer Wachschutzfirma, verstorben am 2. April 2012.

Zur Staatssicherheit bin ich einzig und allein dadurch gekommen, weil ich in einem fortschrittlichen Elternhaus gross geworden bin, man könnte sogar sagen: überfortschrittlich.

Während meiner Lehre als Betonbauer wurde ich von meinem Lehrmeister angesprochen, in die SED einzutreten. Bis dahin hatte ich mich immer dagegen gesträubt, weil ich mir gesagt habe: Wenn ich nicht Mitglied bin, kann ich viel besser für den Sozialismus eintreten. Irgendwie hat man mich aber dann doch gewonnen, ich wurde Kandidat noch während der Lehre, aufgenommen allerdings erst in der Staatssicherheit. Als mein Vater mich gefragt hat, ob ich nicht zur Staatssicherheit gehen will, hab' ich gesagt, eigentlich nicht. Ich wollte dann bald aus dem Elternhaus raus; das hing damit zusammen, dass ich in Berlin eine Freundin kennengelernt hatte, und da dachte ich, du gehst nach Berlin, zum Wachregiment. Meine Eltern waren massiv dagegen, die wollten, dass ich am Ort bleibe, als eine Art Akkentaschensoldat, aber ich wollte auf eigenen Beinen stehen.

Im Wachregiment kamen dann Leute und sagten so sinngemäss: Schliessen Sie Ihre Grundausbildung ordentlich ab, dann übernehmen wir Sie, und Sie können sich die Truppe aussuchen, in die Sie wollen. Ich hatte keine Ahnung. Aber ich dachte, du darfst die nicht enttäuschen, die nehmen nur die Besten. Ich war stellvertretender Gruppenführer, und wir waren beim Bettenbau immer die Besten. Also ich immer wie verrückt vorneweg. Ich dachte, die kannst du nicht enttäuschen, die wollen dir eine Perspektive bieten.

Vielleicht muss ich noch sagen: Ich war schon während meiner Lehre als Betonbauer dabei, mich für ein Studium an der Ingenieurschule für Bauwesen zu bewerben, ja, ich hatte sogar die Aufnahmeprüfung dort bestanden. Als dann die Armee kam, wurde mir von der Schule in Leipzig signalisiert: Ihr Studienplatz ist freigehalten, Sie müssen uns nur sagen, wann Sie kommen. Es hätte also sein können, dass ich noch diese Kurve gekriegt hätte. Aber es lockte eben, als die kamen und sagten: *studieren*, und zwar nicht an einer Ingenieurschule, sondern an der Hochschule. Jura oder Kriminalistik. Das war natürlich alles erst mal nur Kanonendonner, denn es war nichts weiter, als dass sie uns dann geholt haben in die Hauptabteilung Personenschutz. Das waren die, die neben Honecker liefen oder auch im Auto sassen und die Objekte bewachten, draussen in Wandlitz.

Nun habe ich mich vorher im Wachregiment auch mit unseren Unteroffizieren darüber unterhalten und gesagt, dass die nur die Besten nehmen, und bekam zur Antwort: Die nehmen jeden. Ich: Quatsch, das kann nicht wahr sein. Doch, haben sie gesagt: Postenstehen ist Postenstehen, das ist nichts anderes, als was ihr hier im Wachregiment auch macht, bloss ihr steht ausserhalb der Mauer und die stehen innerhalb. Es ist nur eine Frage des Vertrauens, wer darf das drin machen. Ich wieder: Wir werden studieren! Und die: Du wirst dich noch wundern. Ich dachte: Nee, nee, das sind welche, die nicht wollen, die immer quer schiessen, die werden es nur so erzählen, wie sie es empfinden. – Die drei Monate Grundausbildung waren vorbei, wir wurden übernommen. Und das war tatsächlich nur Postenschieben. Mehr war es nicht. Und von studieren war nicht mehr Rede. Da konnte ich froh sein, dass ich unterdessen eine andere Freundin hatte, die dann gesagt hat: Du musst doch blöde sein, du hast Abitur, und dann stellst du dich dorthin. Ich dachte schon: Mensch, das ist nicht die Richtige für dich, die hat ja Flausen im Kopf, die versteht das Politische nicht. Ich also: Das muss ja auch gemacht werden. Sie wieder: Warum musst denn *du* das machen, was sind denn dort sonst für Leute? Ich: Das darf ich nicht sagen.

Nun muss man aber wissen, dass Abitur dort eine ausgesprochene Seltenheit war. Es waren Leute dort mit, ich will nicht sagen, Klippschulabschluss, das wäre ein bisschen herabwürdigend. Aber es waren eben Leute aus irgendwelchen Berufen, die gesagt haben: Ja, kann ich machen, einen Ausweis kann ich erkennen. Das Niveau der Truppe war erschreckend. Das fing damit an, dass den ganzen Tag über Kreuzworträtseln rumgegangen wurde. Aber das schlimmste Verbrechen war natürlich, wenn man sich über das Niveau ausgelassen hat, das konnte auch zu Komplikationen in der Parteiversammlung führen. Dann hiess es: *hochnäsig* und *nicht wissen, wo man hingehört*. Und dann wieder meine Freundin: Die haben dir doch versprochen, dass du studieren kannst, da musst du mal fragen. Ich also ganz vorsichtig angeklopft, und da hiess es: Hör mal, du bist jetzt Genosse geworden, und wo dich die Partei hinstellt... Macht es dir keinen Spass dort? (Das war beim ZK.) Ich meine, es war schon hochinteressant, dort mal hineingerochen zu haben, wo der Pulsschlag herkam. Klar hat's Spass gemacht. Und es war genau das, was mein Vater immer wollte. Unmittelbar an den führenden Genossen dran. (Meine Schwester war 1961 in Erfurt in einem Fanfarenzug auf der IGA, und Walter Ulbricht hatte denen allen die Hand gegeben, und das Foto, wo er meiner Schwester die Hand drückt, hatte mein Vater mir gegeben und gesagt: Wenn du ihn mal siehst, holst du dir seine Unterschrift. Ich hab' nie jemanden gefragt.)

Irgendwann muss ich denen dann so auf den Senkel gegangen sein mit dem Studium, dass endlich die Frage stand, na gut, was machen wir mit ihm. Erst hiess es: Jura! Na gut, dachte ich, wirst du eben Jurist. Nee, nee, hiess es dann: Kriminalistik. Na gut, dachte ich, wirst du eben Kriminalist. Es ging paar Mal hin und her. Am Ende war's dann doch Kriminalistik. Es war mir letztlich egal, Hauptsache, ich war aus der Truppe raus.

Ins Studium fielen dann die Weltfestspiele 1973, da wurden wir eingesetzt in den Ordnungsgruppen der FDJ. Das war natürlich interessant. Man fühlte sich auch an der Humboldt-Uni gar nicht so als Staatssicherheitsmann. Die

meisten wussten zwar, dass bei diesem militärischen Haufen die Leute nicht nur vom Ministerium des Inneren und vom Zoll, sondern auch von der Staatssicherheit kamen. Aber die vier Jahre fühlte man sich ein bisschen anders. Die Haare länger, so hätte man sich gar nicht in die Dienststelle getraut. Man hat auch keinen Ferienplatz in Anspruch genommen, obwohl man den hätte in Anspruch nehmen können. Aber wer wäre als Student – bisschen frei in der Bekleidung und im Haarschnitt – in ein Ferienheim der Staatssicherheit gefahren? Wir haben zusammen irgendwo gecampt.

Wir waren dann im Praktikum bei der Polizei, das war nicht schlecht, da hatte man einen besseren Einblick, was die so machen, mit welchen Dingen die sich herumschlagen. Letztlich gab das für mich auch den Ausschlag: Ich geh' in die *Untersuchung*. Aber diese Frage entschied sich nicht durch meinen Wunsch, sondern durch die Forderung, wo brauchen die dich. Da gab's ja alle möglichen Abteilungen: *Spionage*, *Wirtschaftskriminalität*, *Menschenhandel*, und schliesslich den *politischen Untergrund*. Aber ich konnte mir nichts aussuchen. Jeder Abteilungsleiter war interessiert, Leute zu kriegen, und da ging er ganz nüchtern vor: Hat er eine Wohnung? Ist er verheiratet? Haben wir mit dem Probleme, weil er Junggeselle ist? (Es dauert bis seine Freundin bestätigt ist.) Hat er kleine Kinder? (Oh, das Theater mit dem Kindergartenplatz.) Also ich konnte nicht sagen: *Menschenhandel* – interessiert mich. Ich sollte in die Abteilung für politischen Untergrund. Hab' dann doch gesagt, ich würde gern die Sachen mit Menschenhandel machen. Da hiess es: Machen wir ja auch. 1974 hatten die für den politischen Untergrund ja noch nicht viel zu tun, da gab's höchstens mal einen kleinen Dissidenten, auf den sich dann alle gestürzt haben.

Ich wollte eigentlich nicht in erster Linie Vernehmer werden, das kam erst durch das Praktikum, als ich mir gesagt habe, das einzige, wo du deine Fähigkeiten einsetzen kannst, was du wirklich kannst, ist die Bekämpfung von Straftaten, was immer das damals für mich war. Dass Straftaten auch dazu avancierten, jeden, der was gegen den Sozialismus hatte, zum Straftäter zu machen, ist eine ganz andere Sache. Das hab' ich damals noch nicht übersehen.

Ich hab' den Gegenstand, mit dem ich mich zu befassen hatte, erst gespürt, als ich in der Truppe drin war. Und es war damals eine Ehre, einen Straftäter zu haben, der wirklich politisch motiviert war. Alles andere war ja nur § 213, illegaler Grenzübertritt. Das wurde unter dem Aspekt behandelt: Damit du die Vernehmerei praktisch lernst. Die Abteilung hätte nicht allein davon existieren können, dass politische Straftäter da waren. So viele waren es ja in den siebziger Jahren beim besten Willen nicht. Erst mal war ja die Überwachung so, dass sich kaum einer mit einem Transparent herausgetraut hätte. Oder sagen wir mal so: Die Bevölkerung war noch nicht soweit, auch mal etwas zu sagen. Das ist erst in den achtziger Jahren dann langsam losgegangen. In den Siebzigern hat man alles abgedreht, ohne dass man einen dafür eingesperrt hat. Das wurde dann später anders, als die Leute auch mal aufgestanden sind und gesagt haben: Also nein, so geht das nicht.

Mit einer Art Job hatte das meinerseits nicht zu tun. Ich habe mir gesagt: Wenn die Partei mich braucht... Wo die mich hinstellt... Das war es: bestimmte Dinge rauskriegen, um damit die Politik der Partei zu unterstützen. Offensiv. Gegen den Feind. Die Politik der Partei zu unterstützen hiess auch, was man letztlich mit Ihnen und Ihresgleichen gemacht hat. Die Strategie war: Wir müssen sichern, dass die Partei in Ruhe arbeiten kann. Und da können wir solche Querelen von politisch Andersdenkenden nicht gebrauchen. Das müssen wir bekämpfen, das müssen wir im Keim ersticken. Es darf uns nicht passieren (das war immer der Tenor), dass sie offene Ohren bei der Arbeiterklasse finden. Es wurde immer gesagt: Sie sind im Prinzip isoliert, sie sind in sich selber zerstritten, die Arbeiterklasse hat von ihnen noch keine Notiz genommen, und so muss es bleiben.

Wenn man gegen diese Strategie gemuckt und gezuckt hätte – ich hab' freilich solche Überlegungen nicht angestellt –, wären militärische Dinge zum Tragen gekommen: Befehlsverweigerung. Wenn ich also gesagt hätte, der Radulovic, das ist ein guter Mensch, und was ihr mit dem macht, ist schlecht... Aber nein, so war's ja nicht. Im Gegenteil: Ich hab' gesagt, das

ist ja ein starkes Stück, unsere Jugendpolitik so zur Sau zu machen. Und ich habe auch daran geglaubt. Es kann natürlich sein, dass man sich zu wenig Gedanken gemacht, zu wenig damit auseinandergesetzt hat: Ist es denn wirklich so, oder: Kann denn eine Gesellschaft nicht auch mit Aussenseitern leben, auch nach aussen hin? Solche Gedanken habe ich mir nicht gemacht. Ich habe immer nur gedacht: Wenn das im Ausland gelesen wird, ist unsere schöne DDR in den Dreck gezogen. Anders wäre ich gar nicht motiviert gewesen, so etwas in einer strafrechtlichen Form zu bearbeiten.

Wenn ich die Leute in meinem Umkreis betrachte, so glaube ich kaum, dass es welche gab, die das nur als Job gemacht haben. Das wäre auf die Dauer auch herausgekommen. Es sind ja auch viele weggegangen aus diesen Abteilungen, die Fluktuation war nicht gering, aber die sind nicht deshalb gegangen, weil sie nicht dahinterstanden, sondern da gab's persönliche Schwächen: Das kann eben nicht jeder: jemanden ausfragen und das aufschreiben. Ich habe also nicht gejobbt, sondern ernsthaft daran geglaubt, dass das richtig ist, was ich mache.

Wenn Sie mich fragen, ob ich ein besonderes Ethos des Vernehmers gegenüber dem Vernommenen praktiziert habe... Ethos, damit kann man mein Verhalten in den Vernehmungen nicht erklären. Sie müssen wissen, wenn Sie jemanden als Straftäter überführen sollen, oder zumindest das Untersuchungsergebnis so aufbereiten, dass es der Staatsanwalt zur Anklage bringen kann, dann muss objektiv und subjektiv alles stimmen. Objektiv war ja bei Ihnen alles klar, die Broschüre war gefertigt, an der Grenze wurde sie beschlagnahmt, und nun ging's ja darum, rauszukriegen, dass Sie das alles gemacht haben, um der DDR einen Schaden zuzufügen. Und das war uns schwer möglich. Sie haben gesagt: Ich wollte zeigen, so was wie die Punks gibt's auch, ich will nicht die Jubelnden an der Tribüne zeigen. Aber damit Sie Straftäter werden, musste man Ihnen echt beweisen, dass mitgespielt haben könnte: Sie nehmen es in Kauf, dass irgendjemand denkt, in der DDR sei nicht alles in Ordnung. Sie können das – so hörte ich es aus Ihrer Frage – schon verstehen als irgendwo hinterhältig, so nach dem Motto: Dich kriegen wir auch noch. Das war schon das Ziel, ich will das nicht bestreiten.

Dass es mehr oder weniger erreicht wurde, ich will das mal so sagen, dass die subjektive Seite über drei Ecken bewiesen wurde (sonst wären Sie nicht verurteilt worden), zeigt, dass diese Art von Vernehmung effizient war. Ich will mich jetzt nicht hinstellen und sagen, ich hab' gewonnen, ich will nur sagen, dass ich versucht habe, durch Schlüsse deutlich zu machen, der hat doch irgendwo den Gedanken gehabt... Und wenn's nicht unmittelbar vor-sätzlich ist, dass es doch letztlich so aussieht, als ob es gewollt war.

Zwischendurch wurde bei den Vernehmungen auch mal Tee oder Kaffee getrunken oder geplaudert. Sicher. Aber das hat nichts damit zu tun, dass ich den Beschuldigten so lange einlulle, bis er mir aus Freundlichkeit was zugibt – das hat auch keiner gemacht. Da hätte ich noch so viel Kaffee ausgeben können ... Als ich meine ersten Vernehmungen machte, also als ich relativ neu war, und mich mal mit einem Beschuldigten ganz locker unterhalten habe, um ein bisschen Atmosphäre herzustellen, damit man auch vernünftig über die Dinge sprechen kann, und ein Vorgesetzter hereinkam, da hab' ich sofort umgeschwenkt und scharfe Fragen gestellt, weil ich Angst hatte, das könnte nicht gut aussehen. So nach dem Motto: Du sollst den zu einem Geständnis zwingen und nicht mit dem reden.

Für mich gehörte dieses Menschliche immer dazu. Die Leute, die in den Zellen gesessen haben, die waren froh, wenn sie ins Vernehmerzimmer kamen, da gab's mal Tageslicht, und auf der Seite, wo ich sass, war den ganzen Tag Sonne, und das hat man nutzen können, um eine Atmosphäre herzustellen. Hätten wir die Vernehmungen in den Zellen gemacht, wäre noch weniger herausgekommen. Aber keiner der Beschuldigten hat das überbewertet, mancher hat gedacht: Der will mir eine Falle stellen, er will mich einlullen, und dann schlägt er drauf. Das gab's auch, dass einer alles als Taktik der Stasi-Leute empfunden hat. Selbst die geputzten Fenster, damit die Sonne reinkommt, haben manche als Taktik der Stasi gesehen, um einen irgendwie weichzukriegen.

[GE: Sie haben ausserhalb des Ermittlungsverfahrens Dinge beschlagnahmt, an denen ich mit allen Fasern meines Herzens gehangen habe. Damit haben Sie die Grenzen dessen überschritten, was Ihnen Ihre normale Arbeit auferlegte. Hier sind Sie übereifrig gewesen.]

Übereifrig ist nicht falsch, aber ich will das erklären. Eindeutig ist erst mal: Es sind viele Dinge mitgenommen worden in der Wohnungsdurchsuchung, die zwar nichts mit der Straftat zu tun hatten, die dem Sozialismus aber auch nicht so passten, sagen wir 's mal so. So was konnten wir doch nicht zurückgeben, damit hätten wir einen Freibrief dafür gegeben, dass das jemand haben darf. Andere Dinge konnte man – das war dann der Trick – als Beweismittel zur Person beschlagnahmen, um zu charakterisieren, was der so liest und was der so zu Hause hat. Oder wir haben über das VP-Gesetz, wonach das eine Störung der öffentlichen Ordnung ist, versucht, alles, was irgendwo eine Hässlichkeit rausgucken lässt, wegzukriegen. Und das wurde nicht durch das Gericht entschieden, sondern das musste vorher passieren. Dieses Übereifrige gab's aber nicht in dem Sinne: Nun will ich zeigen, wie gut ich bin, Herr Vorgesetzter, sondern es war einfach die Notwendigkeit, zu entscheiden, was damit passiert. Entweder der Streit ging so lange mit dem Beschuldigten hin und her, bis der die Nase voll hatte und sagte: Dann schmeissen Sie den Kram eben weg, oder er schluckte den Haken nicht, dann mussten wir eben eine andere Lösung finden.

Aus dem Urteil des Stadtbezirksgerichts Berlin-Lichtenberg vom 23. 9. 1985 gegen Radulovic, geb. Kloss, Gilbert [jetzt Furian]:

Gemäss § 56 StGB werden folgende Gegenstände gerichtlich eingezogen:

9 vervielfältigte Exemplare der 20 Blatt A4 umfassenden Schrift «Erinnerung an eine Jugendbewegung: Punk», die auf der Grundlage des VP-Gesetzes und zollrechtlicher Bestimmungen bereits rechtskräftig eingezogen wurde

44 vervielfältigte Exemplare der bezeichneten Schrift sowie 1 Originalexemplar

8 im Rahmen der Zollkontrolle der Borrmann, Ingeborg sichergestellte A 4-Kuverts mit den Anschriften des in der BRD, Berlin

(West) und Frankreich wohnhaften und als Empfänger der Schrift vorgesehenen Personenkreises

2 Taschenkalender 1984 und 1985 mit Eintragungen zur Herstellung und Verbreitung der vom Angeklagten gefertigten Schrift

119 Fotografien und 43 Negative, die mit der Herstellung der Schrift im Zusammenhang stehen

37 Blatt A 4 umfassender maschinengeschriebener und handgeschriebener Text, der der Herstellung der Schrift «Erinnerung an eine Jugendbewegung: Punk» diene, sowie 2 Blatt Blaupapier

59 Blatt Xerografien, bei denen es sich um Teile des vervielfältigten Textes der bezeichneten Schrift handelt

1 Zettel mit der Aufforderung an den Empfänger der Schrift, einen Unkostenbeitrag in Höhe von 5,- Mark zu leisten

4 Briefe und 3 Postkarten des BRD-Bürgers Schweinebraden bzw. des französischen Staatsbürgers Desnos an den Angeklagten

1 Briefkarte und 2 Briefe der Westberlinerin Maria Barth an den Angeklagten

3 von den DDR-Bürgern Thate, Meyer und Brandenburg an den Angeklagten gerichtete Postkarten, in deren Text Bezug auf die Herstellung der Schrift, deren beabsichtigte Verbreitung im Ausland bzw. deren Erhalt genommen wird

1 Antwortbrief des Angeklagten an den unter vorgenannter Position bezeichneten Bürger Thate

2 Schreibmaschine vom Typ «Rheinmetall» Maschinenummer 178225

1 Kopie einer Veröffentlichung im Westberliner «Tip-Magazin» Nr. 15/82 unter dem Thema «Die Punker vom Prenzlauer Berg»

54 Blatt maschinengeschriebene und handgeschriebene Aufzeichnungen zur Charakterisierung der Persönlichkeit und der politischen Haltung des Angeklagten.

[G.E: Als ich mir damals habe das Polizeigesetz zeigen lassen und nach dem Lesen meinte, Sie müssten ja erst einmal die «Gefährdung der öffentlichen Ordnung» nachweisen – das Zeug, das Sie beschlagnahmt haben, hatte ja in meinem Schreibtisch gelegen –, da haben Sie nicht wie sonst moderat geantwortet, sondern mich nur grimmig angesehen...]

Da ist möglicherweise – ich kann das jetzt nicht mehr nachvollziehen – eine Äusserung von mir gegenüber meinem Vorgesetzten vorausgegangen: Mein Gott, geben wir ihm das Zeug doch zurück, wen tötet denn das, und dass der Vorgesetzte gesagt hat, bist du denn blöde oder was, bist du politisch ganz blind? Du musst mal wieder vernehmen und dich nicht nur mit dem unterhalten. (Denn die Vorgesetzten merkten ja auch am Verhalten, wie man mit dem Beschuldigten steht, ob man verbissen zum Mittagessen ging, oder ob man ganz locker war.) Es kann also eine Situation gewesen sein, dass mein Chef gesagt hat: Also das wird alles eingezogen. Mach das mit dem – wie, ist dein Problem.

Das Material ging dann in die Asservate oder wurde irgendwann ausgesondert, das hat man natürlich nicht aufgehoben in der Erwartung, dass irgendwann Herbst 1989 kommt und wir das alles zurückgeben werden. Es kann also durchaus sein, dass z.B. Ihre Schreibmaschine «verwertet» wurde, in dem Sinne, dass sie entweder auf irgendeinem Schreibtisch bei der Stasi stand, was ich allerdings nicht glaube, denn es war ja ein ganz altes Ding, oder man hat einen Liebhaber gefunden, und jetzt klimpert ein Kind drauf rum. Ich vermag den Weg nicht zu beurteilen, es kann auch sein, dass sie verkauft wurde ...

Ihre Frage betreffend, was meine Anwesenheit beim Prozess angeht – ich glaube, Ihre Vermutung, das sei geschehen, damit die Richterin auch tut, was wir von ihr erwarten, trifft nicht zu. Die Richterin hätte gar keine andere

Chance gehabt. Ich muss das mal so deutlich sagen. Wir wollen ganz ehrlich reden: Ich glaube, kein Ermittlungsverfahren, das bis zur Anklage gekommen ist, Ihre Sache beispielsweise, hätte vor Gericht krachengehen können. Dazu gab's ja gerade das so schön abgestimmte Vorgehen, damit hier keine Pannen passieren konnten. Also was vor Gericht gegangen ist, das hat man auch durchgezogen. Ich habe nie gehört, dass vor Gericht was anderes rausgekommen wäre. Also die Richterin musste man nicht beeindrucken, die Schöffen schon gar nicht. Der Aspekt, dass der Angeklagte durch die Anwesenheit des Vernehmers dazu angehalten werden sollte, bei seinen bisherigen Aussagen zu bleiben, kann nicht ganz ausgeschlossen werden ...

Es mag bei Ihnen nicht so gewesen sein, aber es gab Leute, von denen man wusste, dass sie immer wackelten. Es gab sogar welche, die brauchten die Anwesenheit des Vernehmers als ein Medium, ob sie alles richtig machen. Ich war bei einem Verfahren in Halle, da hatte der Angeklagte zum Schluss eine Erklärung abzugeben, und der drehte sich immer zu mir um, ob er weiterreden soll, und ich hab' ihm dann zugeneigt. Man ist über die Zeit schon so, ich will nicht sagen, man ist Freund geworden, aber man ist vertraut, und der andere geht davon aus: Der Vernehmer hat einem eigentlich nichts Schlimmes getan, alles steht so im Strafgesetzbuch. Manche fühlten sich sicherer, nicht allein gelassen zu sein, obwohl der Vernehmer von der anderen Seite war. Dass er sich an die Aussage hält – mag was dran sein, aber wer was widerrufen wollte, der hätte sich an meiner Anwesenheit auch nicht gestört.

Es gibt noch einen Aspekt, der liegt darin, dass erst mal jüngere Leute von uns mit in der Verhandlung dabeisassen, um zu lernen und damit sie sehen, so ein Fall ist das, so läuft das. Es werden ja auch noch seitenweise Protokolle verlesen, woran die sehen können, wie gut der Vernehmer das gemacht hat, wie er den Beschuldigten kleingekriegt hat. Das gehörte mit dazu. Und dann gehörte natürlich auch Folgendes dazu – das will ich Ihnen so deutlich sagen, das ist kein Geheimnis: Staatsanwälte hatten erstens wenig Zeit zur Vorbereitung, und es kam auch hin und wieder vor, dass sie

bestimmte Dinge, die sie zwar in der Anklageschrift drin hatten, trotzdem nicht erkannt haben, während das Verfahren lief. Nehmen wir die subjektive Seite bei Ihnen. Sie sind jetzt in der Vernehmung durch die Vorsitzende, und Sie bestreiten, dass Sie der DDR Schaden zufügen wollten, oder biegen das bisschen ab oder bringen ein paar Punkte, die in der Akte so nicht stehen. Und da besteht die Möglichkeit, dass ich zum Staatsanwalt gehe – der Vernehmer kannte ja nach einem halben Jahr jeden Satz der Akte – und sage: Passen Sie mal auf, achten Sie mal drauf, sehen Sie mal dort nach. Wen verwundert das, wo Staatsanwalt und Gericht angetreten sind, sozialistisches Recht zu sprechen. Wen verwundert, dass es dann solche Konstellationen gibt. Deshalb können Sie den Punkt, dass wir dringesessen haben, damit die Richterin das richtig macht, vergessen. Wenn sie was falsch macht, war das ihre letzte Verhandlung. Zumindest in so einer Sache. Da verhandelt sie dann eben Karnickeldiebstähle.

Und wenn Ihnen ein Richter gesagt hat, die Staatsanwälte aus der la waren nicht die fleissigsten: Die mussten das auch nicht sein, weil sie vorzüglich aufbereitetes Material vorgefunden haben, und sie eigentlich den Schlussbericht nur abschreiben mussten, mit anderem Kopfbogen versehen, und schon hatten sie ihre Anklage. Und das ist natürlich auch ein Problem, denn die Staatsanwälte stellen sich jetzt hin und sagen, wir konnte ja nicht anders, wir sind ja die Handlanger von denen gewesen. Aber sie waren eine Institution im gesamten Rechtsprechungsapparat. Sie hätten ja auch sagen können: So klage ich nicht an, das ist für mich nicht erwiesen.

Aber sie konnten sich auf unsere Arbeit verlassen. Das ist ja auch immer gelobt worden, und das war auch so ein bisschen unsere Selbstbefriedigung: Unsere Untersuchungsergebnisse mussten allererste Güte sein. Es musste alles stimmen. (Nicht mal Druckfehler: Druckfehler im Schlussbericht, das war das allergrösste Verbrechen.) Und das konnten die Staatsanwälte dann übernehmen. Die mussten, wie man so schön sagt, das Fahrrad nicht noch einmal erfinden. Es war eben ein Konzert. Das Gericht war nur derjenige, der's letztlich ausgeführt hat.

Wenn Sie nach den Rehabilitierungsverfahren fragen, so muss ich sagen, entwertet sehe ich meine Arbeit dadurch nicht. Die erste Regung ist ja, dass man, aus heutiger Sicht betrachtet, besser weiss, was man richtig und was man falsch gemacht hat, oder ob man richtig lag oder nicht. Und natürlich bin ich erst einmal der Auffassung (und dazu stehe ich auch), dass die Dinge, die wir im politischen Strafrecht gemacht haben, total falsch waren, dass es vollkommen idiotisch war, in so einem Fall wie bei Ihrer Broschüre gegen Windmühlenflügel zu kämpfen und so zu tun, als würden dadurch die Grundlagen des Sozialismus erschüttert. Ich will aber auch sagen, die Broschüre war ein Mosaiksteinchen dafür, dass schliesslich der Sozialismus erschüttert worden ist. Sie ist eins von den vielen kleinen Dingen gewesen, die zusammengekommen sind, bis es gekracht hat.

Also ich beurteile die Rehabilitierungen nicht nach dem Motto: Jetzt demontieren sie meine schöne Arbeit, aber, ja, schämen – da ist schon irgendwo was dran. Dafür, dass ich mich jetzt schäme, kann sich allerdings keiner was kaufen, der in einer Situation war wie Sie damals. Es ist eine schlimme Situation. Eigentlich spricht man nicht mehr gern darüber. Man würde es doch lieber ganz vergessen. Es war eine Arbeit, die – wie sich herausgestellt hat – genau das Gegenteil von dem bewirkt hat, was ... Hätten sie uns alle eingesetzt, um hinter den wirklichen Straftätern her zu sein, ausschliesslich die wirkliche Kriminalität zu bekämpfen (das haben wir ja auch gemacht), das wäre wahrscheinlich besser gewesen, als eine Abteilung mit zig Mann zu unterhalten, die sich nur mit dem politischen Untergrund beschäftigt. Und es war ja letztlich eindeutig: Wir wurden der Situation nicht mehr Herr. Es war ja nur noch ein Rundumschlagen, wo bei allen möglichen Anlässen Leute eingekarrt wurden, verhört, befragt, verwarnet. *Schämen* ist nicht das richtige Wort, das ist eigentlich zu wenig, es klingt so: Ach, ich hatte eine Schuppe in meinem Haar, dafür schäme ich mich.

Dass wir uns hier unterhalten können, hat natürlich mit der Person des Gegenübers zu tun, dass der sich das anhört. Es wird sicher manche geben, die wie Sie gesessen haben und jetzt sagen: Mit dem rede ich kein Wort.

Müsste ich auch akzeptieren. Ich will's mal so deutlich sagen, weil ich meine, dass ich ja echt Schuld habe, dass ich eben hier Dinge mitgemacht habe, die in die Persönlichkeit desjenigen so scharf eingegriffen haben, dass er einen dauernden Schaden davongetragen hat, dass seine Persönlichkeit beeinträchtigt worden oder das persönliche Fortkommen völlig zu Bruch gegangen ist. Viele sind dadurch völlig von der Bühne weg gewesen. Die vorher in Akademien waren (oder wo auch immer), kluge Köpfe zum Teil, die ihren Weg nicht mehr weitergehen konnten, obwohl sie in ihrer Arbeit ohne Tadel waren. Ich bin auch Leuten begegnet, die durch eine blosser Vorkommnisklärung völlig aus der Bahn geworfen worden sind. Also *schämen* ist, wie gesagt, nicht das richtige Wort, aber dass man Schuld hat, schwerwiegende, ist schon klar.

Ich will mich auch nicht hinter Vorgesetzten verstecken. Wobei die natürlich einen grossen Anteil hatten. Wenn man nicht immer motiviert worden wäre ... Die ständige Angst, die man hatte, dass noch weiter oben jemand sagt: Hör mal, da ist uns was hochgekommen, ihr habt da was zurückgegeben, sagt mal, seid ihr des Teufels. Diese Angst hatte zur Folge, dass man sich gesagt hat, da machst du es lieber ganz genau und rasierst gleich alles von der Tischfläche weg. Da kann mir keiner was, da kann gar nichts passieren. Also ich fühl' mich schon in der Schuld, und ich sage mir jetzt, ein Glück, dass sie das demontiert haben, dass der eine oder andere jetzt sein Recht der Rehabilitierung bekommt. So viele waren es ja nicht, so dicke war es ja mit dem politischen Untergrund nicht, aber es wird schon einige geben, und ich sage mir, es ist gerecht, dass die jetzt rehabilitiert werden sollen.

Was den Grad meiner Verantwortung angeht, so will ich nicht abstreiten, dass ich nicht ins untere Drittel gehöre, also Koch, Kraftfahrer, Schalterangestellter, sondern dass ich in der *Untersuchung* war, dass ich mit «an der Front» war, das will ich schon zugeben. Aber die Frage – wo hat man die Menschenrechte gröblichst verletzt, wo sind also Dinge aufgetreten, die man bestrafen muss, sehe ich persönlich für mich nicht. Sicher wird es auch Dinge geben, wo man sagen muss: Das war unter der Gürtellinie, aber ich kann von mir behaupten – das soll jetzt nicht so aussehen, als wolle ich den

Weisswäsher spielen –, dass es immer meine Maxime war, mit denen, die ich zu vernehmen hatte, so zu verfahren, dass es höflich und – humanistisch ist nicht das richtige Wort, aber human zugeht.

Ich kann natürlich nicht abstreiten, dass ich auch Vertreter eines Apparates war, der – wie Sie sagen – dazu gedient hat, unkontrolliertes und abweichendes politisches Verhalten einzudämmen und die Schwelle dafür so hoch wie möglich zu halten. Es ist schon eindeutig, dass wir versucht haben, so etwas zu unterdrücken, und wenn es nur durch Zuführung oder Befragung geschah. Wenn das Menschenrechtsverletzungen sind... Das sind zumindest Eingriffe in die Persönlichkeit des Menschen.

Es sind mir, aber auch anderen, sicher hin und wieder Bedenken gekommen bei der Frage: Was erreichen wir denn nun, wenn wir z.B. an jedem 7. des Monats die Leute, die zu einer Andacht in der Kirche sind und danach rauskommen, haufenweise auf die Polizeireviere holen. So eine Frage haben wir natürlich offiziell nicht gestellt. Untereinander, ja. Vor allem waren ja unter den Zugeführten immer Leute, die noch nie was mit uns zu tun hatten, die dann erst an den Punkt gekommen sind, zu sagen: Scheisssozialismus. Wie gesagt: Reinwaschen ist nicht, das ist schon klar, aber in der damaligen Situation habe ich das so tiefgründig nicht empfunden. Ich habe es immer empfunden als eine Arbeit, die Rolle der Partei durchzusetzen, alles zu tun, damit keine Störung des öffentlichen Lebens entstehen kann, damit unser schöner Sozialismus sich entwickeln kann. Ich sage das *schön* jetzt auch nicht negativ, sondern das sollte ja mal so werden. Dass es hintenraus immer unschöner wurde, ist eine andere Sache.

Im Prinzip herrschte unter den Kollegen eigentlich eine offene Atmosphäre. Bei keinem aber konnte man reinkucken, ob der auch so dahintersteht, wenn's gegen den Untergrund geht. Hinter der Sache standen sie sicherlich alle, das Problem war nur, wenn es an grosse Aufgaben ging, also sprich: Jetzt holen wir die ganz Grossen, dass man ein bisschen das Flattern bekam, also – wer macht das. Das konnten dann nur Referatsleiter sein, die darunter kamen ja dafür meistens nicht in Frage.

Man hat sich natürlich mit Mitarbeitern über politische Dinge nicht so tiefgründig unterhalten. Nicht so sehr aus der Überlegung, dem traue ich nicht, aber viele Dinge hat man eben, schon von der Arbeit her, nicht mit jedem besprochen. Also z.B. alles, was Sie und mich betraf, das hat ausser meinem Vorgesetzten keiner erfahren. Im Übrigen haben wir ja den persönlichen Umgang nicht so gepflegt, wie das Bauarbeiter machen, wenn sie mit der Arbeit fertig sind und mal in die Schänke gehen. Das war sicher in den fünfziger Jahren stärker ausgeprägt. Aber da ja jeder sein Auto hatte, stiegen wir abends alle ein und fuhren ab. Das hat ja auch allgemein was mit der Entwicklung in der Gesellschaft zu tun. Ich will nicht sagen: *Nische*, aber jeder hatte doch so ... Also die grossen Kontakte untereinander, die waren nicht da, nur noch bei einigen, die dann abends noch Sport trieben, irgendwo in einer Wohngebietsgemeinschaft Fussball spielten. Es gab sicher diese oder jene, die sich näher kannten oder stärker verbunden waren, die sich auch mal ein paar Dinge gegenseitig erzählt haben. Da musste man dann aber keine Angst haben, dass der dich anschwärzt. Es gibt sicher in jeder Berufssparte Leute, von denen ich mir sage: Denen erzähle ich bestimmte Dinge nicht. Es gab sicher diese oder jene, wo ich dachte, das muss der nicht wissen. Aber ein generelles Misstrauen unter den Leuten würde ich nicht bejahen.

Was ich unmittelbar nach der Wende gemacht habe, könnte den Eindruck erwecken: Eigentlich ist er auch ein Wendehals. Ich habe erst Menschen im Ermittlungsverfahren bearbeitet, die mir als Straftäter gegen den Sozialismus vorgesezt werden, so wie Sie. Und dann plötzlich wird ein Ermittlungsverfahren gegen Stoph eingeleitet, und da habe ich auch mitgemacht. Normalerweise wird da jeder sagen, also das kann es doch nicht geben. Aber dabei, dass man sich da so reinkniete, spielte wahrscheinlich diese ungeheure Verbitterung eine Rolle, die Verbitterung, dass die ja die Verantwortung dafür tragen, dass alles so gekommen ist. Wendehals – es wird manchmal leicht über einen der Stab gebrochen, wobei man sagen muss, dass diejenigen mitunter selber Schuld daran haben, weil sie von einem Tag auf den anderen sagen: Jetzt machen wir alles ganz anders.

Es ist jemand nur glaubhaft, meine ich, der das mit einer gewissen Zeitverzögerung macht, nach langen Überlegungsphasen. Also mit einem Schlag auf das andere Pferd springen: Nun geh' ich zur Westberliner Polizei, die nehmen mich, da schlage ich gleich wieder drauf – ist fragwürdig. Dass ich mich so reingekniet habe – es konnte ja sein, dass es eine Existenzfrage wird. Wenn man sich hier jetzt richtig einklinkt und richtig durchzieht, Ermittlungen zum guten Ende bringt, wird man vielleicht gehalten.

Aber ich glaube, ein Wendehals in dem Sinne war ich nicht. Ein paar Ideale hab' ich mir schon erhalten. Also ich würde schon meinen, dass der Sozialismus an sich nichts Schlechtes ist. Deswegen bin ich auch dagegen, Marx wegzureissen, Lenin wegzureissen. Dieses Abholzen hat was damit zu tun, dass sie jetzt auf einen Schlag alles vernichten wollen, was in die Richtung weist. Ich bin schon der Auffassung, dass es einen Sozialismus geben kann. Nur: So wie das angefangen hat, ist es wie mit Orwell in der *Farm der Tiere*. Ich sage mir, es gab auch viele gute Sachen, die hätten erhalten werden müssen. Aber es ist ja keiner mehr da, der sie erhalten kann. Es ist auch keine Staatssicherheit mehr da, die sich bei vielem Unberechtigtem auch verteidigen kann, was auch immer kundgetan wird. Es gibt sicher ein paar Dinge dabei, wo ich mir sage: Jetzt glaub' ich's auch schon. Vorher hab' ich gesagt, um Gottes Willen, sind die denn verrückt, aber ich hatte zum Beispiel keine Ahnung, dass Terroristen eingegliedert wurden, und da glaube ich auch fest, dass sie ihnen die Waffen noch hinterhergetragen haben. Hier sind meine Ideale völlig verschwunden, was diesen Apparat angeht. Hinzu kommt, dass die ganz Grossen sich nichts ausstehen, nicht nur Honecker, sondern auch andere, die mal in die Schlagzeilen kommen.

Probleme haben die im mittleren Alter, die Frau und Kinder haben und sehen müssen, wie sie wieder auf die Beine kommen. Ich kenne schon ein paar Beispiele, wo Leute sich aufgegeben haben und angefangen haben zu trinken. Wobei ich sagen muss, es hat sicher auch was mit der Persönlichkeit zu tun. Ich sitze ja auch nicht den ganzen Tag zu Hause und denke darüber nach, ob nun bald jemand kommt und sagt: Du, ich habe eine Arbeit

für dich. Das ist absoluter Unsinn. Ich hab' sicher in den letzten Monaten mehr investiert, als ich jemals wieder rauskriegen kann, Zeit und Geld und Autofahren, aber ich sage mir, wir müssen uns bewegen, wir müssen irgendwo wieder eine Bande finden. Und ich will was machen, was nur mich betrifft, was nur für mich und meine Familie wichtig ist.

Eine politische Tätigkeit kommt für mich momentan überhaupt nicht in Frage. Auch nicht in der PDS. Obwohl ich am Anfang noch drin war. Aber ich muss ganz ehrlich sagen: Die PDS hat mich derart im Stich gelassen. (Dass sie in ihren Reihen noch Leute von uns hat, bedeutet ja nicht, dass sie uns wohlgesonnen ist.) Wo war sie denn, als es hier knallte überall, als keine Chance mehr bestand und wir auf die Strasse flogen? Die MfS-Leute in der PDS sind solche, die sich nicht entscheiden können, was mache ich denn nun, geh' ich raus oder bleib' ich lieber drin – das sind Leute, die sich noch nie selbst entscheiden mussten, denen immer gesagt worden ist, was sie zu tun und zu lassen haben, die auch jetzt nicht in der Lage sind, zu entscheiden: Das ist nicht meine Partei. Wobei allmählich auch die letzten auf die Idee gekommen sein müssten, dass das nur ein Sammelsurium der verschiedensten Strömungen geworden ist. Mit kommunistischer Partei hat das nichts mehr zu tun.

(Aufgezeichnet am 10. Oktober 1991)

Die Zweifel haben nicht dazu geführt, zu sagen: Das ganze System stimmt nicht

Rudi Beckert, geb. 1932, war von 1956 bis 1965 Richter an Kreisgerichten, von 1966 bis 1971 Oberrichter am Bezirksgericht und von 1971 bis 1990 Oberrichter am Obersten Gericht, zum Zeitpunkt des Interviews Altersübergangsgeld-Empfänger.

Wenn man gerade 20 Jahre alt ist und immer zu Hause gewesen, dann gibt es nur das Motto: Verlass dich drauf, was die andern sagen, dann wirst du was finden, und genau so war es mit meiner Berufswahl – Wahl in Anführungsstrichen. Welche Verantwortung und welches Ethos dazu gehören, wenn man den Beruf des Richters ausübt, das hat sich, wenn man von der Universität abgeht, noch gar nicht herausgestellt. Und als 1956 das Staatsexamen bevorstand, wurde uns gesagt: Du musst – nein, *Sie* müssen – ich war zu dieser Zeit noch nicht Genosse – Richter werden, etwas anderes gibt es nicht. Ich bin also in das ganze System und in den Ablauf der Justizmaschine hineingekommen, weil ich nichts anderes kannte. Ich habe mich dann damit abgefunden und langsam auch selbst davon überzeugt und mich überzeugen lassen, dass es gerade so richtig ist und nicht anders. Einzelfälle waren kein Grund, sich aufzulehnen oder Widerspruch anzumelden, so sinnlos es sowieso gewesen wäre, aber ich habe auch keine Anlässe gesehen, irgendwo ernsthaft zu widersprechen.

Am Gericht war ich dann hineingeworfen, wurde vor einen Berg Akten gesetzt mit einfachen alltäglichen Dingen, wie sie an allen deutschen Gerichten vorkommen: vom kleinen Diebstahl über einen Mietstreit bis zu einer Nachbarschaftauseinandersetzung. Was anderes war für einen Anfänger nicht drin. Erst im Laufe einer gewissen Zeit war es möglich, sich zu «qualifizieren». Das hat viele Jahre gedauert. Natürlich bringt dieser Beruf keine neutrale Position, sondern Verantwortung in einer konkreten Zeit mit politischem Umfeld.

Und ich habe auch diese politischen Strafsachen bearbeitet. (Ich glaube, es gab schon das Passgesetz, auch die *Staatsverleumdung*. Der *Widerstand* war im alten Strafgesetzbuch aus dem Jahre 1871 enthalten.) Hier gab es ständige Anleitung und Kontrolle sowie – als Hilfe – eine Sammlung von Entscheidungen, aber es gab auch ältere Kollegen, von denen man erfahren konnte, wie die Rechtsprechung zu laufen hat. Die Benjamin [*Hilde Benjamin: Justizministerin der DDR von 1953 bis 1967*] zum Beispiel war für diejenigen, die damals angingen, eine Ehrfurchtsperson (wobei das Gewicht vielleicht mehr auf der *Furcht* lag.) Der Respekt und die Bange, dass man irgendwas falsch macht und bei ihr in Ungnade fällt, kamen hinzu. Sie soll auch nachtragend gewesen sein. Sie hatte ja Beinamen, die sie wohl zu Recht trug: die *Rote Hilde*, die *Blutige Hilde*, die Todesurteile mit Freude verkünden konnte. Vielleicht, ich war nie dabei, aber es ist nicht ausgeschlossen. Ich kenne Zitate, da stehen mir die Haare zu Berge. Trotzdem – es klingt unglaublich, aber es stimmt – war sie im Umgang nicht so. Wer eine ordentliche Arbeit machte, also handwerklich, und auch sonst nicht unangenehm auffiel, dem war sie eine Mutter (wenn sie auch vom Äusseren keine Muttergestalt war). Und das hat den einen oder anderen verleitet, ehrfurchtsvoll zu ihr aufzusehen. Sie konnte hervorragend reden und einiges mehr. Sie war für uns eben die Leitfigur. Und die Art und Weise ihrer Verhandlungen, über die sie ja selbst immer auch sprach, war natürlich für die Richtergeneration meiner Zeit zumindest ein Leitbild, nach dem man sich richtete.

Die letzte Begegnung mit ihr hatte ich kurz vor ihrem Tode, vielleicht 1988, als sie – eigentlich nur als Besuch – auf Einladung des damaligen Präsidenten wieder zum Obersten Gericht kam. Ich würde sagen, sie konnte sich da was aus früheren Zeiten angucken und kam dann mit den Prominenten zusammen. Ich war aus Protokollgründen dabei. Anwesend waren der Präsident des Obersten Gerichts, die Vizepräsidenten und die Parteisekretärin mit ihren persönlichen Mitarbeitern. Und es wurde ihr dann berichtet, dass wir versuchten, mehr Strafen ohne Freiheitsentzug anzuwenden, also durch Überzeugung anstatt durch Zwang vor allem auf jüngere Menschen

Einfluss zu nehmen. Und da zischte sie dann dazwischen (so klein sie war, kam sie kaum über den Tisch, klapperte förmlich, musste ja gestützt werden, aber ihr Geist war unheimlich wach), sie zischelte also: *Warum so milde?* Nun konnte man ja wirklich nicht sagen, dass wir milde waren, aber sie hatte nichts gelernt, oder besser: innerlich hatte sich bei ihr nichts verändert. Und da wurde ich stutzig.

Ich habe damals – in den fünfziger Jahren – diese politischen Sachen nicht als etwas Aussergewöhnliches wahrgenommen, als etwas, das von der «normalen» zivilen Rechtsprechung abweicht oder ausserhalb ihrer liegt. Eklatante Beispiele dafür, dass ich mal gegen etwas hätte sein müssen, gab es zweifellos, aber erst später. Da waren einige Konflikte, die ich mit der Partei hatte. Ich bin relativ spät, erst 1959, in die SED eingetreten. Mehrfach war ich angesprochen worden: Das gehört dazu, du musst und so weiter. Der Direktor eines Kreisgerichts musste immer in der SED sein. Das aus heutiger Sicht Bemerkenswerte ist, wie ich diese Konflikte verkraftet habe. Ich erinnere mich an ein Parteiverfahren, das ich 1960/61 bekommen habe, aus einem albernem Anlass, der aber zu einer Prinzipienfrage gemacht wurde. Ich hatte angeblich am 1. Mai abgelehnt, eine rote Fahne zu tragen (was nicht stimmte) und dafür eine strenge Rüge erhalten. Als es dann wenig später um die Aufenthaltsbeschränkung für einen Bauern ging, der nicht in die LPG eintreten wollte, wurde seitens der Kreisleitung gedroht: Wenn du nicht anders entscheidest, dann rollen wir dein Parteiverfahren wieder auf. Somit gab es für einen, der bis dahin schon einige Jahre Richterberuf hinter sich hatte, nur die Alternative: Entweder du machst es so, wie sie es wollen, und glaubst, es ist vielleicht doch richtig (es ist schlimm, dass ich das heute sagen muss, und ich betrachte mich ja wegen dieser Geschichte auch nicht als Opfer, sondern sehe sie als Anzeichen dafür, dass man hätte ganz anders reagieren müssen), oder du verlässt den Beruf, hast dein Studium umsonst gemacht und fängst wieder von vorne an. Und deine Familie ist ja auch noch da. (Dort und in der Verwandtschaft hatte ich natürlich eine Erziehung genossen, die ganz im Sinne der SED gewesen ist, sonst wäre

die Situation recht kompliziert geworden.) Aber ich bin auch kein Kämpfer, kein Typ, der, sagen wir mal, sich zum Helden aufspielen konnte. Ich will nicht sagen: So haben es ja wohl die meisten gemacht, aber es dürfte doch stimmen – das ist wahrscheinlich die ganze Misere und die ganze Tragik –, dass in dieser Zeit Charaktere geformt wurden, ohne dass sie selbst merkten, dass sie verformt wurden.

Es kommt hinzu, dass man ja in jungen Jahre gezwungen war, sich auf die Erfahrungen Älterer zu verlassen. Das konnte dann durchaus so weit führen, dass man kapituliert hat und nur als Vorwand oder Argument oder Entschuldigung sagte: Die da oben werden es schon besser wissen. Da ich selber später ziemlich weit oben gelandet bin, muss ich sagen: Es wäre denen oben vielleicht gar nicht so unrecht gewesen, wenn sie mehr Widerspruch erfahren hätten von unten, von der Basis, wie man so schön sagte. Die Notwendigkeit, lebhaft und auch widersprüchlich zu diskutieren, Standpunkte auch kontrovers auszutauschen, habe ich jedenfalls immer empfunden, je mehr ich in meiner Entwicklung als Richter nach oben gekommen bin. Ich habe bis heute keine schlüssige Antwort, warum das Gegenteil von dem, was ich wollte, eintrat. Wahrscheinlich habe ich mir resignierend gesagt: Wenn es so beschlossen wird, dann soll es eben so sein, dann müssen wir also nur noch die richtigen juristischen Begründungen dafür finden. Schlimmerweise haben wir sie ja auch gefunden. Und obwohl ich selber in diesem System viele Jahre *mitgeplant, mitgearbeitet und mitregiert* [«Plane mit, arbeite mit, regiere mit!» – Losung der sechziger Jahre] und letzten Endes eben auch zu Ungerechtigkeiten in Dimensionen beigetragen habe, die heute erst sichtbar werden – muss ich doch, auch wenn ich an sehr hoher Stelle tätig war, für mich in Anspruch nehmen: Das, was heute bekannt ist und bekannt wird, haben Menschen in meiner Situation nicht gewusst. Und sie sollten es bestimmt auch nicht wissen.

Ich habe meinen Beruf begonnen, da galt das alte Strafrecht noch. Nebenher galten natürlich eine Reihe von Bestimmungen, die neu waren und die ich jetzt mal im weiteren Sinne als politische einordnen will. Dazu gehörten beispielsweise eine Wirtschaftsstrafverordnung, ein Volkseigentumsschutz-

gesetz, ein Handelsschutzgesetz – also Bestimmungen, die in den fünfziger Jahren existierten, mit furchtbaren Strafen: für die illegale Einfuhr von Kaffee – zwei Jahre Zuchthaus als Mindeststrafe. Oder z.B. für eine Aktentasche voll Kohle, die ein Arbeiter aus dem Betrieb mitnimmt – ein Jahr Zuchthaus. Wir haben es zu dieser Zeit als sehr, sehr schlimm empfunden, solche Strafen aussprechen zu müssen, die im Gesetz so zwingend vorgeschrieben waren, dass man gar nicht anders konnte. So wie später beim § 213 [ungesetzlicher Grenzübertritt] sich höchstens an der Strafzumessung etwas machen liess, aber an der Tatbestandmässigkeit und am objektiv ungerechten Gehalt des Gesetzes selber kein Richter etwas ändern konnte, das durfte er nicht.

So empfanden wir die erste gravierende Änderung des DDR-Strafrechts 1968 als den Versuch, zu differenzieren und nicht alles so krass zu kriminalisieren. Das lief ja parallel oder sagen wir mal synchron mit Ulbrichts «sozialistischer Menschengemeinschaft», die ja, ganz profan auf einen Nenner gebracht, besagte: Es wird alles besser, wir wachsen mehr und mehr zusammen, vom gläubigen Christen bis zum ganz konsequenten Marxisten und Leninisten werden alle an einem Strang ziehen, bis im Ergebnis einer friedlichen Entwicklung eine schöne, wohlthätige Gesellschaft existiert.

Trotzdem ist nachzuweisen, dass es eine Verschärfung des politischen Strafrechts gab. Der Artikel 6 der Verfassung – ich musste ihn zum Glück nicht anwenden – verschwand zwar aus der Strafrechtspraxis, wurde aber durch variabelere Bestimmungen ersetzt. (Dieser Artikel 6 liess ja kaum eine richtige Differenzierung zu, und wenn, dann wurde sie gestaltet nach den zentralen Orientierungen, und die waren genauso schlimm.) Ausserdem führte man Straftatbestände ein, die dazu dienen sollten und dienten, politisch Andersdenkende zu kriminalisieren. Aber die Zweifel, die einem hier kamen, haben nicht dazu geführt, dass man ernsthaft und laut gesagt hätte: *das ganze System stimmt nicht*. Denn das wäre ja die Konsequenz gewesen. Ich konnte nicht sagen, der Paragraph 249 muss weg oder vielleicht auch der 213, auch nicht, die *staatsfeindliche Hetze* kann ich nicht anwenden und nicht jeden zweiten, der negative Äusserungen über bestimmte staatliche Massnahmen macht, zum Hetzer und Staatsfeind stempeln. Das wäre sicher

richtig gewesen, wenn ich es gemacht hätte, aber es hätte dem Einzelnen nichts genützt, und es hätte auch nichts geändert, weil es das System und die innere Struktur der Gesellschaft nicht angetastet hätte, die Linie also, die hier gefahren wurde in den Parteibeschlüssen, die ja den Ursprung gesetzt haben.

Die Beziehungen der Staatssicherheit zum Gericht, zum Richter, waren nicht so einfach, dass da am Telefon gesagt wurde: Komm doch mal rüber. Die Richter, die in politischen Sachen tätig waren, sind generell dazu verpflichtet und auch darauf ausgerichtet gewesen, den Willen dieser Leute zu erfüllen. Sie waren Vermittler des Willens der Staatssicherheit. Aber das geschah nun nicht durch unmittelbaren Kontakt, dass etwa jemand kam und sagte: Jetzt will ich dich mal in der und der Angelegenheit sprechen. Im Gegenteil, das war recht distanziert. Es war eine jahrzehntelange Tradition, dass der Schlussbericht des MfS Gegenstand der Anklageschrift wurde, das heisst, die Staatsanwälte der Abteilung I waren nicht unbedingt die fleissigsten oder variabelsten. Sie hatten ein hervorragend formuliertes Material vor sich und mussten nur einen anderen Kopfbogen nehmen. Höchstens stilistisch wurde einiges geändert, sonst nichts. Es hat zu wenig Anlass gegeben, am Inhalt so einer Akte zu zweifeln. Die Geständnisse waren die Krönung. Oder andere Beweismittel, die ja im Grunde genommen keine waren, sondern lediglich Bestätigungen, dass z.B. in Westberlin diese und jene Agentenorganisation existiert oder dass diese und jene Sendung des SFB eben eine feindliche Sendung ist, und wenn sich jemand an die gewendet hat, dann war das Verbindung zu einer feindlichen Organisation. Das hatte der Richter zu übernehmen (es war ja wie ein Gutachten formuliert), und er verlas es dann in der Verhandlung. Also im Allgemeinen war das alles glatt. Der Richter selbst durfte nicht wissen, dass es z.B. Sendungen gibt wie *Briefe ohne Unterschrift*, er musste sich das schriftlich bestätigen lassen. Ja, Sie lachen darüber, das war kurios, skurril und albern, aber so ist es eben gewesen. Ich kann mich noch erinnern an eine Sache, die ist auch lächerlich: Ich war damals immerhin so gebildet zu wissen, dass Wenke Myhre eine Sängerin ist, eine norwegische.

Aber der Staatsanwalt haute dann rein, *der* Angeklagte habe staatsfeindliche Verbindungen gehabt und sich auch an einen *Herrn* Wenke Myhre gewandt. Und als wir sagten: Herr Staatsanwalt, das ist eine Sängerin, war die Antwort: Das ist ja völlig egal.

Es gab auch manchmal politische Gutachten – das Institut für Zeitgeschichte hat solche Sachen gemacht. Das waren feine Formulierungen; die wussten auch, was verlangt wird.

Hauptinhalt der Verbindung zur Staatssicherheit war der Ablauf des Prozesses. Auf jeden Fall wurden solche Sachen angesprochen wie die Frage: Wird die Öffentlichkeit ausgeschlossen, oder findet der Prozess sogar vor einer Öffentlichkeit statt, oder lädt man dazu Leute, die dann sozusagen die politische Auswertung in ihren Bereichen übernehmen. Manchmal haben sie gefragt: Wie lange braucht denn der Genosse Richter, bis er seinen Prozess eröffnet hat, bis er ihn abgeschlossen hat. Und sie waren ungehalten, wenn man gesagt hat, ich möchte erst mal in Ruhe lesen. Die Antwort war: Das ist doch alles fertig, ist doch alles klar. Dabei haben wir uns ja eigentlich gar nicht Zeit gelassen, sondern diese Sachen sehr konzentriert bearbeitet, aber von mir konnte keiner verlangen, dass ich einfach unkritisch alles übernehme. Und ich habe auch Abstriche gemacht, ganz zweifellos, die waren sicher geringfügig, aber es gab welche. Ich will mich dafür nicht loben, aber ich musste dann immer gewärtig sein, gefragt zu werden, warum ich mir das denn erlaubt habe – je nachdem, wie schwerwiegend denn nun die Abweichung vom Antrag des Staatsanwalts war.

Manchmal wollten die Leute vom MfS die Verhandlungen mitschneiden und haben dann auch ganz offiziell Mikrofone aufgestellt. Für welchen Zweck, weiss ich nicht, ich habe mir das auch nie angehört, für mich war es unwesentlich. Vielleicht zählte das für die auch als Schulungsmaterial, oder sie hatten andere Gründe. Ich weiss es nicht. Aber Detailabgesprachen über die Strafen hat es nicht gegeben. Was allerdings MfS und Staatsanwalt ausgemacht haben, weiss ich nicht. Gelegentlich gab es auch mal eine Rückgabe zur Nachermittlung, nicht zur Freude der Ermittler. Woran ich mich erinnere: Ein Zahnarzt, prominenter Arzt, kauft sich Lupen oder Brenngläser, geht fortlaufend in den Wald damit und will die Funktion der Brennglä-

ser ausnutzen, um Waldbrände zu verursachen, was ihm merkwürdigerweise nie gelungen ist. Er gibt als Motiv an, politische Signale setzen zu wollen, um dann als Flüchtling anerkannt zu werden. Nun kann das ja alles sein, aber dass man deshalb Waldbrände legt, ich weiss nicht, ein Mann mit dieser Intelligenz... Ich habe dann gesagt, geht erst mal zum Psychiater und fragt, ob der eine Erklärung für dieses abstruse Zeug findet. Was dabei rausgekommen ist? Zumindest war er zurechnungsfähig, denn er ist verurteilt worden. Aber für mich war es eine – ich will nicht sagen Entlastung, aber es war für mich eine Möglichkeit, mit Hilfe von Gutachten mehr über Motive zu erfahren, als es ein nackter Jurist kann. Die Leute vom Untersuchungsorgan haben sich zumindest geärgert, dass der Richter diese Frage gestellt hat und nicht sie schon vorher, weil sie eben dachten, es läuft alles glatt. Solche Berührungen gab es also, aber nie hat jemand die Kompetenz des Richters angezweifelt, das konnten sie nicht, das ging nicht. Sie brauchten uns ja, und sie gebrauchten uns.

[G. E: Trotz ausgeschlossener Öffentlichkeit hat ja meist jemand vom MfS mit drin gesessen. Hat das keine Wirkung gehabt auf Ihren Spielraum, er mag ja ohnehin eng gewesen sein – haben Sie sich dadurch nicht beeinträchtigt gefühlt?]

Nein, ich muss sogar die dumme Gegenfrage stellen: Aus welchen Gründen soll er denn den Richter unter Druck setzen durch seine Anwesenheit?

[G. E: Es wäre doch denkbar gewesen, dass der Richter den Prozess in einer Art und Weise führt, die dem Untersuchungsorgan nicht gefällt, j

Nun, da müssen Sie Folgendes wissen: Natürlich sind uns immer die «Unvoreingenommenheit» und die «Unschuld bis zur Feststellung der Schuld» gelehrt worden. Solange ist der Richter erst einmal gehalten, an der Schuld zu zweifeln, und hat auch demzufolge seine eigenen Vernehmungen des Angeklagten durchzuführen. Das ist wohl wahr, aber er hat ja ein Ermittlungsergebnis. Und nur dann, wenn das Anhaltspunkte für Zweifel geboten hätte, wären solche Fragen zu erwarten gewesen. Ich sagte ja, die Ermittlungsverfahren waren glatt, und sie waren auch von der Machart sauber; nennen Sie es preussisch, stereotyp dazu.

Ich dachte jedenfalls immer, der Vernehmer muss da sitzen, weil er sich das anhören will, damit er es in Zukunft noch besser macht, was weiss ich. Das war wirklich meine Auffassung, Sie mögen es glauben oder nicht. So ist es natürlich nicht gewesen, natürlich sollte der Angeklagte an seinen Geständnissen festhalten, aber ich habe es eben anders empfunden. Sicher war man – das zeigt sich ja hier – nicht kritisch (das wäre das Allerwenigste gewesen, ob man nun Grund gehabt hätte oder nicht). Und schon gar nicht misstrauisch. Das stimmt, das hätte man natürlich auch sein müssen, klar. Aber es war nie so, dass man aus der blossen Anwesenheit des MfS etwas hätte befürchten müssen. Also da hätte man ja selbst irgendwelche Zweifel äussern müssen.

Wenn man eine Weltanschauung verliert, oder besser gesagt: wenn man sie ablegt und als untauglich hinstellt, dann heisst das ja noch nicht, dass man gleich eine Ersatz-Ideologie bei der Hand hat. Die Erkenntnisse, die ich jetzt gewonnen habe, sind ja so schlimm, dass man noch lange damit zu tun haben wird. Vielleicht kommt man da überhaupt nicht zu einem Ende. Das, was sich freilich jetzt hier entwickelt, ist nun bei Weitem nicht mein Ideal, davon können Sie ausgehen. Aber es gibt für mich keine Alternative. Im Augenblick schon gar nicht. Und es gibt noch weniger ein Zurück, ein bisschen Sozialismus und ein bisschen dies und ein bisschen jenes. Das geht einfach nicht. Dann wird man so eine Art Traumtänzer in dieser brutalen Zeit, und man wird immer scheitern.

Es ist schön, wenn man sich Ideale schafft und bewahrt, aber sozialistische Ideale dürfen nicht hängen und kleben an einem Marxismus, von Kommunismus will ich mal ganz schweigen. Wir sind ja dabei, all das, was es hier in diesem Land an politischem Terror und an politischer Justiz gegeben hat, mit Stalinismus zu erklären, was es zweifellos zum überwiegenden Teil auch war. Aber dieser Stalinismus ist noch längst nicht die Wurzel. Das fängt doch alles schon mit dem Leninismus an, weil die Revolutionstheorie von Lenin ja auch den Terroraspekt enthält und solche Begriffe wie «demokratischer Zentralismus» oder «Diktatur des Proletariats» in einem negativen Sinne entwickelt wurden. Und darauf beruhen ja eigentliche auch alle juristisch formulierten Dinge.

Bis in die 70er Jahre waren den Angehörigen von Armee, Sicherheitsorganen, Polizei und Justiz (Partei sowieso) Westfernsehen und Westrundfunk verboten. Und ich sage Ihnen, bis 1971 habe ich Dussel mich daran gehalten. Nun kann man sagen, das ist schon der erste Nachweis, dass ich mit einem ganz engen Horizont ausgerüstet war. Das stimmt. Den Horizont habe ich mir sogar selbst geschaffen, weil ich es eben gehalten habe damit. (Ich will nicht sagen, dass ich in den 50er Jahren anders gewesen bin, aber meine Haltung am 17. Juni 1953 war so, dass mein Vater mich beinahe rausgeschmissen hätte. Das ist eben das Auf und Ab. Ich bin deshalb kein Held geworden oder Opfer. Ich will bloss sagen: Manchmal merkt man doch, dass man auch mal eine andere Seite hatte.)

Aber wer hat uns denn an der Universität oder zu Beginn der Tätigkeit oder all die Jahre danach jemals erklärt, was richterliche Unabhängigkeit ist und wie der Richter dafür sein eigenes Kreuz der Umwelt zum Trotz beweisen muss? Es wurde doch die einheitliche Staatsgewalt propagiert und die Justiz zum Anhängsel des Staates gemacht, der Volksvertretung untergeordnet und damit die Unabhängigkeit des Richters beseitigt. Die Unabhängigkeit ist wirklich ein Eckpfeiler, und was darunter zu verstehen ist, muss man natürlich auch gelernt haben. Insofern verstehe ich schon, dass man jetzt einem Richter, der 40 Jahre lang nicht unabhängig war, sondern abhängig von der Gnade der Partei, von der Wahl durch die Volksvertretung und von der Kritik von oben – dass man dem sagt: Du wirst kaum in der Lage sein, jetzt unter neuen Verhältnissen rechtsstaatlich zu arbeiten.

Ich habe nur etwas gegen die pauschalen Urteile, die pauschalen Zweifel. Dahinter stecken, glaube ich, ein grosses Mass an Überheblichkeit und ein Verfolgungswahn sowie die Angst vor Leuten, die geistig auch etwas drauf haben und deshalb anderen vielleicht das Brot wegnehmen, sie überflügeln könnten. Oder weiss ich, was dahinter steckt. Jedenfalls nichts Gutes, nichts, was ich als korrekt und gerecht bezeichnen könnte. Und es kommt noch eins hinzu: So macht man Leute – die mindestens loyal sind, wenn nicht mehr, die bereit sind mitzuziehen und etwas zu verändern, zumal sie

die Verhältnisse kennen – unter Umständen noch zu Feinden. Leute, die Schuld haben, sollen diese verantworten, über sie sprechen, sie bekennen, das ist die Voraussetzung. Man muss sie nur lassen, man muss sie nur lassen.

Ich selbst bin nicht christlich erzogen und habe auch keinen Glauben. Deshalb gelingt es mir auch auf diese Weise nicht, wieder ein Rückgrat zu bekommen. Das ist mir gebrochen, und die Leute, die jetzt an der Macht sind, tun alles, um es weiter krumm zu halten. Damit muss ich leben, damit muss ich fertig werden, denn ich habe 40 Jahre diese Gesellschaft gestützt. Das ist der Preis, den ich zu bezahlen habe. Mir ist nur nicht klar, warum denen, die den ehrlichen Willen haben, sagen wir mal, Konsequenzen zu ziehen und etwas wiedergutzumachen, keine Gelegenheit dazu gegeben wird, es sei denn zu reden, wie ich das jetzt tue.

Wenn Sie mich nach Zeiten in meiner Amtsausübung fragen, für die ich mich schämen müsste, so will ich ein einziges Beispiel nennen, wahrscheinlich das schlimmste und sicher das treffendste. Das ist 1968 – die Zeit nach dem Einmarsch der Truppen in die Tschechoslowakei, die Rechtsprechung gegen alle, die für einen Frühling auch hier im Lande waren, die manchmal nur Dubcek hochleben liessen oder «Freiheit» an die Wand schrieben, die gegen den Einmarsch waren und dann verurteilt wurden. Ich habe an dieser Rechtsprechung Anteil gehabt, habe solche Prozesse selbst durchgeführt. Und ich würde mich ohne Wenn und Aber, ohne Drumherum in jedem einzelnen Fall bei den Verurteilten dafür entschuldigen. Für diese Entscheidungen schäme ich mich seit Langem schon abscheulich. Wie wir sie abschrieben von anderen Entscheidungen, die uns vorgegeben waren, wie wir sie begründet haben ... Deshalb muss ich – was meine Teilnahme an den Rehabilitierungsverfahren angeht – sagen: So belastend die Arbeit war, es gehörte zu meiner Auffassung: Du hast etwas wiedergutzumachen. Man kann es eigentlich gar nicht Wiedergutmachen nennen, sondern: Du hast also etwas dazu beizutragen, dass die Ungerechtigkeiten, die in den vergangenen Jahrzehnten passiert sind, einigermaßen abgegolten werden. Und das sage ich nicht einfach so hin, sondern ich glaube, in dieser Zeit habe ich

meine Gesundheit mehr ruiniert als in den 35 Jahren davor. Diese Aufgabe hat einen fertig gemacht, und sie hat mir keine Freunde eingebracht im eigenen Hause.

Ich wüsste aber nicht, auf welche Art und Weise und mit welchen Worten ich ehemaligen Verurteilten aus jener Zeit entgegengetreten wäre, wenn sie gekommen wären und gesagt hätten, sie wollen rehabilitiert werden. Es wäre mir sehr schwergefallen, aber es wäre mir nach so vielen Jahren eine innerliche Erleichterung gewesen. Obwohl diese Arbeit also belastend war – schon wegen der eigenen Bilanz, die man notwendig ziehen musste –, bin ich geblieben bis zum letzten Tage und habe dann die Akten, die ganzen Rehabilitierungsunterlagen persönlich dem Bundesgerichtshof übergeben.

Schon einige Zeit davor hatte bei mir – nicht sichtbar, sondern in meinem Kopf – eine Wende eingesetzt. In meinem Kopf ging's seit Langem durcheinander, wie in vielen Köpfen, weil sie gemerkt haben: Das Ganze ist nicht zu retten. Das wurde bei uns dann sogar von den Genossen, die sonst in jeder Versammlung «Hurra» gebrüllt hatten, laut gesagt, wenn auch nicht aus dem Fenster oder auf der Strasse. Es war eine solche Stimmung erreicht: Hier braucht es nur noch ein Antippen, und das Ganze kippt ab, dann ist es vorbei – und dann Gnade uns. Und so ist ja dann auch alles gekommen. Ich habe zu denen in der Dienststelle gehört, die unter anderem die sofortige Absetzung einiger Leute gefordert haben. Es waren nicht viele, die das gefordert haben, und es war damals durchaus nicht normal, so aufzutreten, zumal ich ja noch zu den Oberen im Obersten Gericht gehörte. Aber gerade diejenigen, die hätten gehen müssen, die wollten ja gar nicht gehen. Und alle hatten einen Grund, so lange auszuhalten – entweder wollen sie etwas wiedergutmachen oder wenigstens bilanzieren, oder sie stellen sich hin und sagen: Was wir gemacht haben, war ja alles Recht und Gesetz, wir haben doch das Gesetz nur angewandt. Das ist das schlimmste Argument, das ist ja nicht einmal Opportunismus, das ist ja schon Vogel-Strauss-Politik. So etwas kann einer sagen, der unabhängig ist und wo die Gewaltenteilung existiert. Aber dort, wo die Einheit der Staatsgewalt herrscht, wo ich als Richter also selber Bestandteil des Machtorgans bin, ist dieses Argument

ausgesprochene Heuchelei. Der Richter hat die Fakten gesetzt. Der Mann auf der Strasse hat zwar mit der Wahl die Rechtfertigung gegeben, aber seine Verantwortung ist im Verhältnis zu der des Richters unverhältnismässig kleiner. Mit einer solchen Argumentation fängt schon die Reinwaschung an. Und aus eben dem Grunde traue ich es mir nicht zu, als Richter weiterzumachen. Nicht, weil ich das Handwerkszeug nicht beherrsche – das traue ich mir schon noch zu. Nur kann man nicht einfach von einer Richterbank zur anderen wechseln, ohne nach der Haltung zu fragen. Ich wäre heute viel zu unsicher, unter anderen Bedingungen, die ich ja bis dahin nicht kennengelernt habe. Mir würde meine Sicherheit fehlen, und es hängt mir doch zu viel aus der Vergangenheit an. Ich habe viele Gespräche geführt, aber nicht mit meinen ehemaligen Kollegen. Ich habe das vermieden, ich habe auch um das Haus selbst immer einen Bogen gemacht. Es hat lange gedauert, bis ich das erste Mal wieder durch die Littenstrasse gelaufen bin, wo ich jahrelang gearbeitet habe. Es ist vielleicht komisch, aber ich hatte ein – wie sagt man so schön auf Deutsch – beschissenes Gefühl. Und das ist noch nicht weg. Es ist keine Tragik, es ist ganz normal, und ich bin ein Typ, der darüber hinwegkommt.

Und wenn Sie mich fragen, ob ich diese Sicherheit bei den Entscheidungen in den vertrauten Verhältnissen hatte oder in der Weltanschauung, die mir jetzt abhandengekommen ist, so muss ich sagen: Die Sicherheit bei den Entscheidungen war in erster Linie dadurch gegeben, dass meine Haltung dahinter stand, einschliesslich der Parteibeschlüsse. Die sagten ja immer auch, was ich in der Justiz zu machen habe, und die Gesetze sagten immer, die Parteibeschlüsse sind für euch verbindlich. In diesem Kreislauf, in dieser gegenseitigen Verpflichtung und Bekräftigung lag wohl meine Sicherheit. Die ist jetzt weg.

(Aufgezeichnet am 20. Februar 1991)

Ich hab' immer gedacht: Der Staat ist wie ein Familienvater

Ekkehard Kaul, geb. 1946, war von 1970 bis 1981 Justitiar, danach 1981 bis 1990 Staatsanwalt am Kreisgericht bzw. beim Generalstaatsanwalt, danach zeitweise Unternehmensberater, jetzt Rechtsanwalt in Berlin-Karow.

Ich stamme aus einer Familie, die politisch engagiert war. Mein Vater war Lehrer. Wir sind im Grenzgebiet zum Westen aufgewachsen. Auch das hat natürlich meine Einstellung zu dieser DDR sehr wesentlich geprägt. Ich wollte – aus dieser Haltung heraus – Offizier werden, bin aber aus gesundheitlichen Gründen abgelehnt worden. Irgendwie war ich ganz schön enttäuscht und vor die Frage gestellt: Was machst du nun? Es sollte natürlich ein Beruf sein, der möglichst meiner Grundeinstellung entspricht (extrem ausgedrückt, Theologie wäre für mich nicht in Frage gekommen) und bei dem ich einigermaßen selbständig arbeiten kann, nach Möglichkeit auch noch mit Menschen zu tun habe. Ich wollte also nicht unbedingt ein Schreibtischarbeiter sein. Durch Empfehlung eines Mitglieds der Kreisleitung der SED Wernigerode, zu dessen Familie wir freundschaftliche Beziehungen hatten, bin ich auf die Juristerei gekommen. Aber ich hab' alles, was mit Gerichten zusammenhing, abgelehnt. Es war mir suspekt, anderer Leute Dreckwäsche zu waschen, und ich hatte ja auch gar keine Ahnung von der Justiz. So hab' ich mich entschlossen, Wirtschaftsrecht zu studieren, weil mir das am geeignetsten erschien. Justitiar in einem Betrieb zu sein, das hielt ich für durchaus erstrebenswert.

1970 habe ich in Jena Wirtschaftsrecht mit Staatsexamen abgeschlossen, als Wirtschaftsjurist, hab' dann in verschiedenen Betrieben gearbeitet, hauptsächlich auf dem Investitionssektor, war auch mal kurzzeitig im Außenhandel tätig, beim Havariekommissar (das ist so eine Gesellschaft, die ausländische Versicherungsgesellschaften auf dem Territorium der DDR vertreten hat: Schadensregulierung), und zum Schluss im Wärmeanlagenbau.

Und gerade in diesem Betrieb, obwohl dort ein gutes Arbeitsklima herrschte, haben sich die Widersprüche, die letztlich zu der Entscheidung führten, aus der Wirtschaft auszusteigen, für mich so eklatant zugespitzt, dass ich für mich überhaupt keine Zukunft auf dem Gebiet sah. Die Selbstherrlichkeit, mit der durch das Baubezirksamt, das Ministerium Energie oder das Bauministerium in den Plan eingegriffen wurde, hat mich dermaßen frustriert – ich war ja verantwortlich dafür, die gesetzlich geforderte Einheit von Plan und Vertrag herzustellen –, dass ich keine Befriedigung gefunden habe. Ich hab’ zwar gut verdient, hatte ein Abteilungsleitergehalt, es gab Treueprämie, es gab Jahresendprämie, aber das Geld alleine macht’s nicht. Wenn man an der Arbeit keine Befriedigung hat, nicht darin aufgehen kann, dann muss man sich was anderes suchen.

Ich habe in dieser Zeit durch die Tätigkeit meiner Frau den damaligen stellvertretenden Generalstaatsanwalt der DDR, Herrn Borchert, kennen gelernt, und er hat mir angeboten oder mich darauf aufmerksam gemacht, dass ich mit diesen Erfahrungen aus der Wirtschaft und meinen Ambitionen, also für die Gesellschaft im Sinne der Gesetzlichkeit was zu tun, in der Staatsanwaltschaft ganz gut aufgehoben wäre. Ich hab’ mir das durch den Kopf gehen lassen, und obwohl ich schon zu diesem Zeitpunkt wusste, dass ich eine finanzielle Einbusse haben würde, stellte ich mir das ganz interessant vor und war auch zu der Auffassung gekommen, dass es eine gute Synthese wäre zwischen meinem ursprünglichen Wunsch, Offizier zu sein, und meiner späteren Ausbildung als Jurist. Und es ist ja kein Geheimnis, dass die Staatsanwaltschaft in der DDR nahezu militärisch organisiert war. Wir hatten zwar keine Dienstgrade und Uniformen, aber es herrschte ein militärisches Regime, so muss man das schon sagen, in dem ich mich nicht unwohl gefühlt habe. Insgesamt. Es gab sicherlich auch Phasen, in denen ich mich, naja, in meiner Freiheit sehr stark eingeengt fühlte, aber das ging unter im Gefühl der Befriedigung an der Arbeit.

Ich hatte das Ziel – so war es mir bei der Einstellung auch zugesagt worden – in der I a [*inoffizielle Bezeichnung für die Abteilungen an den Bezirksge-*

richten, in denen politische Straftaten behandelt wurden] für grössere Wirtschaftsstraftaten zuständig zu sein (und I a ist ja immer etwas Besonderes gewesen). Und darauf habe ich mich gefreut und auch vorbereitet. Ich bin den üblichen Weg gegangen in der Staatsanwaltschaft, hab' also ganz unten im Stadtbezirk angefangen und bin dann über die Fachabteilung beim Generalstaatsanwalt von Berlin bis zum Generalstaatsanwalt der DDR. Bereits beim «General Berlin» war ich in der Abteilung I a, um da reinzuriechen, und damit mich die anderen testen können. Es ist üblich gewesen, auf diese Art und Weise erst mal eine Bewährungssituation zu durchlaufen, und offensichtlich habe ich die damals gut bestanden, ich durfte jedenfalls in die Maternstrasse zum Generalstaatsanwalt der DDR.

Mir hat die Arbeit insgesamt Befriedigung verschafft. Es war keine Arbeit, die einem «Spass» machen kann. Ich habe das immer mit der Tätigkeit eines Chirurgen verglichen – dem macht es mit Sicherheit auch keinen Spass, jemandem das Bein zu amputieren, und genauso wenig kann es einem Staatsanwalt Spass machen, andere Leute anzuklagen. Aber ich habe das – genauso wie der Chirurg seine Tätigkeit sieht – als eine notwendige Massnahme gesehen, um dem Patienten, in diesem Fall dem Straftäter, zu helfen, na ja, damit er seinen – das hört sich vielleicht bisschen phrasenhaft an, aber mir fällt im Moment nichts anderes ein, und wir haben das so gesagt –, «seinen Platz in der Gesellschaft findet». Es sollte dabei nicht darum gehen, einen Gestrauchelten aus der Gesellschaft auszugrenzen, sondern es sollte ihm die Möglichkeit eingeräumt werden (unter Umständen auch mit schwerem staatlichen Zwang, also mit Freiheitsentzug, zu dem ich von Anfang an ein gestörtes Verhältnis hatte, aber er ist gesetzlich so vorgeschrieben), über seine Straftat nachzudenken, unter Umständen auch Sühne zu tun.

Dass es dann in meiner Arbeit in der I a darum ging, vordergründig politische Straftaten zu verfolgen, lag in der Natur der Sache, und ich habe dazu grundsätzlich keine andere Einstellung als zur Verfolgung anderer Straftaten gehabt. (Dieses *gehabt* bitte ich jetzt nicht überzubewerten, im Grunde hat sich an dieser Position bis heute nichts Wesentliches geändert.) Ich war

aber froh, dass ich zu bestimmten Anlässen nicht aktiv werden musste, dass ich zum Beispiel mit den Leuten, die Ausreiseanträge gestellt hatten, kaum etwas zu tun hatte und auch gegen die «Fähnchenfahrer» [*weisse Fähnchen am Auto, um zu demonstrieren, dass man einen Ausreiseantrag gestellt hatte*] nicht aktiv werden musste, vor allem aber nicht gegen die Demonstranten am 17. Januar 1988 eingesetzt worden bin, weil ich da mit Sicherheit in schwere Konflikte gekommen wäre.

Ich muss aber ehrlich sagen, vor die Frage gestellt, handelst du im Sinne deines staatlichen Auftrages, ich glaube, ich hätte gehandelt. Aber ich war froh, dass ich es nicht musste, weil ich dadurch vor diesen Gewissenskonflikten bewahrt blieb.

Vom Grundsatz bin ich so herangegangen: Es hat sich in der Vergangenheit der DDR niemals jemand gegen die Art und Weise der Gesetzgebung aufgelehnt. Alle haben akzeptiert: Es gibt ein gesetzbildendes Organ. Alle sind auch immer artig zur Wahl gegangen, und da ist mir im Augenblick völlig egal, ob das 92% waren oder ob es 98% waren. Auch wenn es nur 88% oder 78% gewesen wären, der überwiegende Teil der DDR-Bevölkerung hat gewählt; er hätte seinen Stimmzettel ungültig machen können, aber das haben sie nicht gemacht. Über 90% haben einen gültigen Stimmzettel abgegeben. Selbst diese Art des Protestes oder der Auflehnung gegen den Staat haben sie nicht gemacht, so dass ich also gar keine Veranlassung hatte, an der Rechtmässigkeit meines Tuns oder an der Rechtsstaatlichkeit unserer Gesetzgebung zu zweifeln. Also: Es gab Gesetze, diese Gesetze waren allen Bürgern bekannt, und auch wenn sie nicht bekannt gewesen wären: Unkenntnis schützt vor Strafe nicht, das ist ein alter bürgerlicher Grundsatz, der auch in der DDR galt, und wer wissentlich gegen Gesetze verstösst, muss sich dafür verantworten. Und als Staatsanwalt, der ich war, war ich dafür verantwortlich, dass diesen Dingen dann entsprechend nachgegangen wurde. Im Rahmen der Gesetzlichkeit. So habe ich meinen Auftrag verstanden, einen staatlichen Auftrag, den wir zugleich als Parteiauftrag verstanden haben.

Aus: Gesetz über die Staatsanwaltschaft der Deutschen Demokratischen Republik vom 7. April 1977:

Kapitel VI

Der Staatsanwalt

§35

(1) Staatsanwalt kann nur sein, wer der Arbeiterklasse und dem sozialistischen Staat treu ergeben ist und über ein hohes Mass an politisch-fachlichem Wissen und Lebenserfahrung, an menschlicher Reife und Charakterfestigkeit verfügt. [...]

Parteiauftrag – das macht ja deutlich, wer konkret, nun sagen wir mal, unser Befehlsgeber war. Natürlich war es so, dass alle Staatsanwälte Mitglieder der SED waren. Wir waren Partei- und Staatsfunktionäre, so haben wir uns selbst gesehen, so haben wir unseren Auftrag verstanden, und so haben wir auch gehandelt. Und wir waren immer davon überzeugt (also ich sag' das am besten nur für mich, vielleicht denkt der eine oder andere tatsächlich anders darüber), dass das, was man tut, im Interesse der überwältigenden Mehrheit unseres Volkes ist. Ja, und das war es, was mir die Befriedigung verschafft hat: die Stärkung der DDR. Natürlich hab' ich die DDR einseitig gesehen, das ist mir schon früher bewusst geworden, aber die Gefahr eines Einseitigsehens, die habe ich damals nicht erkannt. Ich war davon überzeugt, dass das, was wir machen, und auch wie wir es machen, im Wesentlichen richtig ist. «Nur wer nichts macht, macht keine Fehler» – das war auch eine Entschuldigung für viele Fehler, die hier in der DDR geschehen sind, und die ich auch, zumindest aus meinem Verständnis, gesehen habe. Vielleicht habe ich Fehler gesehen, wo keine waren, oder da, wo welche waren, hab' ich sie nicht gesehen. Aber hier in der DDR ist viel gemacht, unter schwierigen Bedingungen gemacht worden. Diese politische Situation, Grenze zwischen den beiden Gesellschaftssystemen, hat uns, so hab' ich das jedenfalls immer gesehen, vor eine Vielzahl besonderer Aufgaben gestellt.

Ich habe da allerdings keine Vergleichsmöglichkeiten, weil ich immer auf die DDR fixiert war, das war mein Staat, in dem ich gelebt habe, in dem ich mich wohl gefühlt habe und für den ich eigentlich auch meine Kraft einsetzen wollte, damit er stark und stärker wird, in unser aller Interesse und natürlich, man kann das ruhig so sagen, sicherlich auch im Interesse der gesamten Menschheit, denn wir haben uns ja immer auf die Fahnen geschrieben: Je stärker der Sozialismus der DDR, desto sicherer der Frieden in der Welt, und die Aktivitäten der DDR-Führung im internationalen Friedenskampf sind ja weltweit anerkannt worden. Also, der Friedensfaktor DDR hatte auch für meine persönlichen Aktivitäten doch eine sehr grosse Bedeutung. Und ich habe in diesem Zusammenhang viele Dinge weggesteckt, die erstrebenswert waren, z.B. dass ich niemals ins kapitalistische Ausland hätte reisen können oder ins neutrale Ausland, das wäre schwierig gewesen. Für mich standen die unmittelbar östlichen Länder offen – natürlich auch nur im Verhältnis zu meinen Spareinlagen, und die waren äusserst beschränkt, denn ich habe durch den Wechsel zur Staatsanwaltschaft einen jährlichen Netto Verlust von 6'000 Mark gehabt, und der war nicht so ohne Weiteres wegzustecken, aber die Arbeit muss Befriedigung verschaffen, dann kann man vieles andere tolerieren. Tja, so sah das aus.

Im Rahmen meiner Tätigkeit beim Generalstaatsanwalt der DDR hatte ich im Sektor Grenze zu tun, das ist also der Bereich, der die Straftaten gegen die Staatsgrenze zu verfolgen hatte. Das betraf nicht nur Sachen, wo es um Flucht aus der DDR ging, sondern auch um Menschenhandel, Schleusung und solche Dinge. Ich kann nicht sagen, dass ich dabei vom Grundsatz her Skrupel gehabt hätte. Deshalb würde ich es aus rechtlicher Sicht für falsch und nicht vertretbar halten, wenn alle 213er [*ungesetzlicher Grenzübertritt*] unter die Rehabilitierung fallen sollten. Natürlich gab es immer wieder Fälle, wo ich mir sagte, hier hätte man die persönlichen Beweggründe des Einzelnen stärker berücksichtigen müssen, persönliche, familiäre Konfliktsituationen oder solche aus dem Arbeits- oder Ausbildungskollektiv. Aber diese Möglichkeit bestand für den Staatsanwalt kaum.

Ich bilde mir ein, ohne überheblich zu sein, dass meine Lebenserfahrungen grösser waren als die vieler Staatsanwälte, die sich mit den gleichen Problemen zu beschäftigen hatten wie ich. Besonders dann, wenn sie von Anfang an in der Staatsanwaltschaft und dann möglicherweise nur im Bereich der politischen Abteilung tätig waren.

Ich weiss noch, als ich in Friedrichshain angefangen habe: – so etwas wie Westfernsehen oder Westradio, oh, das durfte man gar nicht erwähnen. Dann die Geheimniskrämerei um viele Dinge, die uns in der täglichen Arbeit fürchterlich beschäftigten und die man dann auch aus den Westmedien mal zur Kenntnis nahm. Aber austauschen konnte man sich da nicht, also musste ich mir andere Gesprächspartner suchen. Ja, und die hab' ich natürlich auch gefunden, in meinem Bekannten- und Freundeskreis. Es gab immer wieder Leute, die zwar in ähnlichen Funktionen arbeiteten wie ich, die das aber in ihren Dienststellen toleranter handhabten. Aufgrund dieser Erfahrungen kam ich also gelegentlich in Konfliktsituationen, weil ich meinte, hier müsste man andere Massstäbe anlegen. Aber da uns durch das Untersuchungsorgan, insofern es sich um das MfS handelte, die Orientierung vorgegeben war zum Strafmass, hatten wir als anklagevertretende Staatsanwälte kaum einen Ermessensspielraum. Also wenn eine Freiheitsstrafe vorgesehen war, dann musste die eben kommen, auch wenn sich aus der ganz konkreten Situation durchaus Anhaltspunkte ergeben haben, dass hier eine Verurteilung auf Bewährung angemessen wäre. Selbst wenn das Arbeitskollektiv gesagt hat: Wir übernehmen die Bürgschaft, denn das ist nicht typisch für den, der geht dort kaputt, auch dann hatten wir – ich muss das mit aller Brutalität so sagen, auch wenn das auf mich selbst zurückfällt – keine Möglichkeit, etwas gegen eine Freiheits-Strafe zu unternehmen.

Wir sind mit einem Strafvorschlag in die Verhandlung gegangen, das heisst, wir haben unsere Gedanken zur Strafe auf einem Handzettel, der in der Handakte verblieb, vermerkt, wobei es auch für diese Strafvorschläge entsprechende Kriterien gab. Also der schwere Fall z.B., der musste eine Freiheitsstrafe bringen. Diese Strafvorschläge sind dann durch die Fachabteilung oder durch den Abteilungsleiter abgesehen worden. Hätte ich auf

eine Bewährungsverurteilung orientiert, hätte ich meine Gedanken natürlich begründen können und auch müssen, das ist klar, aber ich wusste aus Erfahrung, dass ich mit einem solchen Vorschlag nicht durchkomme. Also blieb dann nur die andere Möglichkeit, die ich dann auch, soweit das machbar war, praktiziert habe, dass wir an der untersten Grenze des vorgesehenen Strafvorschlages geblieben sind und dann versucht haben, vor Ablauf der Strafe Strafaussetzung auf Bewährung zu beantragen. Ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen, dass ich in solchen Fällen (und ich erinnere mich da an ein junges Mädchen, das sich dann später das Leben genommen hat) irgendwie, ich will nicht sagen, zerrissen war, aber es hat mich bewegt, weil ich gern andere Lösungen gehabt hätte, aber einfach so ohnmächtig war, nicht helfen konnte, so wie ich mir das vorgestellt habe und wie ich eigentlich auch meinte, so würde unser Auftrag sein. Es ging ja nicht darum, den Leuten den Kopf abzureissen, sondern ihnen zu helfen.

Was das erwähnte Mädchen angeht: Am ersten Sonntag im Jahre 1986 hatte ich Haftdienst als Staatsanwalt, das heisst, ich sass im Präsidium – immer sonn- und feiertags sind dort ein Haftstaatsanwalt und ein Haftrichter gewesen, um dann gegebenenfalls Haftbefehle zu beantragen bzw. zu erlassen –, und es wurde mir ein junges Mädchen vorgeführt, damals 18 Jahre alt, die an einer Grenzübergangsstelle gestellt wurde, weil sie zu ihrem Freund nach Westberlin wollte, den sie bei einer Disko hier kennengelernt hatte. Es war eine Kurzschlussreaktion, da sie sich mit ihrer Mutter entzweit hatte und keinen anderen Halt sah – einen Vater gab's nicht mehr –, als zu ihrem Freund zu gehen.

Nach den Umständen, unter denen sie festgenommen worden war, war eine Inhaftierung nach dem Gesetz gerechtfertigt, denn der Straftatbestand des § 213, also versuchter ungesetzlicher Grenzübertritt, enthält von sich aus schon die Fluchtgefahr. Also wer über die Grenze will, der will weg, und wenn ich den jetzt draussen lasse, dann will der immer noch weg, also hab' ich den Tatbestand der Fluchtgefahr, einen wesentlichen Haftgrund, und demzufolge war der Erlass des Haftbefehls gerechtfertigt.

Es war ein Mädchen aus Hohenschönhausen, und da ich in diesem Zeitraum in Hohenschönhausen tätig war, hatte ich auch die weiteren Ermittlungshandlungen zu tun und merkte schon beim ersten Gespräch (bei den folgenden hat sich das dann vertieft, weil ich auch entsprechend auf sie eingewirkt habe), dass sie eingesehen hat: rüberzugehen ist nicht der Weg. Ich habe meine Mutter hier, habe meine Oma hier, und das mit dem Freund ist auch nicht so tief, dass ich dafür unbedingt meine Familie verlassen müsste. Wenn sie rübergegangen wäre, hätte es ja keine Möglichkeit mehr gegeben, mal zur Mutter oder zur Oma zu kommen. Sie hatte sich also entschlossen, hierzubleiben. Aber zwischenzeitlich war dann die Gerichtsverhandlung, und sie hat eine Freiheitsstrafe von, ich glaube zehn Monaten, vielleicht auch einem Jahr, das kann ich jetzt nicht mehr so genau sagen, bekommen.

Der Rechtsanwalt hat dann auch gleich – sie war durch Herrn Hartmann vom Büro Vogel vertreten – auf Rechtsmittel verzichtet, also das Ding ging über die Bühne wie viele dieser Fälle, völlig problemlos. Aber aufgrund ihrer Einsicht oder ihrer Erklärung, dass sie hierbleiben wollte, und auch wegen des persönlichen Eindrucks, den ich schon bei der Verhaftung hatte, dass das eigentlich eine ganz dumme Situation war, eine Konfliktsituation, die mit der Gesellschaft überhaupt nichts zu tun hatte, habe ich mir schon damals vorgenommen, hier musst du helfen, hier musst du dafür sorgen, dass beizeiten eine Strafaussetzung auf Bewährung erfolgt. Ich habe also Führungsberichte der Strafvollzugseinrichtung abgefordert, die anfangs nicht so gut waren. Sie war in der ersten Phase so ein bisschen quengelig und stänkerte da rum, aber dann wurde sie allmählich arbeitsam, und Ende Juli zeichnete sich ab, dass sie sich ganz prima machte. Zwischenzeitlich hatte ich mit ihr schon Kontakt gehabt (sie hatte keinen Zehnklassenabschluss, war also nach der achten Klasse aus der Schule gegangen, hatte nur den Haushalt ihrer Mutter geführt, nichts gelernt) und sie gefragt, was sie für eine Tätigkeit ausüben wollte. Sie wollte in der Natur sein und mit Menschen zu tun haben, Tierpark oder Gärtnerei oder so was. Und da hab' ich ihr eine Arbeit vermittelt, in der Gärtnerei in Hohenschönhausen und konnte

dann bis zum August die Strafaussetzung auf Bewährung durchsetzen. Sie ist entlassen und auch so eingegliedert worden, wie ich das für sie und ihrem Sinne vorbereitet hatte.

Es lief alles ganz prima. Sie kam dann auch mal mit ihrer Mutter und erzählte, dass ihr die Arbeit Spass macht und sie im Kollektiv gut aufgehoben ist. (Die Kaderabteilung ihres Betriebes bestätigte mir das.) Und im November gleichen Jahres kriegte ich dann über die Lagemeldung – das ist der Bericht der Volkspolizei über die Ereignisse der letzten 24 Stunden im Territorium – die Information, dass sich dieses Mädchen in der Wohnung aufgehängt und einen Zettel hinterlassen hatte: *Ich wollte die Freiheit haben.*

[G. F: Vielleicht hatte sie das Gefühl, dass es für Freiheit nicht reicht, aus dem Gefängnis entlassen zu werden?]

Das hätte ich damals nicht denken können. Ich konnte ja, wie schon gesagt, auch selber nicht ins kapitalistische Ausland reisen und hatte mich damit abgefunden. Mich hat die Sache fürchterlich belastet, weil ich eigentlich bis zu diesem Zeitpunkt der Auffassung war, sie ist zufrieden, hat das, was sich zum Jahreswechsel ereignet hatte, abgeschlossen, weggesteckt, und ist einen neuen Weg gegangen, hat einen neuen Anfang oder überhaupt einen Anfang ihres Lebens genommen. Ich habe mich immer wieder gefragt, wo ist dein Anteil daran, deine Schuld an dieser Entwicklung. Und ich kann beim besten Willen keine Antwort darauf geben. Ich habe immer gedacht, dass ich ihre Mutter mal wieder treffe. Ich habe sie aber nicht gesucht, vielleicht hätte ich das mal machen sollen, aber ich weiss nicht, was es gebracht hätte, möglicherweise hätte sie mir noch schwere Vorwürfe gemacht. Vielleicht hatte ich auch Angst davor, dass sie mir Vorwürfe macht ... Ich hab' für mich keine Schuld gesehen, aber es muss ja was dran sein, ich hab' ja keinen unmassgeblichen Anteil an ihrem Leben, und da meine Einflussnahme auf ihr Leben relativ kurz vor ihrem Selbstmord war, muss ja irgendein Zusammenhang bestanden haben. Man kann es jedenfalls nicht völlig ausschliessen.

Und noch eine andere Geschichte: Ein junges Mädchen, auch so 19, 20 Jahre alt, eigentlich im wohlbehüteten Elternhaus oder in geordneten Familienverhältnissen, lernt einen ungarischen Staatsbürger kennen, verliebt sich in ihn oder meint, sich in ihn zu verlieben, und will zu ihm. Die Eltern haben was dagegen, weil sie Konflikte befürchten, die sich aus dieser internationalen Ehe ergeben könnten, aber man plant trotzdem gemeinsam einen Familienurlaub in Ungarn. Die Eltern beharren aber darauf: Mädchen, mit dem Ungarn lässt du dich nicht ein, das wollen wir nicht. In dieser Situation geht die Tochter zur Polizei und sagt: Meine Eltern wollen die nächste Gelegenheit, nämlich wenn wir in Ungarn sind, nutzen, um von dort aus über Österreich in die Bundesrepublik zu kommen. Und das reichte aus, gegen alle Familienangehörigen, das waren drei Kinder und die Eltern, Ermittlungsverfahren einzuleiten. Bis auf die jüngste Tochter, die war sechzehn (und die Anzeigerstatterin natürlich), sind sie alle erst mal inhaftiert worden. Die Mutter und der Bruder kamen nach etwa einer Woche wieder raus, und der Vater nach sechs oder acht Wochen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich nämlich das Mädchen offenbart, nachdem sie mitbekommen hatte, was sie angerichtet hat, dass ihre Denunziation falsch war, also nicht nur menschlich falsch, sondern dass sie ihren Eltern fürchterliches Unrecht getan hat.

Ich habe daraufhin das Ermittlungsverfahren eingestellt, aber es war erst mal gar nicht so einfach, den Vater und den Bruder – obwohl sich schon bald abzeichnete, dass die Beschuldigungen falsch sind – aus der Untersuchungshaft rauszukriegen. Dann haben wir sie rausgeholt, aber die Familie behielt den PM 12, diesen provisorischen Personalausweis, und das war das Schlimmste, was dieser Familie passieren konnte, weil sie sich dadurch als Bürger 3. Klasse fühlen musste, denn überall, wo sie hinkamen, ob es auf der Sparkasse war oder wenn sie irgendwo ihren Personalausweis vorlegen mussten, dann legten sie, die tatsächlich unbescholtenen Bürger, einen PM 12 vor, von dem jeder annehmen musste, dass ihn nur jemand bekommt, der ein «Antragsteller» ist oder in anderer Weise ein Strafverfahren hat, dass sie

also Menschen sind, die deswegen in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt werden sollen (das war ja das Anliegen des PM 12). Freier Reiseverkehr in die ČSSR war damit also unmöglich. Und ich habe gekämpft, das hört sich so theatralisch an, aber ich hab's wirklich versucht, immer wieder, bei der Polizei und auch bei der Kreisdienststelle der Staatssicherheit, die bei solchen Entscheidungen eine massgebliche Rolle zu spielen hatte, diesen Leuten ihren ordentlichen Personalausweis wiederzugeben, weil nämlich hier die Gefahr bestand, dass sie dann einen Ausreiseantrag stellen, denn sie fühlten sich verraten, nicht nur von der Tochter, sondern auch von der Gesellschaft. Es führte aber einfach kein Weg rein.

Die Familie hat dann tatsächlich einen Ausreiseantrag gestellt, nach anderthalb oder zwei Jahren, weil dieses Problem einfach nicht gelöst wurde. Zu diesem Zeitpunkt war ich dann schon nicht mehr in Hohenschönhausen. Das ist keine Entschuldigung, aber es wurde einfach nicht gelöst. Sie sind dann weg, alle fünf, in die Bundesrepublik, das muss 1989 gewesen sein. Und das sind Dinge, mit denen ich absolut nicht konform gehen konnte. Das widersprach meinem Gerechtigkeitsinn. Der PM 12 war sowieso was ganz Schlimmes, und ich habe für diese Verfahrensweise nie Verständnis gehabt.

Einmal – da war ich noch im Friedrichshain – hatten wir da einen jungen Mann, der mächtig mit uns rumstänkerte und eines Tages dann sagte: Wissen Sie, wenn Sie hier nicht machen, was ich will – ich weiss jetzt nicht mehr im Einzelnen, worum es ihm ging –, dann fahr' ich jetzt ins Erzgebirge, und dann hau ich ab. Ich bin anschliessend zu meinem Dienststellenleiter gegangen und hab' ihm das Problem geschildert und dass ich damit nicht zurandekomme. Mein Dienststellenleiter hat sich ans Telefon gehängt, hat irgendwo angerufen, ich weiss nicht wo, hat das durchgegeben, und sagte mir dann: *Der kommt gar nicht bis dorthin. Man wird ihn zu Hause besuchen, gleich in einer Stunde steht man bei ihm vor der Tür und wird ihm einen PM 12 verpassen.* Da ist mir das erste Mal bewusst geworden, welche Macht so ein Staatsanwalt hat, und da hab' ich Angst gehabt vor dieser Macht. Ich bin später niemals wieder in eine derartige Situation gekommen, aber schon, dass es möglich ist, Leute hinzuschicken, die ihm

seinen Ausweis abnehmen, um seine Bewegungsfreiheit einzuengen ... Das hat mich doch in irgendeiner Form erschüttert. Andererseits – ich gehörte ja noch nicht lange zur Staatsanwaltschaft – ich war natürlich gebauchmiezelt, dass ich zu denen gehöre, die solche Macht haben. Trotzdem – wissen Sie, war das so ein Ereignis, das einem aufgrund der negativen Empfindungen, die man dabei hat, ewig in Erinnerung bleibt.

Die Zusammenarbeit der Staatsanwaltschaft mit dem MfS-Untersuchungsorgan war – so hab' ich das empfunden – kollegial. Mit der Bezirksverwaltung Berlin des MfS hatte ich nicht allzuviel zu tun. Ich habe mal ein Verfahren dort bearbeitet, das war ein Wirtschaftsverfahren, umfangreiche Schnapsschiebereien, das war eine Sache, die hat mir gelegen, und da hab' ich auch mein Untersuchungsorgan als Partner gesehen, so würde ich das überall sagen. Das waren Leute, die engagiert rangegangen sind, die eine saubere Ermittlungsarbeit gemacht haben, und so habe ich sie auch später beim Generalstaatsanwalt der DDR kennengelernt, in der Hauptabteilung IX (Untersuchung), wobei ich da auch nur mit der Arbeitsgruppe zu tun hatte, die Grenzsachen, Schleusungen und so, machte.

Nach meinem Dafürhalten war das eine sehr solide Ermittlungstätigkeit, sehr korrekt, auch im Umgang mit uns, auch gegenseitig, was die Sachbearbeiter angeht, General Pfister, der Leiter der Hauptabteilung IX, war eine von uns anerkannte Persönlichkeit, die wir geschätzt haben.

Ich habe mir damals keine allzu grossen Gedanken darüber gemacht (das ist mir wesentlich später erst zu Bewusstsein gekommen), dass wir nur Mittler, ja eigentlich Statisten waren, die Staatsanwälte, im Verhältnis zum MfS. Mittler für das, was vom Politbüro der SED über den Minister für Staatssicherheit, oder vom MfS festgelegt, dann durch uns bis zum Gericht ging. Wir haben eigentlich auf die Einleitung des Ermittlungsverfahrens, ob nun Haftbefehl beantragt werden sollte, oder ob er wieder rauskommt aus der Haft, tatsächlich keinen Einfluss gehabt, das muss ich jedenfalls für meine Strecke sagen. Uns wurden die Vorgänge vorgelegt. Bei der Einleitungsverfügung, da wurden wir nicht gefragt: Sollen wir, das Untersuchungsor-

gan, Ermittlungsverfahren einleiten, Staatsanwalt, was meinst du dazu, sondern *die* haben eingeleitet. Da wurde ein Haftvorschlag vorbereitet, das war nicht mal vorher abgestimmt: Wir müssten den jetzt in Haft nehmen, was meint ihr dazu?

Bei den Grenzsachen ging das in der Regel auch nicht, weil da wirklich Gefahr im Verzüge und eine sofortige Reaktion notwendig war. Wobei ich nicht ausschliessen will, dass vorher schon operative Massnahmen stattgefunden haben, also eine (oftmals sehr aufwendige) Observierung, oder Recherchen, die letztlich zu der Entscheidung führten: Heute müssen wir zuschlagen. Und da konnte kein Staatsanwalt mehr gefragt werden, weil diese operativen Massnahmen ja ausserhalb eines Ermittlungsverfahrens liefen, lediglich auf Verdachtsmomente hin. Also wir haben erst Kenntnis erhalten, wenn ein Ermittlungsverfahren eingeleitet war, und unser Ermessensspielraum, der war extrem klein, also wir konnten ... ja, was konnten wir eigentlich entscheiden? Ich habe eine Wohnungsdurchsuchung angeordnet, aber auch nur auf Vorschlag des Untersuchungsorgans. Unser Entscheidungsspielraum war wirklich gleich Null, und genauso betraf das dann die Anklageerhebung. Die Ermittlungsergebnisse waren qualitativ so, dass wir nichts daran zu deuteln hatten. Und man konnte auf Grundlage des Abschlussberichts eine hervorragende Anklage machen, aber die anklageerhebenden Staatsanwälte hatten schon Vororientierung, das und das sollte in etwa rauskommen, und dann hiess das: Gib uns bitte die Anklage und deinen Strafvorschlag zurück. Beispielsweise Strafaussetzung auf Bewährung zu beantragen war für den Staatsanwalt allein nicht möglich, auch da hat das MfS gesagt: Also der schnell raus, der sitzt ab ... Ja, so war die Situation.

Wissen Sie, im Sommer 1989 waren wir fast verzweifelt, in der Familie. Wir waren auf der Insel Hiddensee, es hat uns dort sehr gut gefallen, obwohl die Versorgungslage schlecht war. Und wir haben alle möglichen Nachrichten verfolgt und waren erschüttert über diese Absatzungsbewegung über Ungarn und die ČSSR, und dass in unseren Medien und auch von unserer Staatsführung überhaupt nicht darauf reagiert wurde. Wir dachten, das kann doch nicht sein, man muss doch was machen, es muss doch eine Lösung ge-

ben dafür. Dabei hatten wir schon seit Langem gehofft, dass sich eine Veränderung in unserer Partei- und Staatsführung vollzieht, eine altersmäßige Erneuerung, um auch die Politik zu aktivieren. Auch ruhig ein bisschen im Sinne von Perestroika. Wir haben sehr skeptisch, aber auch neidvoll in die Sowjetunion geguckt. Skeptisch, weil wir dachten, das kann doch nicht gut gehen, was der da macht, der Gorbatschow, aber er geht neue Wege, und neue Wege müssen wir auch gehen. Wir müssen aus eingefahrenen Gleisen raus. Insofern war das ganz schlimm, dass wir im Sommer '89 miterleben mussten, dass unsere Partei- und Staatsführung tatenlos zusah, wie unser Volk ausblutete und unsere Wirtschaft und unsere Gesellschaft immer maroder wurden.

Ich hab' immer gedacht: Der Staat ist wie ein Familienvater, der über das Wohl und Wehe seiner Kinder wachen muss, und wenn er sieht, dass sein Kind eine Dummheit machen will, dann muss er was dagegen tun und das Kind vor dieser Dummheit bewahren, und ich kann doch nicht zusehen, wie mein Kind in den Brunnen fällt. Also hab' ich das nicht verstanden...

Und dann am 7. Oktober – ich konnte nach einem Sportunfall noch gar nicht so richtig laufen – dachte ich: Du musst zur Parade gehen. Das ist eine so angespannte Situation, und wer weiss, wer da überhaupt hingeht und unserer Staatsführung zuwinkt, und Gorbatschow ist da, und du musst schon da sein, um für die Medien und fürs Fernsehen bisschen Masse mit zu bilden. Und da bin ich hingegangen und habe auch Leute getroffen, die ähnlich dachten wie ich, aber es waren nicht allzu viele. Und dann kriegte ich mit, was sich so in der Stadt abgespielt hat. Diese Auseinandersetzungen.

Ich bin dann mit dem Fahrrad durchs Zentrum geradelt und sah überall – das war ja für mich etwas völlig Neues und Erschütterndes eigentlich – diese Mannschaftswagen von der Polizei mit den Räumschildern stehen. Das war wie Belagerungszustand. Und überall liefen die zivilen Leute rum und auch Polizisten mit ihrer Schutzausrüstung, die ich vorher noch nie gesehen hatte. Und ich dachte, jetzt ist die Konterrevolution da. Das war für mich ganz schlimm, und ich war schon drauf und dran – zumindest innerlich

habe ich mich damit beschäftigt –, jetzt gehst du zum Wärmeanlagenbau, da warst du mal in der Kampfgruppe, du weisst, die sind bestimmt da unten im Keller und ziehen sich grade an, und da reihst du dich mit ein. Und ich glaube, ich wäre mit auf die Strasse gegangen, um gegen die von mir angenommene Konterrevolution zu gehen. Da war ich auch nicht der einzige, der so dachte. Und später kriegte ich dann mit, Mensch, das ist ja alles ganz anders. Das, was die da wollen, die da auf die Strasse gehen, das willst du ja eigentlich auch. Eine Veränderung in unserer Gesellschaft. Dass hier endlich sich mal wieder was bewegt. Dass die Leute hierbleiben.

Diese *Wende* hab' ich sehr begrüsst. Ich hab' mir auch einiges versprochen von dieser neuen Führung, die ja dann eigentlich die alte Führung war. Aber ich glaube, der Druck war insgesamt zu gross und die Beweglichkeit der neuen Parteiführung zu gering, um diesen angedeuteten Weg erfolgreich zu gehen. Wir waren nicht in der Lage, das, was wir eigentlich wollten, in einer auch für die Bevölkerung erträglichen Zeit umzusetzen. Es musste schnell was verändert werden, aber das ging nicht, dazu waren wir alle – da schliesse ich mich mit ein – noch zu sehr mit dem verflochten, was wir heute das «Alte Denken» nennen.

Der 9. November mit der Maueröffnung kam für mich wie für alle völlig überraschend, und ich habe gesehen, weil ich ja nun unmittelbar im Grenzbereich wohne – ich kucke auf die Heinstrasse –, dass da eine Menschenmenge, eine Bewegung war, als wenn die Menschen zur Demonstration laufen. Und ich hab' gedacht: So hätten sie früher zur Arbeit laufen müssen, dann würde es uns heute nicht so gehen. Dass sie *dahin* liefen, war ganz schlimm. Ich habe 14 Tage gebraucht, ehe ich selbst da übergehen konnte. Man kann sich dem ja nicht verschliessen, und eine gewisse Neugier ist auch da. Ich war ja vorher niemals in der Bundesrepublik oder in Westberlin, habe zwar in unmittelbarer Nachbarschaft gelebt, aber das war für mich unerreichbares Ausland. Und nun auf einmal das da... Und wenn man überging, kriegte man 100 DM. Es hat sich so viel in mir dagegen gewehrt, und ich hab' mir auch das Geld nicht beim ersten Mal geholt, weil wir – meine Frau und ich – hingegangen sind mit – doch: irgendwie mit Angst. Ich kann

gar nicht beschreiben, wovor ich eigentlich Angst hatte, aber das war vielleicht schon das Gefühl der Einvernahme. Man ist uns dort freundlich entgegengekommen, ich habe bis heute auch kaum jemand in Westberlin kennengelernt, der nicht ein freundliches Gespräch mit mir geführt hätte, der mir unfreundlich entgegengetreten wäre. Aber das ist eine ganz andere Welt, und das ist immer noch nicht meine Welt, obwohl seitdem schon so viel Zeit vergangen ist. Auch im Denken ist das so. Man sieht zwar nichts mehr von der ehemaligen Grenze, von der Mauer, das ist alles weg, aber die Mauer in den Gedanken, die ist noch da. Vielleicht gibt sich das irgendwann einmal.

Ich will nicht sagen, ich würde was dafür geben, dass man die Geschichte zurückdreht, das wäre übertrieben, das wäre Quatsch, die Entwicklung ist logisch, dass musste so kommen, und das haben wir ja auch gelernt, dass man die Geschichte nicht zurückdrehen kann. Trotzdem muss ich sagen, manchmal – Sie kennen doch den Witz, in dem Mielke in Beelitz anruft und zu Honecker sagt: Erich, kannst wieder rauskommen, die Übung ist beendet –, manchmal träume ich auch, die Übung wäre beendet, es wäre alles nur ein Scherz gewesen. Aber es ist leider bittere Wahrheit. Wenn ich mir vorstelle, dass wir möglicherweise bis zum Jahresende 1991 40% Arbeitslose in der ehemaligen DDR haben ... Das ist doch schlimm. Oder wie man versucht, Leute bloss aufgrund ihrer reinen Tätigkeit in einer bestimmten Institution oder der Mitgliedschaft in einer bestimmten Partei auszugrenzen aus der Gesellschaft, ohne zu prüfen, was habe die denn ganz konkret gemacht, haben sie sich auch nach unserem neuen Rechtsverständnis schuldig gemacht gegenüber der Gesellschaft? Da reicht es aus, dass ein Kraftfahrer fürs MfS gefahren ist, der darf kein Postbote, kein Heizer mehr sein, was soll man denn mit diesen Leuten machen? Man schafft doch damit ein Potential, das der Entwicklung dieses Deutschlands überhaupt nicht dienlich sein kann. Wenn man bedenkt, dass das MfS in Berlin über 85.000 Mitarbeiter hatte, die ja fast alle das gleiche Schicksal haben, nunmehr nämlich arbeitslos, existenzlos sind. Wenn die sich organisieren, und dann kommen noch die Polizisten dazu, die Parteiarbeiter und andere aus dem ehemaligen Staatsapparat. Was die für eine Macht darstellen könnten.

Geändert hat sich mit dem Ende der DDR – auf alle Fälle – und das gilt durchgängig für das, was mich so bewegt: Ich habe meine Gläubigkeit abgelegt. Aber ich vertraue auf den Menschen – das hat sich nicht geändert. Ich bin davon überzeugt, dass jeder Mensch vom Grunde her erst mal Gutes will. Aber das, was ich früher bedingungslos in dieser Art auch meiner Parteiführung zugebilligt habe, das hat sich erledigt. Insofern habe ich ständig Zweifel an der Richtigkeit irgendwelcher Entscheidungen, ob sie mich nun betreffen oder auch nicht, aber ich nehme das nicht alles so hin, als müsse das so sein.

Ich habe noch nie in meinem Leben etwas gegen meine Überzeugung getan. Bewusst und dauerhaft. Und die Tätigkeit als Staatsanwalt habe ich acht Jahre ausgeübt, und die habe ich bewusst ausgeübt, und auch in einem Alter, in dem man ganz bewusst handelt (als ich da anfang, war ich 36 Jahre alt). Ich hätte das einfach nicht machen können, dauerhaft wider meine Überzeugung handeln. Und wenn ich nicht der Auffassung gewesen wäre, dass das, was ich da mache, richtig und notwendig ist, hätte ich das nicht gemacht. Ich hätte es nicht gemacht.

Wenn ich wieder Staatsanwalt werden würde – ich spekuliere jetzt mal so, obwohl ich weiss, dass das nicht sein wird –, würde ich versuchen, diese neue Lebensart, die ich mir jetzt so aneignen, natürlich auch in dieser Tätigkeit mit zu praktizieren, also ich würde nicht alles bedingungslos hinnehmen, mich mit den Dingen auseinandersetzen, und wenn ich Zweifel hätte, Bedenken zu bestimmten Dingen, so wie ich sie früher in meiner staatsanwaltschaftlichen Tätigkeit hin und wieder hatte, diese Bedenken nunmehr konsequent durchsetzen, wobei dann die Konsequenz darin bestehen würde – und das muss ich erst mal so pauschal sagen –, dass ich sagen würde: Also diesen konkreten Fall lehne ich ab zu bearbeiten, oder: Die Entscheidung trage ich nicht mit. Es würde kaum dazu führen – und das kann ich sagen, egal was ich später machen werde –, die Tätigkeit insgesamt niederzulegen, weil mir eine Einzelentscheidung widerstrebt. Dazu bin ich, glaube ich, nicht der Mensch. Ich will nicht sagen, dass ich da mein Fähnlein nach dem

Winde hänge, aber so ein bisschen, na ja, Lebenswille ist ja da, und wer hängt sich unbedingt gern die Schlinge um den Hals. Also muss man versuchen, auch in diesem Leben Kompromisse zu finden, und ich betrachte das als einen vertretbaren Kompromiss. Vielleicht sehen Sie das anders.

Ich würde mich dagegen wehren, wenn mir jemand sagen würde, er habe das alles nicht gewusst. Wer hier staatstragend tätig war, der kannte die Grundzüge unseres Systems. Der kannte nicht alle Einzelheiten. Zum Beispiel beim MfS. Auch ich nicht, obwohl ich dort eine Zeitlang ein- und ausgegangen bin. Ich hab' Ihnen ja erzählt, wie erschüttert ich war, als ich mitgekriegt habe, dass ich bei einem Verhör selber abgehört wurde. Das hat mich im Nachhinein umgehauen. Aber vom Grunde her wusste ich, wie es lief. Ich fand es nicht immer schön, aber ich fand es notwendig. Es ging sogar so weit, dass ich innerlich akzeptiert habe, dass die Herren, als sie mich überprüft haben, auch in meiner Wohnung waren. Ich hab' niemals Anzeichen dafür gefunden, aber ich hab' es nicht ausgeschlossen, dass sie da waren: Wie wohnt er denn, wie lebt er denn, was hat er denn für Bücher? Man muss sich ja ein Bild machen über den Menschen. Na und – da waren sie eben drin. Hab' nichts zu verbergen. So mache ich das heute eigentlich auch. Ich habe auch heute nichts zu verbergen. Und wer von mir wissen will, wes Geistes Kind ich bin, dem sag' ich das. Das ist nicht immer gut, das hab' ich unterdessen auch schon mitgekriegt. Aber ich kann mich nicht so absolut verändern, bloss weil die Situation das nun erfordert. Das wird ein Prozess werden, der mir sehr schwerfallen wird. Ich weiss auch nicht, ob ich bestehe.

Ich habe, was die Wirkung des Buches angeht, so meine Zweifel, aber ich unterstütze das Projekt, weil es für mich ... Ich betrachte das für mich selbst als einen Teil Schuldabbau oder Wiedergutmachung, vielleicht. Es kostet mich ganz schön Überwindung, ich muss Ihnen das ganz ehrlich sagen, aber es hilft mir ein bisschen auf die Beine, weil man sonst kaum Möglichkeiten hat, wiedergutzumachen. Und wenn es heute aus einzelnen meiner Bemerkungen klingt, als wäre ich mir im Einzelnen meiner Schuld nicht bewusst,

dann stimmt das erst mal, aber ich hab' Anteil an dem, was in der DDR geschehen ist, also auch an dem, was Schlechtes geschehen ist. Auch daran hab' ich Anteil. Und ich muss sehen, dass ich möglichst viel dazu tue, um, naja, wiedergutzumachen.

(Aufgezeichnet am 12. Februar 1991)

Ich habe zu lange gebraucht, um meine Angst vor dem System zu überwinden

Marlis Hübner, geb. 1955, war von 1980 bis 1989 Assistentin für Strafrecht an der Martin-Luther-Universität Halle bzw. an der Humboldt-Universität Berlin, 1989 Ausreise in die Bundesrepublik, arbeitet jetzt als Juristin.

Was ich alles werden wollte...! Jedenfalls nicht Jurist. Vielleicht Tierarzt: Ich bin auf dem Dorf gross geworden, fühlte mich auf dem Lande wohl und glaubte schon, das wäre der richtige Beruf für mich. Meine Eltern waren jedoch dagegen. Also lernte ich nach dem Abschluss der 10. Klasse einen «ordentlichen» Beruf: Wirtschaftskaufmann. Nebenbei ging ich zur Abendschule und legte dann 1975 die Reifeprüfung ab. Nun stand mir eigentlich alles offen. Ich hatte aber nicht den Mut, mich für einen Studienplatz der Veterinärmedizin zu bewerben. Im Betrieb arbeitete ich in regelmässigen Abständen mit dem Justitiar zusammen. Das fand ich ganz interessant. Mit diesen Vorstellungen von juristischer Arbeit entschied ich mich für ein Jurastudium.

Komischerweise wollte ich nicht Richter oder Staatsanwalt werden, Justitiar – das reichte mir. Studiert habe ich Wirtschaftsrecht an der Martin-Luther-Universität in Halle. Zur Studienzeit gibt es nicht viel zu sagen: Wir waren gehorsame Schüler! So sehr mich die Vorlesungen in Marxismus-Leninismus, Staats- und Rechtslehre usw. auch langweilten, ich hatte mich längst ausgeblendet. Ich las sämtliche greifbaren Werke von Hemingway oder ging einfach nicht zu den Lehrveranstaltungen. Hauptsache, man arbeitete vor den Prüfungen und fiel sonst nicht negativ auf. Ich konnte mich nie so recht mit dem Studium identifizieren, habe auch mehrfach überlegt, ob ich einfach alles hinschmeisse. Aber da waren Freunde und die angenehmen Seiten des Studiums, also blieb ich.

Nach dem Studium arbeitete ich in einem Möbelbetrieb als Justitiar. Das war so ein Betrieb mit Produktionsanlagen wie im vorigen Jahrhundert, viel Handarbeit und regelmässigen Plankorrekturen. Ich war oft frustriert. Mit

rechtlichen Mitteln konnte man wenig ausrichten. Das Wirtschaftsrecht war zur Feuerwehr verkommen und überall, wohin ich zum Einsatz geschickt wurde, lag schon alles in Schutt und Asche.

Nach einem Jahr war ich heilfroh, als ich an der Universität eine *planmäßige Aspirantur* (genauso hiess das!) angeboten bekam. Endlich hatte ich meinen Platz gefunden. Ich promovierte über Fragen der Verantwortung und Verantwortlichkeit von Betriebsärzten. (Die genaue Formulierung des Themas würde noch heute die Germanisten aufschreien lassen.) Daneben hielt ich Seminare in Strafrecht, verknüpft mit ein wenig Kriminologie und Strafprozessrecht. Sonderlich kritisch habe ich das zu diesem Zeitpunkt nicht betrachtet. Meine wissenschaftliche Arbeit war nicht der Nabel der Welt, aber ich meinte schon, dass sie wichtig sei. Als ich dann allmählich merkte, dass das alles wirklich niemanden interessierte, war ich desillusioniert. Da musste man schon Idealist sein, um weiterzuarbeiten. Das war auch die Zeit, als die ersten Freunde und Kollegen meines Mannes die DDR verliessen. Dann der ganze Umweltdreck in Halle, der Verfall der Stadt... Ich hab' das bewusst wahrgenommen.

Torso

*Die Liebe gestillt,
die Sehnsucht gekillt,
die Meinung diszipliniert,
selbst den Hass schon im Griff
auf dem sinkenden Schiff.*

(28.7.87)

Und in dieser Zeit (1986) trat ich in die SED ein. Ich kann das heute keinem erklären. Ich weiss nur, dass ich in meiner Begründung so was geschrieben hatte wie: *Meine Kollegen sind mir ein Vorbild und Ich unterstütze die Friedenspolitik der DDR*. Mein Mann hatte mich immer wieder vor diesem Schritt gewarnt, mich sogar beschimpft. Sein Reden half nicht. Ich wollte mit 30 Jahren endlich eine unbefristete Stelle haben. Anfangs glaubte ich, über die Partei an Informationen zu gelangen, die für Forschung und Lehre wichtig seien. Alles sollte ganz anders kommen. Erst bekam ich einen Parteauftrag: Ich wurde Vorsitzende der *Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft* an der Sektion. Das war so eine Funktion, wo alle nur froh waren, wenn man keine Aktivitäten entfaltete. Dann musste ich eine Erklärung unterschreiben, wonach sämtliche Westkontakte abgebrochen bzw., wenn sie weiter bestanden, gemeldet werden sollten. Wir haben das mit uns machen lassen! Ich habe mich nur geweigert, diese Erklärung auch für meinen Mann abzugeben. Das wurde akzeptiert.

Die Parteiversammlungen waren vor allem langweilig. An Diskussionen, die diesen Namen verdienen, kann ich mich nicht erinnern. Alles lief nach einem Ritus ab – erst ein Referat in Auswertung der x-ten Tagung des ZK der SED, dann sprachen die Professoren nach Rang, danach die Dozenten usw. Anstatt den Mund aufzutun, schrieb ich Gedichte und kurze Kabarett-szenen. Andere Kollegen spielten «Schiffe versenken» oder übten sich im Wurzelziehen. Es gab auch viele eifrige Genossen und die, die immer ganz traurig waren, weil die jungen Genossen kein Parteiabzeichen trugen. An der Sektion drehte sich alles im Kreise. Es gab Tage, an denen ich nur noch weg wollte.

Am Ende der Diskussion

Der Vorhang fällt und noch einmal erscheint der Kasper.

Aber wir klatschen nicht mehr.

Die Kinder sind erwachsen geworden.

(10.10.88)

Dann habe ich gekündigt, weil wir beabsichtigten, einen Ausreiseantrag zu stellen. Ich glaube, die Kollegen wussten, was los war. Sie redeten mir zu, ich solle doch bleiben usw. Als ich die Kündigung wieder zurücknahm, war mein Mann ausser sich. Es folgten wüste Beschimpfungen auf die Partei, die Kommunisten: alles Verbrecher wie die Nazis, es geht nur um die Macht... Ich wollte das einfach nicht wahrhaben, fasste es eher als persönliche Beleidigungen auf. Unsere Ehe war auf dem Nullpunkt angelangt.

Im Dezember 1987 zogen wir nach Berlin. Ich bewarb mich um eine Assistentenstelle im Bereich Strafrecht der Humboldt-Universität. Die «kadermässige» Überprüfung dauerte Wochen. Keiner wollte oder konnte mir sagen, wann die Entscheidung fallen würde. Da ich keine Erfahrungen in der Justizpraxis hatte, suchte ich mir eine Arbeit an einem Stadtbezirksgericht. Ohne Kaderunterlagen und nur für eine begrenzte Zeit – eine Auswahl hatte ich nicht, also arbeitete ich als Protokollantin. Eine «Frau Dr.» als Protokollantin, alle dachten erst mal, ich hätte irgendwas angestellt.

Meine Aufgabe war es, in den Verhandlungen den wesentlichen Inhalt mitzuschreiben, und anschliessend diktierte der Richter die Entscheidung in die Maschine. Anfänglich war ich mit dem technischen Kram vollaufbeschäftigt. Nach und nach ergab sich die Gelegenheit, mit dem Richter über die Urteile zu sprechen. Manchmal fragte er mich, wie ich entscheiden würde.

Grösste Bedenken hegte ich gegen die sogenannten Massnahmen zur Wiedereingliederung (nach §§ 47, 48 StGB), die die Straftlassenen einer ständigen Kontrolle und Bevormundung aussetzten, wodurch sie gezwungen wurden, eine andere Arbeit an einem anderen Ort aufzunehmen, unabhängig vom Wohnsitz der Familie. Letzteres widersprach völkerrechtlichen Vereinbarungen, die die DDR akzeptiert hatte. Oder die Verurteilungen nach § 238 StGB (Verletzung gerichtlicher Massnahmen). Wo war in dem Tatbestand das kriminelle Unrecht?

Ich konnte nicht mehr tun, als meine Bedenken äussern. Aber was für einen Sinn hatte das? Die «Täter» waren längst bestraft: 14/15jährige in Handschellen vorgeführt, Debile wegen Republikflucht verurteilt. Manchmal mögen die Richter über ihre Urteile nachgedacht haben. Immer war

zwischen uns eine Mauer: Sie hatten ihre Anweisungen und Richtlinien, sie wollten in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen. Der eine oder andere dachte auch an die Karriere. Man hat mir teilweise ganz unverblümt gesagt: Ihr an der Uni lebt doch im Wölkenskuckucksheim – ihr dürft kritisieren, wir müssen die Arbeit machen.

In dieser Zeit wurde mir klar, dass ich nicht als Richter arbeiten konnte. Ich wollte es auch nicht. Und trotzdem Studenten für diesen Beruf ausbilden? Darüber habe ich lange nachgedacht. Mit Kollegen zu sprechen, war nahezu unmöglich. Ausser zu zwei Freundinnen, zufällig Juristinnen, hatte ich zu niemanden Vertrauen. Sicher diskutierten wir gerade zu meiner Zeit an der Humboldt-Universität brisante Themen, aber immer anonym. Nie hat jemand gesagt: *Ich* habe die oder die Probleme. *Man* hatte Fragen, und die persönlichen Empfindungen gehörten nicht in die Öffentlichkeit.

Die acht Wochen an dem Stadtbezirksgericht hatten mich tief bewegt. Ich ging mit der Einstellung an die Universität, die erlebte Justizpraxis mit den Studenten zu besprechen, einfach zu schildern, welche Menschen dort wegen § 213 StGB (ungesetzlicher Grenzübertritt) vor Gericht standen. (Wahre Statistiken waren nicht verfügbar!) Mein Lieblingsthema, das wussten die Studenten, waren die sogenannten Asozialen. Es brauchte nicht viel strafrechtliches Können, um den § 249 StGB (Beeinträchtigung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit durch asoziales Verhalten) völlig zu zerpfücken. Manche Studenten haben mich im Seminar gefragt, was das soll, sie müssten die Paragraphen doch anwenden. Ich hatte mittlerweile eine Meinung: Ich zeige euch, was alles nicht geht, was gegen völkerrechtliche Normen verstösst oder was ihr bedenken müsst, wenn ihr den Richterberuf ausübt.

Es gab Seminargruppen, die diese Art der Vermittlung von Strafrecht ablehnten, weil sie der Auffassung waren, sie müssten das geltende Recht beherrschen lernen und deshalb nur wissen, wie es auszulegen sei. Auf diese Leute habe ich nicht eingeredet. Das Gespräch mit den Studenten brachte sowieso nur etwas, wenn beide Seiten dialogbereit waren. Es gab Gruppen, wo das der Fall war und die Arbeit Freude bereitete. In Vorbereitung auf ei-

ne Konferenz über das Strafverfahrensrecht zum Beispiel hatte ich Thesen ausgearbeitet, nach einer Einführung an die Studenten weitergereicht und sie gebeten, darüber nachzudenken. Zu einem späteren Zeitpunkt haben wir die Frage diskutiert, wie Gesetzgebung transparent zu gestalten ist. In solchen Momenten habe ich echte Solidarität empfangen. Sie haben sich später erkundigt, wie die Rede auf der Konferenz ankam. Irgendwie hatten wir den gemeinsamen Glauben, auf diese Art und Weise etwas zu verändern.

Natürlich habe ich nicht öffentlich gesagt, dass ich das praktizierte Gesetzgebungsverfahren ablehne. So was stand zwischen den Zeilen, das wusste jeder, der mir zuhörte. Die Atmosphäre, die bei meiner Rede auf der Konferenz herrschte, werde ich nie vergessen. Im Raum waren ca. 50 Leute, die eine Hälfte aus der Wissenschaft, die andere: Praktiker vom Ministerium für Justiz, von der Juristischen Hochschule (Stasi-Schule!), vom Ministerium des Innern und andere. Mir schlug eisige Kälte entgegen – und dann Applaus. Ich war wie befreit. Endlich hatte ich diese alles bestimmende, lähmende Angst überwunden. Ich hatte lange, wie ich heute weiss – zu lange gebraucht, um meine Angst vor dem System zu überwinden. Und sie kam immer wieder. Ich hatte eine Freundin, die mich stützte. Wie viele Leute hatten das schon.

Auf der Rückfahrt von der Konferenz fuhr ich im Zug mit einem Professor aus Berlin. Fast sieben Stunden lang hat er mir über seine Assistenzzeit bei Hilde Benjamin erzählt: wie sie alle benutzt hat, wie er sich immer hat bestimmen lassen, wie Kollegen, die nicht mitgemacht haben, verfolgt wurden. Er liess seinen ganzen Frust raus, redete mir aber zu, ich solle Weiterarbeiten.

Halbzeit

*Die Grenzen sind erreicht,
die du dir nicht gesetzt,
die Zeit ist davongelaufen,
wer hat sie nur gehetzt?*

*die Karten sind ausgespielt,
die man dir zugeteilt.
Die alten Rollen sind verteilt,
und du blickst gelangweilt in den Tag.*

(27.7.87)

Viele meiner Kollegen lebten in der Hoffnung, in dieser unserer DDR etwas verändern zu können. Selbst wenn wir uns oft als Pausencloowns oder Hofnarren sahen, so hatte diese Rolle doch ihre positiven Seiten. Dass andere Leute für Äusserungen, die wir in Vorlesungen oder Seminaren taten, ins Gefängnis kamen, ist eine schmerzliche Wahrheit. Ich habe das damals irgendwie verdrängt. Ich habe gemeint, alle müssten sich endlich wehren und aufstehen. Nur – die vielen kleinen Schritte, die dieser Weg abverlangte, der lange Atem, das konnte mir gestohlen bleiben. Dann dieses Misstrauen gegen jeden, vor allem, wenn's ein Kollege war. Immer die Frage: Ist der auch bei der Stasi? Wirklich sicher war man nur vor sich selbst.

Im August 1989 kam mein Mann von einem Besuch in Westdeutschland nicht zurück. Ich stand im Regen! Zwei Kinder, die Konzeption für die Habilitation verteidigt, eine Wohnung im Ghetto von Hohenschönhausen und wieder Angst. Anfangs war ich wie gelähmt. Mein Gott, wie oft hatten wir unsere unterschiedlichen Positionen diskutiert. Die Stimmung war zwar seit den ersten Ausreisewellen immer düsterer geworden, aber wir hatten doch uns, unsere Freunde, unsere Ideen. Wir würden es doch irgendwann und irgendwie beeinflussen können??? Aber einfach abhauen?

In meiner grössten Not hab' ich mich an Literatur festgehalten. Komisch, mir gab es Kraft. Zum Beispiel Käthe Kollwitz – wie sie immer wieder den Nazis getrotzt hatte und in Berlin blieb. Mein Mann hatte mir cool mitgeteilt: Du bist nicht Käthe Kollwitz. Zu dieser Schlussfolgerung war ich selbst fähig. Trotzdem: bleiben. An Schriftstellern orientieren! Volker Braun, Christa Wolf, Christoph Hein – das war mir wichtig. Zum Glück konnten sich ab Sommer 1989 die «Sicherheitskräfte» kaum noch auf eine einzelne Person konzentrieren. Schliesslich schien die halbe Bevölkerung

die DDR zu verlassen. Ich wollte bleiben. Irgendwie würde ich es schon schaffen. Ich habe noch nie solche Hilfe und Solidarität gespürt wie in diesem Herbst. Und das Gefühl, dass ich gebraucht wurde, werde ich wohl nicht wieder erfahren... Wie viele Studenten baten um Rat, weil sie aus der Partei austreten oder ihr Studium aufgeben wollten... Mir war gar nicht bewusst gewesen, wie sehr sie neue Orientierungen suchten und Personen, die dafürstanden. Die Fixierung auf neue Wahrheiten und neue Leitfiguren schien mir absurd und eine Last, die ich nicht imstande war zu tragen. Ich wollte nicht. Sie sollten endlich anfangen, selbst zu denken, und nicht nach neuen Götzen suchen. Ich habe in diesen Wochen bis zur Erschöpfung gearbeitet. Endlich bekam alles einen Sinn.

Dann die Ereignisse am 778. Oktober 1989 in Berlin. Ein Kollege besorgte mir die Protokolle, die Beteiligte über ihre Inhaftierung gefertigt hatten. Welcher Jurist konnte jetzt noch zu dem Staat, zu dieser Partei stehen und einfach zur Tagesordnung übergehen? Gerade zu der Zeit hatte ein Dozent aus unserem Bereich Vorlesungen über Kapitel 8 StGB (Straftaten gegen die staatliche Ordnung) zu halten. Ich hab' ihn gefragt, was er zu den Ereignissen sagen will. Nichts. Er hatte so viel Schiss, sich mit seinem Wissen von gestern vor die Studenten zu stellen, dass er mir fast Leid tat. Seine Partei hatte ihn enttäuscht, und er enttäuschte seine Zuhörer.

Vielleicht ein oder zwei Wochen später sprach zur Bereichssitzung ein Richter vom Stadtgericht, Karl Z., über das Funktionieren der Justiz am 778. Oktober in Berlin. Danach wusste ich, dass es in unserer Justiz Nazis gab. Er referierte Ablaufpläne, um das Hand-in-Hand-Arbeiten von Polizei, Stasi, Staatsanwaltschaft und Gerichten zu zeigen. Es fehlte nur der Abtransport nach Buchenwald oder Auschwitz ... Eine einzige Staatsanwältin soll sich geweigert haben mitzumachen! Als er die Sitzung verliess, entbrannte ein Sturm der Entrüstung. Gerade wir jungen Kollegen waren empört. Ich empfand es als völlig unangebracht, dass die Älteren versuchten, uns zu beruhigen. Es wurde noch festgelegt, wer zur Auswertung der Ereignisse an einer grösseren Beratung im Stadtgericht teilnehmen durfte. Ich sollte Abstand nehmen, mich momentan zurückhalten, schliesslich war

mein Ehemann ein Krimineller. Und immer wieder die obligatorische Nachfrage, ob ich mich denn endlich von ihm getrennt habe. Schliesslich hätte er nicht nur unser Land verraten ...

Wichtig war für mich auch der Tag nach der Maueröffnung. Es muss ein Freitag gewesen sein. Wir hatten uns zu elf Uhr zur Bereichssitzung verabredet, weil unser «Memorandum an die Volkskammer» auf der Tagesordnung stand. Wir jungen Kollegen hätten vieles ergänzen oder schärfer formulieren wollen, was sich letztlich nicht durchsetzen liess. Noch nie war im Bereich enger zusammengearbeitet worden, und zugleich schienen alle auseinanderzudriften. Überall waren die Menschen in Aufregung, was werden würde. Alles bewegte sich in Richtung Brandenburger Tor: Ein Volk war auf dem Weg in den Westen.

Am Nachmittag hätte ich Seminar gehabt. Vier oder fünf Studenten schauten kurz rein, wollten mir Bescheid sagen: Die anderen sind in Westberlin. Es wird heute nichts. Ich war bestürzt. Empfund es als Verrat und entsetzlich primitiv. Warum? Ich war verzweifelt. Jetzt hatten wir doch Zeit. Jeder könnte nach getaner Arbeit oder im Urlaub in den goldenen Westen fahren. Warum liessen sie alles stehen und liegen, liefen der Colabüchse hinterher? Das hatte dieser Staat erreicht!

Im Nachbareingang unseres Wohnblocks lebten Bürger, die bei der Polizei oder Armee arbeiteten. Am 1. Mai oder an anderen Feiertagen hatte sie alle Balkone, 10 oder 12, abwechselnd mit DDR-Fahnen und mit Arbeiterfahnen geschmückt. Nebenbei wurde intensiv auf die Nachbarn geachtet... Wie hätte es anders sein können! Gerade sie gingen am Sonnabendmorgen im Kollektiv nach Westberlin. Ich stand fassungslos auf dem Balkon.

Was würde das für Folgen haben? Wen interessiert denn noch unser Memorandum? Alles schien vergänglich! Kaum hatten wir uns zu neuen Thesen durchgerungen, da waren sie längst von der Gegenwart überholt. Welche Chance hatte ich noch?

Die Kinder drängten. Sie wollten endlich Westberlin sehen. Die ganze Klasse war angeblich schon dort, nur sie nicht. Mein Sohn hatte Geburtstag. Alle Kinder sagten ab, weil etwas dazwischengekommen war. Ich versuch-

te, mir über meine Rolle in dieser Gesellschaft und über meine Zukunft klarzuwerden. Was sollte nur werden? Eine schlechte Märtyrerin wollte ich nicht abgeben. Im November stellte ich einen Ausreiseantrag. Es war vorbei. Alles glitt mir aus den Händen. Ich hatte keine Kraft mehr, obwohl Freunde mir beistanden. Ich schämte mich, vor allem vor den Studenten. Jetzt war ich die Verräterin: Ausreise in den Westen – aus niederen privaten Gründen. Der Ausreiseantrag wurde sofort genehmigt. Kurz vor Weihnachten sass ich *drüben* beim Arbeitsamt: «Aha, Ostjuristin, keine Ahnung von unserem Recht, politisch belastet. Wissen Sie, hier gibt es schon genug arbeitslose Juristen. Sie werden wirklich nicht gebraucht. Wir können Ihnen weder helfen noch irgendwelche Hoffnungen machen.» Einiges hatte ich erwartet, aber so abqualifiziert zu werden, das war das Letzte. Das ganze hätte ein trister Propagandafilm der SED sein können. Die Wirklichkeit war schwerer zu ertragen. Ich war in eine unbekannte Welt eingetreten. Die Sprache schien dieselbe zu sein, aber ich war sprachlos.

Heimweh?

*Wir zogen aus,
die Freiheit zu geniessen
und wussten nicht,
dass wir alles hinter uns lassen würden:
das Dorf, unsere Jugend und die Vergangenheit.*

*Wir fanden uns wieder
im Trott des Lebens
und fühlten klar,
dass wir die Verlierer sein würden:
mit unseren Träumen und Hoffnungen.*

*Wir kehrten zurück,
die Heimat zu suchen
und spürten doch,
dass uns keiner vermisst hatte:
wir mit unseren Idealen und Erinnerungen.*

(13.7.89)

Die Verbannung an den Kochtopf bedrückte mich. Seit ich die Schulzeit beendet hatte, habe ich immer gearbeitet, selbst als die Kinder klein waren. Manchmal hätte ich gern mehr Zeit für sie gehabt. Doch berufstätig zu sein war für mich selbstverständlich gewesen. In der schönen Einöde Schleswig-Holsteins fiel mir die Decke auf den Kopf. Ein Auto hatte ich nicht. Der kulturelle Höhepunkt des Dorfes war der Briefkasten. Nach ein paar Wochen kam ich das erste Mal in eine grössere Stadt, nach Bremen. Mein Mann hatte mich zu einer Weiterbildungsveranstaltung mitgenommen. Ich habe den Stadtrundgang fast nicht verkraftet. Die ganze Stadt, die Geschäfte. Alles war sauber, ordentlich, bunt wie im Bilderbuch, eine schöne Glitzerwelt. Am Abend dann nette Tischgespräche. Das sollte mir zukünftig des Öfteren passieren: «Was macht denn Ihre Gattin? Wie geht es Ihrer Gattin?» Dritte Person Singular, und ich sitze daneben! Ich musste mich zwangsläufig wie ein Elefant im Porzellanladen benehmen. Das wollte ich nicht ertragen.

An die neu-deutschen Umgangsformen, z.B. dieses unverbindliche *Hallo* – bloss nicht die Hand geben –, mag ich mich zwar nicht gewöhnen, aber das sind wohl eher Nebensächlichkeiten. Tiefer berührt mich die Pauschalverurteilung der Ostjuristen. Ich will niemanden freisprechen oder mich rechtfertigen. Irgendwo tragen wir alle eine Mitschuld an der Perversität des Systems. Wo aber konkret die Verantwortung des Einzelnen lag und welche Verantwortlichkeit, einschliesslich Schuld daraus erwächst, lässt sich nur individuell feststellen. Bleibt die Hoffnung, dass wir nach einem solchen Klärungsprozess aufeinander zugehen können.

Manchmal, wenn mich heute die Vorwürfe meiner Mitreferendare treffen, verliere ich die Zuversicht. Sie können und wollen unsere Vergangenheit nicht verstehen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR haben uns geprägt, bewusst und unbewusst, in positiver und negativer Hinsicht. Ich stehe zu dieser Vergangenheit, es sind die Wurzeln meiner Entwicklung, die ich nicht achtlos in den Mülleimer der Geschichte werfe.

Neulich schilderte mir hier im Westen unbefangen ein Kollege, wie spielend leicht es ihm fallen würde, sich bei einem Bewerbungsgespräch zu verstellen, um je nach gefragter Meinung zu reagieren. Anpassung sei die erste Bürgerpflicht! Diese kleine menschliche Schwäche, mancher wird es Stärke nennen, kam mir sehr bekannt vor. Er hatte Glück. Er ist nicht im Osten geboren. Er klagt an. Er wird über unsere Vergangenheit richten.

Viele Juristen im Westen Deutschlands profitieren heute von der Wende, ohne an den vollzogenen gesellschaftlichen Veränderungen irgendeinen Anteil gehabt zu haben. Heilige Kühe werden auch hier nicht geschlachtet. Juristen fehlt wohl häufiger als anderen Berufsgruppen die Distanz zu dem, was man tut oder lieber lässt. Staat und Recht der DDR sind mit viel Beifall untergegangen, das gleiche Schicksal ereilt nun die Helfer, Mittäter, Anstifter, Zuschauer und Feiglinge ...

Ich kann mich lebhaft daran erinnern, dass ich mal einer Seminargruppe an der Uni, sie war besonders aufgeschlossen, anbot, über die Unabhängigkeit der Richters zu diskutieren. Keine Reaktion. Ich zeigte Verständnis und gab zu erkennen, dass es bei einer so grundsätzlichen Problematik nicht angehe, einfach in den Tag hineinzuschwatzen, sondern einer fundierten Vorbereitung bedürfe. Also bot ich an, Thesen auszuarbeiten. Diesmal Ablehnung. Zwei Studentinnen signalisierten mir auf dem Nachhauseweg, dass sie mich nicht für so naiv gehalten hätten, über Dinge diskutieren zu wollen, die es *in praxi* nicht gibt.

Wir haben nie über die Unabhängigkeit des Richters diskutiert. Ich frage mich heute, was habe ich falsch gemacht? Habe ich die Studenten sinnvoll

beeinflusst, sind sie gerüstet für das, was sie jetzt erwartet? Werden sie den Massstäben gerecht, die ich mitunter als schmerzlich empfinde? Ich weiss es nicht.

(Von ihr selbst aufgeschrieben, Oktober 1991)

Ich hab' das alles viel zu rosarot und himmelblau gesehen

Petra J., geb. 1955, war von 1980 bis 1986 Richterin am Kreisgericht, danach von 1986 bis 1990 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Justizministerium der DDR, jetzt tätig im Öffentlichen Dienst.

Zum Jurastudium habe ich mich eigentlich ziemlich spät entschlossen, erst in der 11. Klasse. Das ist im Grunde eine ganz pragmatische Frage gewesen. Erstens wollte ich keinen technischen oder naturwissenschaftlichen Beruf erlernen. Zweitens wollte ich studieren. Ich habe mich mit verschiedenen Dingen beschäftigt: Geschichte, Staatsbürgerkunde oder ein Sprachstudium. Letztlich bin ich dann bei der Juristerei gelandet. Mir hat diese Berufsrichtung gefallen, bisschen Idealismus war sicherlich mit dabei: Ich bin ziemlich idealistisch erzogen worden, was den Sozialismus angeht und dessen Einpassung in die DDR. Und ich empfand es als eine gute Sache, hier als Richter tätig zu sein. Staatsanwalt wollte ich nie werden. Das lag wohl daran, dass man da so ein bisschen vorgeschädigt ist durchs Fernsehen oder durch Literatur, und ich wollte auch nie Rechtsanwalt werden, weil ich mir gesagt habe, da muss ich den Leuten, denen ich helfen will, Geld aus der Tasche ziehen. Das waren meine damals noch recht kindlichen Einstellungen dazu. Ausserdem wäre es mir immer so vorgekommen, als müsste ich einen Handstand vor mir selbst machen, um Schurken rauszuhauen, so primitiv habe ich halt damals noch gedacht. Und Richter empfand ich als einen richtigen Beruf.

Ich habe mich also zum Jurastudium beworben, bin angenommen und später auch als Richter «gelenkt» worden. Ich bin Richter geworden aus dem Gefühl heraus, der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Dieses allgemeine Gerechtigkeitsempfinden ist sicher sehr stark ausgeprägt bei mir, und es ist auch eine sehr wichtige Sache, aber für mich bildete das eine Einheit mit meiner politischen Gesamthaltung. Das war für mich durchaus und sehr gut vereinbar. Gerechtigkeit hiess für mich, einerseits für die Menschen, andererseits aber auch für den Staat einzutreten.

Als junge Absolventin, die mit diesen Idealen an ein Drei-Mann-Kreisgericht mit seinem normalen Alltag kommt, hab' ich schon bald feststellen müssen: O Gott, Ideale bestätigen sich nicht immer. Aber «mühsam hochhalten» musste man sie auch nicht. Probleme gab's dann eher, wenn es um Bewährungsverurteilungen ging, und man wollte etwas für diese Verurteilten tun, und da fielen einem mit der Zeit schon recht harte Hemmnisse auf, weil man da sehr wenig bewegen konnte als Richter. Das ist etwas, was mir besonders stark aufgefallen ist, dass wir immer dachten, als Richter hätten wir eine relativ grosse Bedeutung, und für die staatlichen Organe war das gar nicht so. Sicher mussten gerichtliche Entscheidungen beachtet werden, aber ansonsten mussten wir ganz schön kämpfen, wenn wir etwas durchsetzen wollten. Wobei die Aufgaben, die wir uns selbst gestellt hatten, weiter gingen als die, die ein Richter eigentlich hat. In der jetzigen Zeit spricht ein Richter halt Recht, und damit hat sich die Sache. Wir haben uns im Wesentlichen auch noch danach um die Leute gekümmert. So habe ich es zumindest bei mir im Kreisgericht gelernt. Das war ein sehr gutes *Kollektiv*. – Sagt man das heute noch?

In der ersten Zeit bin ich sehr darin bestärkt worden, dass meine Berufswahl die richtige war. Da hatte ich keine Konflikte. Ich lasse jetzt mal das politische Strafrecht insoweit beiseite, als es durch die speziellen Senate der Bezirksgerichte angewandt wurde. Damit hatte ich nichts zu tun, ich weiss auch nicht, wie ich dort entschieden hätte. Wobei ich der Meinung bin, ich hätte sicher auch solche Entscheidungen getroffen, wenn es hätte sein müssen. Damit will ich eigentlich sagen, dass ich so furchtbar grosse Probleme mit einzelnen Bestimmungen des Strafgesetzbuches nicht hatte. Das hört sich aus heutiger Sicht sicher ziemlich schlimm an, aber es war so. Für mich war jemand, der ungesetzlich die Grenze der DDR passieren wollte, ein Straftäter. Problematisch wurde es für mich zum Teil, wenn ich gesehen hab', wie weit unten die Handlung schon als Straftat angesetzt wurde. Wenn also drei, vier Jugendliche in ihrem Heimatort – lassen wir ihn hundert Kilometer von der Grenze entfernt sein – sich in Bewegung setzten, um zur Grenze zu kommen, so war das schon ein Versuch im schweren Fall. Damit

hatte ich schon eher Schwierigkeiten, aber ich habe bis zum Ende meiner rechtsprechenden Tätigkeit eigentlich nicht daran gezweifelt, dass dieser Tatbestand des ungesetzlichen Grenzübertretts berechtigt ist. Und auch nicht bezweifelt, dass er notwendig ist. Wobei ich sagen muss: Die Menschenrechtskonventionen, die hatten wir mal an der Universität durchgenommen, und das war es dann auch schon. Und auch danach hab' ich mir nicht die Mühe gemacht, konkret zu fragen: Wie ist das denn in anderen Ländern geregelt? So dass ich da also überhaupt keine Vergleichsmöglichkeiten hatte. Aber ich kann mich damit nicht rausreden, ich hab' ja selbst nicht danach gesucht. Vielleicht ist das aus heutiger Sicht eine riesige Portion Gedankenlosigkeit und Vertrauensseligkeit, vielleicht muss man das auch anders bewerten, andere würden vielleicht sagen, es ist eine Art Höflichkeit gewesen, diesem Staat gegenüber. So sehe ich das nicht.

Mit dem § 214 bekam ich dann Probleme, als ich mitbekam – da war ich schon aus der Rechtssprechung raus –, dass da Leute verurteilt wurden, weil sie Fähnchen an den Autos hatten oder Kerzen ins Fenster stellten. Das waren Sachen, die mich dazu brachten, mal über bestimmte Dinge nachzudenken, welche Berechtigung solche strafrechtlichen Regelungen denn haben. Ich habe für mich gedacht, wozu haben wir denn solche Bestimmungen, vielleicht schaffen wir die mal ab. Aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, von mir aus etwas zu unternehmen. Ich hätte deshalb auch nicht angenommen, dass die DDR ein Unrechtsstaat ist. Ich hab' mich wirklich mit Leib und Seele in meine Arbeit eingebracht, und ich habe gedacht, ich tue etwas für die DDR und helfe auch den Menschen damit. Das hört sich sehr tragend an, aber ich kann es nicht anders sagen. Ich finde es nämlich fürchterlich, wenn jetzt viele Leute erzählen, sie sind 40 Jahre unterdrückt worden. Das war ja nicht so. Ich glaube, bei den meisten war es jedenfalls nicht so.

Ich gehörte auch keinesfalls zu denen, die sich unterdrückt oder gegängelt gefühlt haben. Wir haben sogar als Richter immer, wenn es zu solchen Versuchen kam, durch die SED-Kreisleitung auf bestimmte Entscheidungen Einfluss zu nehmen, sehr wohl gesagt, das hat euch nichts anzugehen, da könnt ihr euch nicht einmischen, das sind laufende Strafverfahren, und da

sind wir unabhängig in der Rechtsprechung. Da hatten wir durchaus eine Unabhängigkeit. Man hat allerdings akzeptiert, dass es dann auf Bezirksebene anders gekommen ist, aber darauf haben wir keinen Einfluss gehabt. Probleme hatte ich, als der *Sputnik* verboten worden war, weil ja dann immer dahinter steht: Vertrieb verbotener Literatur könnte unter Umständen Strafverfolgung nach sich ziehen. Ich hätte nicht gewusst, was ich da zum Beispiel gemacht hätte, weil ich über das *Sputnik-Verbot* sehr erbost war.

Ich muss auch hier wieder einräumen: Ich bin, was die DDR betrifft, wirklich sehr, sehr gutgläubig gewesen, und ich hab' mich mit diesem Land identifiziert, als etwas Gutem. Ich gehöre zu den Menschen, die vielleicht immer eine relative gerade Entwicklung hatten, für mich war immer klar, wie es langlaufen würde.

Zu einem herrschenden Kreis habe ich mich eigentlich nie gezählt, weil dafür erstens meine Stellung in der Justiz viel zu niedrig war, und zweitens meine Arbeit einfach Freude gemacht hat. Ich habe auch jetzt nicht versucht, mich in dem Sinne auf die neue Situation einzustellen, dass ich ein bestimmtes Zweckverhalten an den Tag lege, damit mich andere weder als das eine noch als das andere bezeichnen. Es gibt Dinge, über die ich nachgedacht habe und wo ich sagen kann, ich hab' da in mir jetzt eine Änderung erreicht, und zwar solche Grundfragen wie *Was heisst Sozialismus?* und *Ist das wirklich noch eine Idee, die vertretbar ist, oder nicht?* Über solche Dinge denke ich schon nach, die man uns – wie soll ich sagen – eingehämmert hat, wo man dann schon selber gesagt hat, das hört sich phrasenhaft an.

Aber ich glaube, ich habe mich nicht gewendet. Ich glaube nicht, dass ich ein stalinistischer Typ war, jetzt wird man ja immer damit bombardiert. Und ich habe mich auch nicht so geändert, dass ich alles, was jetzt ist, ganz toll finde, im Gegenteil, ich versuche mir vieles mit Skepsis anzusehen und anzuhören. Ich habe ja nie erkannt – ausser nachher, als es offensichtlich war –, dass dieses System sich gar nicht halten kann. Insofern bin ich natürlich ziemlich vorsichtig geworden, auch mit politischen Aktivitäten. Politisch betätige ich mich jetzt überhaupt nicht mehr, wobei sich das auch vorher in

Grenzen gehalten hat, weil man durch die richterliche Tätigkeit ziemlich in Anspruch genommen war. Ich habe also damit im Augenblick keine Probleme, wobei das auch daran liegen mag, dass ich Arbeit habe und froh bin darüber. Das überschattet wahrscheinlich einiges. Ich versuche mich einfach einzuleben.

Ich habe damals bei der Rehabilitierungsgesetzgebung mitgearbeitet. Die Strafurteile, die ich in diesem Zusammenhang zu lesen bekam, haben mich ungeheuer schockiert. Wirklich echt schockiert. Und ich hatte lange Zeit zu tun, damit fertig zu werden, dass solches Unrecht in diesem konkreten schmalen Bereich der Rechtsprechung wirklich üblich war und nicht bloss die kleine Ausnahme. Manchmal ertappe ich mich dabei, dass ich innerlich immer noch nicht so richtig bereit bin, zu akzeptieren, dass es so war. Ich rede jetzt vor allem von Fällen aus den fünfziger Jahren und dem Anfang der sechziger Jahre, die ja sehr einschneidend waren, wo diese Unrechtsdinge eine bestimmte Strecke der Politik unseres ... dieses Staates nicht nur unterstrichen, sondern ausgemacht haben.

Aber das hat nicht dazu geführt, dass ich mich selbst in meiner Rechtsprechung überhaupt in Frage gestellt hätte, weil ich sagen muss: Wenn man mir jetzt konkrete Verfahren nennen und ich mir die Urteile noch mal ansehen würde, könnte ich sicherlich auch zu der Frage kommen: Mein Gott, warum habe ich diese Strafe ausgesprochen? Oder: Wieso habe ich überhaupt verurteilt? Das kann ich jetzt schlecht sagen, weil mir dazu kein Beispiel einfällt. Aber ich schliesse es nicht aus. Ich habe diese Strafverfahren gemacht, und damit lag ich im damals richtigen Trend der Rechtsprechung.

Das liegt wohl daran, dass ich das Strafgesetzbuch als solches nicht angezweifelt habe. Ich hatte eigentlich – wenn ich von meiner eigenen Arbeit und der meiner Kollegen ausgehe – den Eindruck, dass wir zwar das Gesetz durchzusetzen hatten, aber immer unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit, auch wenn sie sozialistische Gerechtigkeit hiess, bedeutete für uns, gerecht zu sein gegenüber den Menschen, und da war es für mich schwer zu begreifen, dass es viele Entscheidungen gab, die meinen Idealvorstellungen widersprachen.

Deshalb war es für mich sozusagen ein grosses Glück, bei der Rehabilitierungsgesetzgebung mitmachen zu dürfen. Gerichtliche Entscheidungen, die nicht dem Recht entsprechen oder wirkliches Unrecht sind, müssen aufgehoben und beseitigt werden, damit diesen Menschen so weit wie möglich – man kann das ja eigentlich nie wirklich wiedergutmachen – Gerechtigkeit widerfährt.

Zum Beispiel bei den «Wirtschaftsstraftaten» in den fünfziger Jahren – bloss eine Scheibe Speck gestohlen und gleich enteignet, bloss damit man das Volkseigentum als Grundlage der sozialistischen Produktionsverhältnisse zustandekriegt, sag' ich jetzt mal etwas zugespitzt. Das sind schon ganz erschreckende Dinge gewesen. Und manchmal frage ich mich: Wieso hat dieser Staat das denn gemacht, warum wurden Menschen, die nicht genauso dachten, denn so geknebelt und so? Und durften nicht darüber reden. Ich dachte, dass wir Manns genug wären, uns mit diesen anderen Auffassungen auseinanderzusetzen. Dieser Meinung war ich natürlich wieder in Verkenntung der Situation und des Machtmechanismus' in diesem System. Wobei man natürlich andererseits auch mitgekriegt hat, wie z.B. das Politbüro über bestimmte Gesetzgebungsvorhaben entschieden hat...

Als das mit den Botschaftsbesetzungen und den Demonstrationen zunahm, und man auch Parolen hörte, dass irgendwo in der DDR die Konterrevolution vorbereitet wird, hat einem das erst mal schon grosse Bauchschmerzen verursacht, weil man nicht wusste, wo gehen denn die Demonstrationen hin, und wie würde man auf sie reagieren. Die Forderungen fand ich ja in der ersten Zeit im Wesentlichen recht gut und auch ordentlich und notwendig. Im Prinzip habe ich dann in der Phase, in der sich das Politbüro gegenseitig absetzte, als Genossin Genugtuung empfunden, weil man ja schon seit Langem gesehen hat, dass diese alten Männer da oben nicht mehr das Schiff dahin lenkten, wo wir es hinhaben wollten, auch als einfache Mitglieder der Partei. Vor allem die grosse Kundgebung am 4. November war für mich ein absoluter Höhepunkt. In den Forderungen, die dort erhoben wurden, fand man sich eher wieder als in der Politik der Parteiführung. Das war eine

Wende, wo ich gesagt habe: Jetzt geht's ein Stück weiter. Dann kam die andere Wende, als man nach der «Einheit Deutschlands» schrie. Und damit hatte ich meine sehr grossen Probleme, weil die DDR wirklich meine ausgesprochene Heimat ist. Ich bin hier aufgewachsen, ich habe dieses Land, so wie ich es mir vorgestellt habe, geliebt. Dass es mit der Wirklichkeit der Politik anders war, änderte erst mal nichts daran, dass man ein gewisses Heimatgefühl hatte. Und ich habe mit dem Begriff *Deutschland* immer meine Schwierigkeiten gehabt. Dieses Grossmannsdenken, das die Deutschen in der Geschichte gezeigt haben, machte mir schon Angst vor einem vereinten Deutschland. Und die düstere Entwicklung, wie sie dann gekommen ist, war ja, wenn auch nicht in diesem Ausmass, vorauszusehen. Ich hoffe nur, dass dieses grosse Deutschland ein wirklich demokratisches Land wird, irgendwann einmal.

Ich muss sagen, ich habe eine ziemlich dicke Mauer in mir gehabt, hab' ich vielleicht teilweise immer noch, was DDR und Bundesrepublik betrifft. Und die zu durchlöchern, das dauert sicher eine Weile. Aber ich bin sehr froh, dass ich Arbeit und damit auch einen gesicherten Verdienst habe.

In der DDR bestand für den Richter schon die Notwendigkeit, im Zusammenhang mit der Arbeit auch mit der Politik des Staates übereinzustimmen, zumindest in den Grundzügen. Ich habe mich aber jetzt mit mir selbst darauf geeinigt, dass ich vor allem Jurist sein möchte. Was man zum Teil trennen kann von persönlichen Auffassungen und Meinungen. So etwas wie politische Heimat gibt's für mich zur Zeit hier nicht. Vielleicht ist es eine ganz notwendige Sache, dass man das auch weiss. Ich bin ja noch einige Zeit in der PDS gewesen. Die Wende war meine Sturm-und-Drang-Zeit, als ich noch an alles Gute der Welt glaubte. Aber das war auch nichts. Bin also nachher ausgetreten. Ich kann mich politisch zur Zeit an keiner Partei gross orientieren. Es ist aber für mich sehr wichtig, mich mit der Geschichte der DDR auseinanderzusetzen. Ich habe das nämlich viel zu rosarot und himmelblau gesehen.

(Aufgezeichnet am 15. Mai 1991)

Die ganze Welt ist nicht mehr meine Welt: Es ist irgendwie alles futsch

N.N., geb. 1952, von BerufWerkzeugmacher, von 1985 bis 1990 in der Hauptabteilung Observation beim Ministerium für Staatssicherheit, 1990/91 Mitarbeiter in einer Reha-Werkstatt, zum Zeitpunkt des Interviews Taxifahrer.

Also um es gleich klarzustellen – ein Job war sie nicht, diese Arbeit bei der Hauptabteilung VIII (Observation). Job ist etwas, was ich mache, um damit Geld zu verdienen, wo ich keine innere Bindung dazu habe. Die operative Beobachtung war aber für mich eine Arbeit und irgendwo eine Aufgabe.

Man ist bei der Armee – da hab’ ich als Geheimfunker gearbeitet – auf mich zugekommen und hat mich gefragt – und ich hab’ auf die Nuance nicht geachtet –, ob ich bereit bin, *mit* dem MfS zusammenzuarbeiten. Also nicht *im* MfS zu arbeiten. Ich hab’ mir Bedenkzeit ausgebeten, und nach drei Monaten hab’ ich dann zugegriffen, auch so aus der Neugierde heraus, zu sehen, was dieses Geheimnisvolle denn darstellt. Es war irgendwie verlockend, und wenn sie schon auf einen zukommen... (Der eigentliche Aufhänger aber war: Ich wollte studieren und Lehrer werden – Mathe und Physik –, und beim Stimmtest wurde mir gesagt – mit *der* Stimme nicht. Für mich war ja damals die Welt bestens in Ordnung, für mich lief fast alles nach Plan, es lief ganz toll, die erste Schlappe war, dass ich den Beruf nicht kriegen konnte, das war die erste Niederlage in meinem Leben.) Meine Mutter und mein Stiefvater haben mir – sagen wir mal so – nicht zugeredet. Sie haben es mir überlassen, haben aber auch gesagt, dass sie es nicht schlecht fänden, wenn ich es nicht mache. Aber da war diese kindliche Trotzreaktion. Und als die dann kamen, dachte ich, okay, vielleicht brauchen sie einen Funker, dann brauchst du diese Scheissuniform nicht mehr zu tragen und kannst trotzdem die Arbeit weitermachen, die dir Spass gemacht hat. Man hat mir nicht gesagt, was ich machen soll, das ist ja nicht üblich bei denen,

bevor nicht alles hundertprozentig eingeklickt war, und ich habe dann auch irgendwann aufgegeben, diese Frage zu stellen. Das Einzige, was ich rausgekriegt habe, war, dass es kein Schreibtischjob sein wird.

Tja, und dann Entlassung aus der Armee, ich habe angerufen, wir haben uns verabredet am S-Bahnhof in Karlshorst und fuhrten dann in so eine alte Villa (das ist übertrieben, es war eher ein baufälliges Einfamilienhaus), und dort offenbarte mir mein zukünftiger Referatsleiter, dass man mich als inoffiziellen Mitarbeiter einstellt. Nicht als IM in irgendeinem Betrieb, sondern direkt in einem MfS-Kollektiv, wo nur inoffizielle Mitarbeiter arbeiten. Das kennt kaum einer. Ich hab' also eine Verpflichtung unterschrieben zur Zusammenarbeit mit dem MfS. Diesen Punkt hatte ich damals immer noch nicht ganz geschnallt, deshalb hab' ich nach ein paar Tagen einen gefragt: Habt ihr keine Dienstaussweise hier? Da fielen die fast um vor Lachen: Wo du hier arbeitest, hast du weder einen Arbeitsvertrag noch sonst irgendetwas in der Hand, um dich auf der Strasse irgendwie auszuweisen. Aber das war zu verkraften. Damals hat's mich nicht gestört. Es war spannend, interessant, da hat mich das nicht gejuckt.

Dann kamen so die ersten Beobachtungen, ich dachte, okay, es hat sicher irgendwo seinen Sinn, Spione, Schmuggler, auch Kirchenvertreter aus anderen Ländern. Das war dann immer als Schutzobservation deklariert, sicher um irgendwelche Leute fernzuhalten. Ich weiss es nicht, es hat uns ja kaum einer was gesagt, wir haben im Prinzip nichts erfahren, haben nur unser Beobachtungsobjekt bekommen, und damit hatte es sich. Keine Hintergrundinformationen.

Meine erste Beobachtung, das war ein Bischof, der wollte nach Dresden fahren und hatte mächtiges Tohuwabohu um sich, vielleicht war das auch gewollt, ich weiss es nicht. Wir haben den Paragrafen des Strafgesetzbuches gekriegt, nach dem der Mensch bearbeitet wurde, den man zu observieren hatte, z.B. 103 (Diversion) oder 213, und alles solche Dinger, und dann nur wenig Informationen über das Äussere. Direkt zur Person wenig, mögliche Kontaktpersonen mit Adressen, das war's dann meistens schon, mehr wurde auf Nachfragen nicht rausgerückt. Ich habe manchmal zu meinem

Gruppenleiter gesagt, meine Arbeit kommt mir vor wie Beschäftigungstherapie, ich sehe den Sinn nicht. Du hast manchmal vierzehn Stunden gearbeitet und echt nicht gewusst, was der Scheiss sollte. Ich habe bis jetzt nicht begriffen, ob das so 'ne Art Probezeit war, aber es waren Leute dabei, die waren schon fünfzehn Jahre solch ein IM. Es war so eine Art Legende vorbereitet, die hatte man sich entweder selber zu machen, oder man hat sie bekommen. Ich sollte angeblich im Spezialhochbau als Werkzeugmacher arbeiten. Aber wenn ich mir meine Hände ansehe ... So gesehen fand ich das komisch: Man hat die Leute sich selber überlassen. Es war denen egal, wie wir unseren Kopf aus der Schlinge ziehen.

Um ein Beispiel zu erzählen: Es gab ja immer Leute, die in die Bonner Botschaft, Hannoversche Strasse, gegangen sind, und das Ding war ja von allen Seiten eingekreist, man ging keinen Schritt unbeobachtet. Und wenn einer von denen, die wir zu observieren hatten, da reinrammelte, musstest du logischerweise hin. Einmal an der Botschaft vorbei, einen Kringel wolltest du nicht machen, also wieder zurück, das hat schon gereicht. Schon hatten mich drei Mann gegriffen. Das heisst, ein Polizist in Uniform stand vor mir, und zwei Mann standen hinter mir. Ich hab' irgendwas erzählt: Ich wart' auf einen Kumpel. Logischerweise hat das keiner für bare Münze genommen, die dachten wahrscheinlich, ich will auch in die Botschaft reinspringen. Und sinnigerweise piepte in diesem Moment auch mein Funkgerät los, was die total fertig machte, und ich hab' dann bloss reingequakt: Horst, du musst mir jetzt helfen. (Horst war der, mit dem ich zusammen gefahren bin.) Es dauerte auch keine Minute, da kam der angesaut, die drei standen günstig, der Weg zur Strasse war frei, Horst schmiss schon die Tür auf, und ich rein und weg.

Ich wusste lange nicht, was ich davon halten sollte, ich hab' vieles nicht begriffen; ich dachte manchmal echt, man will testen, wie blöd wir uns anstellen. Mir kam das manchmal so vor, als wenn man uns vergessen hätte. Wir existierten auf dem Papier, aber es hat sich keiner dafür interessiert. Wir waren halt billige Arbeitskräfte. Man hat uns wesentlich weniger bezahlt als hauptamtlichen Mitarbeitern. Die Frage *Warum denn?* stellte sich

eigentlich bei jeder Beobachtung, denn uns war klar, dass nicht alles stimmt, was man uns sagt. Ich hab's ja selber erlebt, dass man uns, ich will nicht sagen falsche, aber absichtlich unvollständige Informationen gegeben hat, um uns nicht aufzuregen.

Die Arbeit wurde rein technisch gesehen, das Geistige war völlig abgeschaltet: Ihr habt zu gucken, und damit hat sich's. Und mehr haben wir ja auch nicht gemacht. Wir haben nur das niedergeschrieben, was wir gesehen haben.

Wir waren ein Dienstleistungsorgan, ein Teil im Getriebe, wo man dann an bestimmten Punkten nicht mehr gefragt hat, denn es war einfach unheimlich viel Vertrauen dabei. Es war das pure, grenzenlose Vertrauen, dass alles seine Richtigkeit hat. Anders kann ich's nicht erklären, und anders hat sich's mir auch nicht dargestellt. (Das ist ja der Grund, weshalb mir jetzt meine Welt völlig zusammengebrochen ist – weil ich nicht wusste und mir nicht vorstellen konnte, was ich jetzt alles erfahren habe, was so alles passiert ist.)

Zu den Leuten, mit denen ich direkt zusammengearbeitet habe, habe ich auch jetzt noch Vertrauen, das hat sich nicht abgebaut: Ich weiss genau, dass die mich nie belogen haben. Als damals durch die Medien geisterte, dass Leute Akten vernichten, da hat z.B. unser Abteilungsleiter gesagt, da machen wir nicht mit, da stellen wir uns dagegen. Und als die Anweisung kam, zu vernichten, hat unsere Abteilung sich entschlossen, alles in die Waffenkammer einzuschliessen, und das haben wir auch gemacht.

Wir waren eine eigene Parteigruppe, ja sogar eine eigene Grundorganisation, denn wir durften keinen Kontakt zu offiziellen Mitarbeitern haben, auch die durften uns nicht kennen. (Es gab in unserem IM-Kollektiv auch Leute, die nicht in der SED waren. Eine krasse Minderheit, aber es gab sie.) Unseren Referatsleiter mussten wir dann immer zu unseren Versammlungen einladen, das gehörte sich so. Meist war er auch dabei. Schön waren aber die Versammlungen, wo er nicht dabei war. Da war dann echt ein ungewohntes Reden. Ich muss sagen, die Leute, die dort gearbeitet haben, die waren schon überkritisch. Es waren viele an einem solchen Punkt, wo

sie alles Scheisse fanden. Die hat echt alles angekotzt. (Aus heutiger Sicht würde ich sagen, es war ein gutes Kollektiv, damals fand ich es total beschauert. Ich hab' mich da nicht wohl gefühlt. Ich hab' zu wenigen Menschen Kontakt gefunden, um zu verstehen oder verstanden zu werden.) Und gerade die Leute, die vielleicht schon fünfzehn Jahre in diesem IM-Kollektiv gearbeitet haben, waren dermassen frustriert, die kannten das ja alles schon über ein Jahrzehnt. Die haben auch, obwohl das ja eigentlich verboten war, Kontakt zu offiziellen Mitarbeitern gehabt, die wussten also genau, was Phase war und wie sie eigentlich beschissen und betrogen wurden, von ihren eigenen Leuten, die sie als tolle Genossen gesehen haben. Ich hab' manchmal gestaunt, wie die das ausgehalten haben. Aber man hat's zu schnell beiseitegedrängt, man hat's nicht tiefgründig aufgearbeitet, man hat zwar vieles kritisiert, leicht kritisiert, aber in der Parteiversammlung war dann alles wieder in Ordnung. Schlimm fand ich, dass man nur im engeren Kreis sich so richtig rausgelassen hat. Sobald der Kreis grösser wurde, war's vorbei. Das ging dann erst los, als man gemerkt hat, dass die Massen aufrühren.

1988 wurden alle IM-Kollektive aufgelöst. Vorher hat man sie schnell noch in HIM umbenannt – Hauptamtliche Inoffizielle Mitarbeiter. Die Bezahlung änderte sich, und die Arbeit war weniger anstrengend. Und der Ausweis, den wir dann bekamen... Ich hab's gehört und ich glaub's auch, dass viele mit diesem Ding echt ihren Max gemacht haben. Ich hab' ihn nie benutzt, ausser um ihn am Eingang vorzuzeigen. Es war ein Freibrief irgendwo. Für viele war es das Höchste, diesen Ausweis zu besitzen.

Unsere Arbeit war ja als politisch-operative Arbeit deklariert, das heisst, Politik spielte immer mit, egal, was wir gemacht haben. Bei allem, was wir gemacht haben, mussten wir aufpassen, dass wir nicht irgendwo ins politische Fettnäpfchen, dass wir nicht jemand auf den Schlips treten.

Ich hab' ja den *politischen Untergrund* beschattet. Vermittelt hat man uns sehr wenig zu den Leuten und ihrem Stellenwert. Da hab' ich nur ein paar Namen gehört: Bärbel Bohley, Werner Fischer und was weiss ich, also die gängigen Namen, die man auch der Presse entnehmen konnte. Mehr haben

wir nicht erfahren. Es hiess halt, das hat uns nicht zu interessieren, und wir sollten die Finger davon lassen. Ich hab' mich damit auch nicht so sehr beschäftigt. Ich hab' mich nur immer gewundert, wenn der Horst gesagt hat: Also ich verstehe nicht, wie die vor so ein paar Leuten Angst haben können. Der Stellenwert dieser Leute stieg dann, als ich offizieller Mitarbeiter wurde und sich das zum Oktober 1989 immer mehr verstärkte, dass wir solche Leute beobachten mussten.

Aus: Beobachtungsbericht

Betr.: Gilbert Radulovic, geb. Kloss [heute Furian]
 geb. am: 3.1.1945 in Görlitz Deckname: «Schreiber»
 für die Zeit vom: 26.3.1985 6.50 Uhr bis 24 Uhr

- 16:15 Uhr verliess «Schreiber» mit einem schwarzen Einkaufsbeutel in der Hand seine Arbeitsstelle und begab sich zur U-Bahnstation Spittelmarkt. Hier fuhr er mit einer ankommenden U-Bahn
- 16:15 Uhr in Richtung Thälmannplatz.
- 16:20 Uhr verliess «Schreiber» auf der U-Bahnstation Hausvogteiplatz die U-Bahn und ging zum gegenüberliegenden Bahnsteig.
- 16:22 Uhr stieg er in eine ankommende U-Bahn und fuhr bis zur U-Bahnstation Senefelderplatz.
- 16:37 Uhr verliess «Schreiber» die U-Bahnstation und lief über die Schönhauser Allee, die Kollwitzstrasse zur bekannten Adresse Husemannstrasse 10, die er
- 16:40 Uhr betrat.

16.45 Uhr kam «Schreiber» mit einem zweirädrigen Handwagen aus dem Wohnhaus und begab sich zur Rewatexannahmestelle in der Sredzkistrasse Ecke Kollwitzstrasse. Den Handwagen stellte er vor dem Dienstleistungsbetrieb ab und betrat diesen.

Nach ca. 1 Minute verliess er die Annahmestelle und sicherte seinen Handwagen mit einem Fahrradschloss. Danach ging er zurück zu dem Wohnhaus Husemannstrasse 10 und betrat dieses

16.52 Uhr. Nach ca. 3 Minuten kam «Schreiber» wieder aus dem Wohnhaus und begab sich abermals zur Rewatexannahmestelle, die er

16.58 Uhr betrat. «Schreiber» verstaute drei eingerollte Teppiche auf seinem Handwagen. Danach entfernte er das Fahrradschloss und lief, den Handwagen vor sich herschiebend, über die Sredzkistrasse, die Husemannstrasse, die Wörther Strasse, die Schönhauser Allee zu seinem Wohnhaus in der Schwedter Strasse 5, das er

17.10 Uhr betrat.

17.21 Uhr kam «Schreiber» mit dem leeren Handwagen aus dem Wohnhaus und ging die gleiche Wegstrecke zurück zum Wohnhaus Husemannstrasse 10, welches er

17.28 Uhr betrat.

17.30 Uhr verliess «Schreiber» wieder das Wohnhaus und ging über die Husemannstrasse zum Haushaltwarengeschäft an der Ecke Husemannstrasse/Dimi-

troffstrasse. In dem Geschäft hielt er sich von

17.36 Uhr bis

17.38 Uhr auf. Nach Verlassen überquerte er die Dimitroffstrasse und ging zum Wohnhaus Dunckerstrasse 21. Im Durchgang zum Hinterhof blieb «Schreiber» für kurze Zeit stehen und kramte in seinen Manteltaschen. Danach begab er sich in das Quergebäude links. Welche Wohnung er dort aufsuchte, konnte nicht festgestellt werden.

Ich habe diese Leute aus dem politischen Untergrund nicht verstanden. Ich hab' nicht begriffen, warum sie das machen. Für mich war die Welt im Grossen und Ganzen in Ordnung, ich hab' mein Ziel gehabt, ich wusste, was ich wollte. Ich hab' mein Feindbild gehabt, sehr ausgeprägt: Ich war mal soweit, dass ich alles gehasst habe, was über die Grenze kam. *Hass* ist vielleicht zu gross ausgedrückt, ich habe auch hämisch und zynisch über die aus dem Untergrund gelacht, wobei ich ehrlich zugebe, ich begreife sie heute noch nicht. Ich fand's damals irgendwo richtig, als es losging mit den Runden Tischen, dass man miteinander redet, erst mal. Und jetzt, wo wir reden wollen, fährt man uns über den Mund.

Wenn ich mich an offizielle Verlautbarungen der Bürgerbewegungen halte, dann sind die ganz schön bitter für mich. Ich habe diese Galionsfigur, diese Ingrid Köppe, so in mich aufgenommen; die Frau stösst mich vom Äusseren nicht ab, aber ich muss sagen, wenn ich ihr begegnen würde, ich würde ihr meine ganze Wut entgegenbrüllen. Ich habe das ja damals alles verfolgen können, den Runden Tisch, ich war ja, weil das MfS in Auflösung begriffen war, faktisch arbeitslos und hab' zu Hause gehockt. Angefangen hat's mit Mielkes *Ich liebe euch doch alle*, wonach ich mich hab' vollaufen lassen. Und dann habe ich mir all die Runden Tische reingezogen und hab' immer mehr Aggression gegen die Leute in den Bürgerbewegungen verspürt. Ich

hätte mit ihnen bis aufs Messer diskutieren können, weil ich damals auch ideologisch ziemlich fest war – ich habe meine klaren Vorstellungen gehabt, ich wusste, was ist, ich wusste, was wird, und da hab' ich keinen ran gelassen, es stand für mich fest, das muss so sein. Ist vielleicht gut, dass ich so was nicht gemacht hab', denn ich hätte mich noch mehr verhärtet und wäre für Argumente nicht zugänglich gewesen.

Es wurde ja alles negiert, und ich habe mich logischerweise persönlich angegriffen gefühlt, weil ich ja mit meiner Arbeit als erster auf der Tagesordnung stand. Wir waren von Anfang an die Prügelknaben der Nation. Sicherlich teilweise berechtigt, aber ganz einsehen kann ich's bis heute nicht. Ich habe bis Mitte letzten Jahres alles abgeblockt, um einfach mit mir ins Reine zu kommen, und diese ganzen Sachen nur nebenbei aufgenommen. Hatte ja auch 'ne neue Arbeit, und die hat mich voll eingefangen. Und da war ich schon über den Punkt hinweg, wo ich's hätte versuchen können, die Leute wie Köppe oder Bohley zu verstehen. Ich pack's jetzt nicht mehr.

Ich kann mir viel Mühe geben, vielleicht begreife ich auch Einzelschicksale, was weiss ich, aber letztlich entzieht sich das alles meinem Verständnis, weil ich nach meinem revolutionären Weltbild, das ich immer noch irgendwo in mir habe, davon ausgegangen bin, dass so eine Sache wie der Sozialismus immer auch einer Verteidigung bedarf, und ich hab's absolut nicht verstanden, wie sich der Staat das hat aus der Hand nehmen lassen, und wie die aus dem Untergrund sich haben missbrauchen lassen. Es kam mir vor wie ein Szenarium, das von aussen in die DDR reingetragen wurde. Für mich hat sich das so dargestellt, weil ich wusste, dass diese Leute unheimlich viel Westkontakte hatten. Es kamen ja Leute mit Diplomatenfahrzeugen an, die sind einen halben Kilometer vor der Zionskirche ausgestiegen und dann schnurstracks in die Umweltbibliothek oder zur Bohley gegangen, und da dachte ich mir, wenn das nicht doch irgendwie gesteuert ist. Manchmal habe ich mir gesagt, das sind eben Leute, die anders zu leben versuchen und andere Auffassungen haben, aber meistens dachte ich doch, die wollen uns alles kaputt machen. Das war der grosse Rahmen, mit dem alles gegeben war. Das hat sich dann bei mir so weit personifiziert, dass ich

echt dachte, die wollen mir an die Wäsche, alles kaputtmachen, was ich habe. Eigentlich hätte man sich sagen müssen: dieses winzige Häuflein. Aber dieses winzige Häuflein ist ja dann dermassen explodiert, als die Flüchtlingswelle losging über Ungarn. Ich glaube, dass da die wenigsten aus politischen Gründen gegangen sind. Sie waren halt dabei. Ich hab' mit einem gesprochen, der dabei war, als sie die Normannenstrasse gestürmt «gekriegt» haben – da hat ja einer von drinnen aufgemacht –, und für den war's das Grösste: Er war dabei. Und als er dann über die Grenze gerannt ist: Er war dabei. Und ich hab' trotzdem gedacht: o. k., wenn sich 100 irren, aber 100.000? Da muss sich doch mächtig viel Frust auf einmal entladen haben.

Ich hab' mir damals den Spass gemacht, das Material der jeweils letzten Tagung mit der davor zu vergleichen. Es kamen immer die gleichen Sätze. Höchstens noch 'n bisschen umgestellt. Man kam sich vor wie in einem schlechten Film. Und wo man genau wusste, dass in der Dritten Welt alles kaputtgeht – jedes Mal stand zu den Befreiungsbewegungen der Satz drin: weitere Erfolge, weitere Erfolge.

Der Zusammenbruch kam dermassen schnell und dermassen schockierend für mich. Ich kann mir das nur so erklären, dass auch viele Leute bei uns im MfS die Schnauze echt voll hatten, deshalb tut's mir leid, dass man viele solche Leute jetzt wie Scheisse behandelt. Ich habe vielleicht das seltene Glück, dass es bei mir nicht so ist. Man wirft uns vor, jahrelang den Dialog nicht gesucht zu haben, und jetzt geht man nicht auf die Leute zu, die sich abgekapselt haben und Angst davor haben. (Wenn ich natürlich ein paar Dienstgrade mehr gehabt hätte, hätte ich's mir auch überlegt. Wenn ich irgendwo mal eine Entscheidung gefällt hätte, da wäre ich bestimmt auch vorsichtiger. Aber ich hab' halt geredet, weil ich mir nichts vorzuwerfen habe. Zumindest bilde ich mir ein, dass ich mir nichts vorzuwerfen habe.)

Viele – ich auch – haben echt auf die Partei gebaut, haben gehofft, dass da was kommt. Aber es passierte nichts. Zu lange. Und als es dann passierte, setzte sich die politische Tradition fort, die schon vorher da war. Es gab eben bloss paar Gegenstimmen, und im Parlament gab's paar Zwischenru-

fer. Das kam mir so falsch vor, denn das waren die gleichen, die vorher schweigend stillgesessen und mitgekritzelt haben. Aber ich habe keine Beziehung mehr zu dieser Partei. Bin dort ausgetreten. Ich habe ja im MfS im Auftrage dieser Partei gearbeitet, es hiess ja *Schwert und Schild der Partei*, und diese Partei hat mich fallengelassen wie einen heissen Apfel, man wollte nichts mehr zu tun haben mit solchen Leuten. Bin gebrandmarkt. Man nennt sich jetzt PDS, aber ist eine Partei weder mit kommunistischem noch mit bürgerlichem Programm, es ist nichts. Und wenn man keine politische Heimat mehr hat, kann man nur noch abschalten.

Aber Abschalten geht ja auch nicht – da wird man verrückt. Und früher oder später drehe ich auch durch. Ich kann in diesem Land nicht leben, ich komme mit der Gesellschaft nicht klar. Das ist nicht meine Welt. Die ganze Welt ist nicht mehr meine Welt: Es ist alles irgendwie futsch. Dem du nachgerannt bist in der vollsten Überzeugung, es ist richtig – das ist alles weg. Aber wo willst du hin. Ich denke manchmal, es muss doch in dieser Scheisswelt einen Flecken geben, wo noch keiner war und wo auch keiner hinkommt. Vergiss es. Es ist alles irgendwo aufgeteilt. Ich finde einfach für meine politische Überzeugung, die ich hatte und auch noch habe, keine Plattform. Ich weiss nicht, wohin. Viele Leute, die links denken, akzeptieren mich nicht. Weil ich halt für dieses MfS gearbeitet habe. Eine Zeitlang wollte ich mal in den Freidenkerverband, aber ich hab's dann gelassen. Ich denke so wenig wie möglich nach, denn dann kommt alles wieder hoch, und ich schaff' das nicht. Ich mach' meine Arbeit in einer geschützten Werkstatt für Behinderte, aber zu meinem Leidwesen gilt das als Öffentlicher Dienst, und ich warte nun auf meine Entlassung, denn ich bin ja nicht tragbar.

Ich will ja keinen Job, um Geld zu verdienen, sondern ich will eine Arbeit, die mir Spass macht. Aber beim Arbeitsamt zähle ich als schwer vermittelbar. Einen Verbrecher will keiner einstellen. Tja, damit muss man leben. Ich habe aber davor Angst, dass man zu viele Leute so in die Enge treibt, dass es dann zu extremen Reaktionen kommt, wenn sie keinen anderen Ausweg mehr sehen. Und es sind halt sehr viele, es sind 100.000, die hauptamt-

lich beschäftigt waren, und ich weiss, dass davon viele sehr gut ausgebildet waren, auch auf militärischem Gebiet. Ich weiss nicht, was an Waffen irgendwo verschwunden ist. Das ist der Punkt, vor dem ich Horror habe, dass einige von meinen ehemaligen Kollegen durchdrehen und echt Macke spielen.

Bis Ende '89 haben wir gedacht: Es wird viel geredet, aber nichts gemacht. Es wird ein neuer Geheimdienst aufgebaut, jedes Land braucht einen Geheimdienst. Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Es wird schon irgendwie weitergehen. Ab Januar 1990 konnte ich dann nicht mehr; ich habe die Kontakte abgebrochen. Ich möchte auch nicht darüber reden, warum, das ist meine persönliche Sache. Ich wusste, dass sie sich noch irgendwo treffen und quatschen. Und wenn wir uns mal zufällig getroffen haben, wurde über das Politische nicht geredet, das war irgendwie abgehakt. Es hat uns allen irgendwo wehgetan, und so haben wir nicht darüber geredet.

Wenn ich daran denke, dass meine Arbeit – wie Sie sagen – dazu gedient hat, die Schwelle für unkontrolliertes und abweichendes politisches Verhalten so hoch wie möglich zu halten, dann geht's mir schon beschissen. Nachdem das jetzt alles so hochkommt, was ich gar nicht glauben konnte und wollte, muss ich sagen, ich fühl' mich schon missbraucht und in den Arsch getreten. Missbraucht für eine Sache, die nicht gut war, die nicht okay war. Irgendwo kommt natürlich immer noch der Gedanke: So ganz falsch kann's einfach nicht gewesen sein. Ich kann das nicht einfach in die Ecke stellen: Du hast dein Ding gemacht, es war nicht richtig und damit hat sich's. Bei so viel Mist und allem, was passiert ist – es waren bestimmt auch viele Sachen dabei, die notwendig waren, die jeder Staat irgendwo macht, unabhängig davon, ob das nun rechtens ist. Ich hab' immer danach gelebt: diese kleine DDR, von allen Seiten angegriffen, jeder versucht, sie übert den Zaun zu ziehen und das immer massiver. Ich bin jetzt an dem Punkt, wo ich drüber reden kann, aber fertig bin ich damit noch lange nicht.

(Aufgezeichnet am 6. Juni 1991)

Ich musste es halt mitmachen. Es war Gesetz

Brigitte Grahl, geb. 1950; von 1976 bis 1990 Richterin bzw. stellvertretende Direktorin an einem Kreisgericht, gegenwärtig (2012) Leiterin eines Stadtteilzentrums.

Ich hab' nichts mehr zu verbergen. Ich hab' eigentlich nie was verborgen. Und jetzt erst recht nicht. Das habe ich mir geschworen: Ich sage, was ich denke, egal, ob ich auf die Nase falle oder nicht, das ist mir dann auch Wurst, aber das mache ich nie wieder, zu denken: So ein Scheiss – aber nach aussen hin ... Auch auf die Gefahr hin, nicht wieder Richter zu werden.

Ich wäre gern weiter Richter ... Aber wahrscheinlich ist es besser so. Vielleicht würde ich's gar nicht mehr können. Im Moment hätte ich die Motivation nicht. Fachlich würde ich es bringen. Ich hab' ja ein ganz Teil Konsultationen mitgemacht. Die im Westen verhandeln auch ähnlich und haben auch ähnliche Probleme wie wir, haben auch ihre Bürger, die sich beschweren, wenn sie verloren haben. So ist das Leben. Und dafür musst du als Richter den Kopf hinhalten und die Verantwortung übernehmen, und das hab' ich eigentlich immer gemacht, auch bei den politischen Straftaten ... Heute würde ich sagen: Die habe ich überhaupt nicht leiden können. Was soll ich dazu sagen? Ich habe sie gemacht. Und ich wüsste heute auch nicht die Frage zu beantworten, was passiert wäre, wenn ich sie abgelehnt hätte. Aber so weit bin ich nicht gegangen.

Ich habe lieber Familien- und Zivilrecht verhandelt. Und wenn Strafrecht, dann auch nicht in der Ia-Kammer, sondern Verkehrsstrafsachen. Ich hab' zwar kurioserweise keine Fahrerlaubnis, aber die StVO, die hab' ich auch so gebracht. Im Zivil- und Familienrecht war ich mein eigener Herr. Wenn man so will, war ich mein eigenes Ermittlungsorgan. Da habe ich den Leuten die Fragen so gestellt, wie ich meinte, ... dass wir am besten den Sachverhalt klären können, damit man eingrenzen kann und eine Entscheidung

daraus machen. Und das hat mich beim Strafrecht so genervt, dass du da so in dieser Richtung drin warst, und ich bin – das wissen auch meine Direktoren – kein Strafrichter, der dort vorn mit ernstem Blick sitzt, sondern einer, der versucht, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Strafrecht ist ein völlig anderes Verhandeln – du hast deine Akte, bist von dem abhängig, was die Ermittlungsorgane rausgekriegt haben und was der Staatsanwalt in seiner Anklage hat. Insoweit ist ja dein Rahmen eingegrenzt. Und was machst du nun draus, oder auch nicht. Und dann bist du weiter abhängig – du hast eine Protokollantin, und innerhalb von drei Tagen musst du das Urteil geschrieben haben. Manchmal hapert es an solchen einfachen technischen Sachen. Strafrecht hat mir insgesamt keinen Spass gemacht. Spass nun nicht, dass ich meine Freude daran gehabt hätte, Leute zu verurteilen, sondern von der Tätigkeit her, sich damit auseinanderzusetzen, warum, wieso, und das nicht mit den Scheuklappen vorneweg. Im Strafrecht hast du doch eine andere Distanz zu den Bürgern, du verhandelst distanzierter. Fristen hattest du auch noch, ansonsten musstest du eine Begründung schreiben, warum du das in vier Wochen nicht gepackt hattest. Also es gab vielerlei Schranken im Strafrecht, die mir einfach nicht gepasst haben.

Trotzdem waren für mich auch der § 213 und der § 214 Gesetz, und die Möglichkeiten, die das Grundgesetz jetzt bietet, dass ein Richter, wenn er meint, dass eine rechtliche Regelung nicht verfassungsgemäss ist, die Prüfung auf Verfassungsmässigkeit beantragen kann, die gab es nicht. Es war Gesetz – ich musste es halt mitmachen. Mit dieser Haltung zum Strafrecht an sich. Die 213er – ungesetzlicher Grenzübertritt – waren insoweit auch keine besonderen Verfahren, die waren ja nicht generell nur vom MfS ermittelt, sondern auch mal von der VP-Inspektion. Und die Unterscheidung – warum nun plötzlich vom MfS ermittelt und nicht «nur» von der VP-Inspektion oder von der Abteilung K im Stadtbezirk –, diese Unterscheidung war schwer einsichtig. Die kriegtest du als Richter eigentlich gar nicht mit.

In meiner Zeit als stellvertretender Direktor konnte ich von meinem Direktor nach Geschäftsverteilungsplan zu politischen Strafsachen eingesetzt

werden. Zum Glück nicht durchgängig, sondern nur in Ausnahmefällen. Wenn der Richter, der dafür zuständig war, das nicht schaffen konnte, weil zuviel Arbeit war.

Ja, wie habe ich diese Sache gesehn... Wenn einer zum Beispiel mit einer Wäscheleine und einem Fleischerhaken dran losgelaufen ist, um das an der Mauer festzumachen... den hab' ich gar nicht für voll genommen. Ich selbst wäre nie auf die Idee gekommen, unter Einsatz meines eigenen Lebens loszulaufen und über diesen hässlich beleuchteten Streifen zu rennen, das hielt ich für idiotisch. Ich hab's also verurteilt, einfach aus dieser Naivität heraus: Das ist Gesetz, das darf man nicht, man kann nicht ohne Genehmigung diese Grenze wie auch alle anderen Grenzen überschreiten. (Ich hab' kurioserweise auch mal jemand verurteilt, weil er die Grenze nach Polen durchschwommen hatte.) Eine besondere politische Funktion habe ich beim § 213 nicht gesehen. Ich habe mir gesagt: Ein legaler Antrag war möglich. Vielleicht völlig naiv, weil das ja für mich nie in den Bereich des Machbaren kam. Welche Repressalien sich aus einem solchen Antrag ergaben, war ja erst im Laufe der Zeit erkennbar. Eigentlich erst nach 1983/84, als die Ausreisearträge insgesamt in der Gesellschaft eine sichtbare Rolle zu spielen begannen.

[GF.: Der Richter war ja auch ein ganz normaler Bürger, und als ganz normaler Bürger hatte man doch das Gefühl: Verdammt noch mal, wir werden hier festgehalten. Eigentlich steht es uns zu, dass wir die Grenze passieren dürfen. Aber wir dürfen es nicht.]

Ja, sicher. Aber für mich galt eigentlich nur das Unerlaubte. Ich habe mir gesagt, man muss dann eben den Antrag stellen, dorthin verreisen zu dürfen. Als Richter kam das für mich ohnehin nicht in Frage, da hätte ich nicht weiter drüber nachzudenken brauchen, ob ich noch weiter Richter sein will, dann hätte ich schon die Konsequenzen ziehen müssen: Entweder mache ich meinen Beruf, den ich ja durchaus geliebt habe, oder ich mache ihn nicht mehr und versuche mal, meine in den Kaderakten nicht vorhandene Tante Erna zu besuchen, die dann wie bei so manchem hätte im Nachhinein aus der Versenkung auftauchen können.

Das war für mich schon interessant, wer dann plötzlich alles Verwandte hatte, von denen vorher nie die Rede war, das war schon drollig und hat mich auch gewurmt. Nun bin ich eine Generation, die nie da *drüben* war, ich habe mich zwar geärgert, dass da drei Kilometer weiter auch noch was ist, nicht nur ein weisser Fleck auf der Landkarte, aber ich dachte eben, bevor du sechzig bist, kommst du da nicht hin. Und da hätte ich eben noch 20 Jahre gebraucht. So richtig deutlich ist mir das alles erst geworden, nachdem Reinhard, mein geschiedener Mann, das erste Mal in Frankreich war. Uns ist ja immer eingehämmert worden, wir sind alle in Salzgitter registriert, und sowie du die Grenze überschreitest, hat schon der Verfassungsschutz die Hand auf deiner Schulter. Und als dann Kollegen von mir, Rechtsanwälte, drüben waren, und man fragte: Hat sich denn irgendjemand um euch gekümmert? Da sagten die: Die Geheimnisse, die du weisst, die stehen auch in der Zeitung. Warum sollst du also nicht dorthin.

Ich hätte nicht mal gewusst, welche Geheimnisse ich hätte ausplaudern sollen aus meinem Richterdasein. Und nachdem Reinhard in Frankreich war, dachte ich dann auch: So'n Scheiss, da möchtest du auch mal hin. Nach Paris. Und deshalb hatte ich auch nach Öffnung der Mauer nicht die Berührungsgängste, die viele meiner Kollegen hatten. Die haben mich dann auch, als ich zwei Tage nach Öffnung der Mauer ohne Genehmigung meines Direktors drüben war (ohne dass mir einer die Hand auf die Schulter legte) und freimütig am Montag erzählte, dass ich da gewesen bin, gefragt: Du hast dich getraut? Naja, hab' ich gesagt, es dürfen alle DDR-Bürger, und *ich bin alle DDR-Bürger* – das erste Mal, war schön. Aber dann begannen auch schon die Diskussionen, wer denn nun gewesen sei ohne Genehmigung, denn man hatte doch unterschrieben. Und da dachte ich: Sind die denn alle blöde. Und ich habe dann im Kollegenkreis gesagt: Zum ersten Mal habe ich für mich entschieden und keinen gefragt und habe mir nichts dabei gedacht. Aber man hat sich darüber nur im unmittelbaren Kollegenkreis unterhalten. Es hat mich zwar auch einer der Höheren am Mittagstisch gefragt: Was, du bist auch schon gewesen? Aber einen Tag später kam ein Telegramm vom Ministerium, dass wir auch dürfen.

In den letzten Jahren bin ich meiner Verpflichtung ausgewichen, für die ich unterschrieben hatte: keine Kontakte. Ich hab' sie eben nicht gemeldet. Hört sich heute blöd an. In früheren Jahren sind Leute wegen solcher Sachen aus dem Beruf rausgeflogen. Aber die Frage war für mich nicht so vordergründig. Ich war Richter und war insoweit auch von meinem Vater Staat ... *abhängig* ist nicht das richtige Wort, aber ich war da eingebunden. Dass du dich selber damit natürlich immer mehr mit einbindest, das habe ich erst im Laufe der Zeit begriffen, so ganz bewusst. Unterschweilig, ja. Aber ich hätte nicht meinen Beruf aufgeben wollen, auch nicht für Frankreich, wo ich auf Reinhard neidisch war.

Jetzt habe ich mit dem Gedanken, weiter Richter zu sein, schon abgeschlossen. Ich habe meinen Fragebogen ausgefüllt und weiss ja unterdessen auch, wie die Wessis da rangehen – wenn du fünfzehn Jahre Richter gewesen bist, da muss doch irgendwas gewesen sein. Vielleicht warst du doch ... Ich war nie in der Stasi, ich bin auch nie angeworben worden, habe also auch nie nein sagen müssen, ob mir das nun heute einer glaubt oder nicht, das ist mir auch Wurst.

Nicht einmal in meinen Verfahren habe ich mit denen Kontakt gehabt. Jedenfalls habe ich keine *interessierter Stellen* erlebt, auf den Ausgang Einfluss zu nehmen, sei es durch einen Anruf bei mir selbst oder bei meinem Direktor. Aber es gab solche Versuche. Das ist mir von Kollegen bekannt. Ich hatte es konkret ein einziges Mal in einem Verfahren, aber es war ein Familienverfahren, wo es Anrufe des ZK gab und ein Abteilungsleiter des ZK meinte, das Verfahren müsse bis dann und dann und so und so zum Abschluss gebracht werden. War ein Scheidungsverfahren. Letztendlich habe ich die Scheidung ausgesprochen, aber nicht, weil die angerufen haben, sondern weil unter anderem ein übereinstimmender Antrag vorlag. Aber ich habe dieses Verfahren deshalb nicht anders behandelt als jedes andere Verfahren. Und da gab's auch kein Nachspiel.

Ich habe da also keine negativen Erfahrungen machen müssen. Es gab zwar Richtlinien des Obersten Gerichts zu den Straftaten des 8. Kapitels (Strafgesetzbuch der DDR: Straftaten gegen die staatliche Ordnung), wo

unter anderem auch ein gewisser Strafraumen für bestimmte Sachen genannt wurde. Aber dass bei mir direkt einer gesagt hätte: Bei der Sache so und so, das habe ich nicht erlebt. Und insoweit hab' ich mich auch unabhängig gefühlt. Und ob ein Angeklagter von seinen Anwälten instruiert oder vom Untersuchungsorgan unter Druck gesetzt worden war, war für mich nicht ersichtlich. Vielleicht war ich auch da zu naiv – wahrscheinlich. Aber ich habe die Leute immer dazu befragt, und ich habe auch keinen beschimpft oder bin ausfallend geworden.

Der Staatsanwalt war ja weisungsgebunden. Der Richter nicht. Das war der kleine, feine Unterschied, worauf ich immer stolz war. Und aus diesem Grunde wollte ich auch kein Staatsanwalt werden, weil ich dann etwas hätte vertreten müssen, was ich vielleicht nicht hätte mittragen können.

Da ich Richter werden wollte, war es für mich überhaupt kein Problem, 1971 in die Partei zu gehen, auch aus meiner Einstellung heraus, und in gewissem Masse, von der Idee her, habe ich die Einstellung heute noch. Dass damit nun so Schindluder getrieben wurde... Ich war Richter seit 1976 und war es immer aus Passion, bis zuletzt, und bin es auch höchst ungern am 3. Oktober nicht mehr gewesen. Weil ich mir wirklich eingebildet habe, dass ich manchem geholfen habe zu klären...

Ich bin eigentlich nach wie vor davon überzeugt, dass ich meine Arbeit gut gemacht habe, insgesamt. Dass man manches anders hätte machen können, vielleicht müssen ... Aber ich könnte jetzt keinen Einzelfall sagen. Auf jeden Fall habe ich keine Verfahren so gemacht, dass ich irgendwie Recht gebeugt hätte. Oder Leute nicht ernstgenommen. Aber ich bin natürlich nie aus dem Verfahren heraus zu Freispruch gekommen, jedenfalls in den politischen Verfahren. Es gibt ja Kollegen, die jetzt sich und andere verrückt machen: «Kannst du dich entsinnen, da habe ich doch mal einen freigesprochen.» Sich auf die Weise von seiner Verantwortung reinwaschen zu wollen, das ist...

Senatsverwaltung für Justiz Berlin
Salzburger Strasse 21-25
D-1000 Berlin 62

25. März 1991

Sehr geehrte Frau Grahl,

aus dem Hinweis über die Pflicht zur Verfassungstreue ist Ihnen bekannt, dass Bewerber um Weiterverwendung im Probedienstverhältnis nach ihrer Persönlichkeit und ihrer bisherigen Tätigkeit in der Rechtspflege die Gewähr dafür bieten müssen, dass sie ihr Amt im Geist der Verfassung ausüben werden. Hieran bestehen aufgrund Ihrer bisherigen Tätigkeit erhebliche Zweifel. Sie hatten [...] als stellvertretende Direktorin des Stadtbezirksgerichts Berlin-Lichtenberg bzw. als stellvertretende Direktorin des Stadtbezirksgerichts Berlin-Hohenschönhausen eine herausgehobene Stellung in der Justiz der ehemaligen DDR eingenommen. Ferner waren Sie beim Stadtbezirksgericht Berlin-Lichtenberg – nach hiesiger Erkenntnis – schwerpunktmässig mit der Bearbeitung von Straftaten gegen die staatliche und öffentliche Ordnung befasst. Damit waren Sie auch auf dem Gebiet des politischen Strafrechts [...] tätig. Auch auf diese Weise haben Sie das Regime in der ehemaligen DDR unterstützt.

Sie erhalten Gelegenheit zur Äusserung bis zum 10. April 1991. Sofern Sie es wünschen, können Sie Ihren Bewerbungsvorgang jeweils Montag bis Freitag in der Zeit von 10.00 bis 13.00 Uhr in der hiesigen Registratur (Zimmer 252) einsehen.

Hochachtungsvoll

Im Auftrag

Ritter

Ich hatte mich ja auf die Aktenlage schon eingestellt, aber es gab eine ganze Reihe von Kollegen, die es sehr getroffen hat, weil sie nicht damit gerechnet haben, denn sie konnten sagen: Ich habe nie strafverhandelt. Dass es bei den Strafrichtern mehr Zweifel geben kann, wussten alle. Das trifft übrigens alle stellvertretenden Direktoren. (Es gibt aber auch welche, die gar kein Strafrecht verhandelt haben.) Die haben zwar 1460 Mark als Anfangsgehalt bekommen, aber so herausragend war die Stelle nun auch wieder nicht, von der Bezahlung jedenfalls nicht, und Privilegien hatten wir überhaupt nicht, und Treueprämie hat man auch erst nach zehn Jahren gekriegt. Was da nun so fürchterlich herausragend gewesen sein soll... Letztlich hat jeder, der im Staatsapparat tätig war, durch seine Tätigkeit das Regime auch unterstützt, zumindest gestützt. Insofern ist es ja nicht richtig, wenn gesagt wird: Prüfung im Einzelfall.

Geäußert habe ich mich zu dem Schreiben nicht. Das ist mir zu blöd. Ich könnte noch ein paar Spitzen rüberwerfen... Aber für mich ist das Kapitel abgeschlossen. Ich ziehe aber meine Bewerbung auch nicht zurück. Insofern betrachte ich dieses Schreiben noch lange nicht als Ablehnung, weiss nur aus der Bewerbungsakte, dass da irgendeine unleserliche Unterschrift alles zusammengefasst hat, was ich im Fragebogen geschrieben habe. Nun weiss ich nicht, wenn ich das alles nicht reingeschrieben hätte, ob sie mir noch was anderes angelastet hätten. Ich habe ja meinen beruflichen Werdegang mit aller Offenheit geschildert. Aber damit muss ich leben, und damit kann ich inzwischen auch leben.

In dem erwähnten «Bewerbungsvorgang», den ich einsehen durfte, hab' ich einen von mir unterschriebenen Haftbefehl gefunden von 1982. Als Haftgrund war deklariert: «Vorbereitung zum ungesetzlichen Grenzübertritt». Und zwar wollte er das machen mit einem Flugapparat, den er gebaut hatte aus Aluminium-Zeltstäben und mit irgendwelchen Bespannungen, aber überhaupt nicht fachmännisch, so dass die Gutachter vom MfS gesagt haben, damit hätte er sich höchstens sechs Meter fortbewegt und auch nur in zehn Zentimetern Höhe, wenn überhaupt. Es war letztendlich ein Versuch am untauglichen Objekt. Das weiss ich natürlich erst aus der Akte;

zum Zeitpunkt des Haftbefehls wusste ich das noch nicht. Eine recht kuriose Sache, aber der hatte tatsächlich die Absicht, von einem Hochhaus in der Leipziger Strasse Richtung *Springer* zu segeln. Es wäre also wahrscheinlich ganz unglücklich ausgegangen. Aber er ist im Vorfeld offenbar denunziert worden. Das war aus der Akte nicht ersichtlich. Jedenfalls haben sie im Keller das Fluggerät gefunden. Diesen Haftbefehl hatte ich im Bewerbungsfragebogen zur Übernahme nicht erwähnt, und sie hatten ihn dann dort vorliegen.

Und dann gibt es noch die Eingabe des Bürgers, der gesagt hat: Die ist vom *Honeckerbüro* (Umschreibung für die Eingabenstelle beim Staatsrat der DDR) eingesetzt worden und gilt als besonders vorauseilend und gehorsam. Und das passt alles so schön, ohne dass man sich das betreffende Verfahren überhaupt angeguckt hat. Das war die Vermögensauseinandersetzung eines früheren Offiziers der NVA, der irgendwie gescheitert ist, nicht aus politischen Gründen. Und da haben wir gesagt, was haut der so auf die Senkel. Wir haben eine Berufung von ihm abgewiesen. Mit dem erstinstanzlichen Verfahren hatte ich überhaupt nichts zu tun. Im Familien- und Zivilverfahren ist es eben oft so, dass einer gewinnt und einer verliert. Und der Offizier hatte nun verloren und schob das auf das *Honeckerbüro*. das zu dem Zeitpunkt schon gar nicht mehr existierte (das Verfahren war ja im April 1990). Und es ärgert mich, weil ohne zu hinterfragen und ohne Kommentar übernommen wurde, dass der Offizier schreibt, man solle bei der Überprüfung der Richter besonders auf die Grahl achten. Das macht mich schon an irgendeiner Stelle traurig und wütend.

Trotzdem: Schon als ich den Fragebogen ausgefüllt habe, habe ich – mit deren Denkweise – gesagt: Ich würde mich auch nicht nehmen. Und seither geht's mir besser. Schwer zu erklären oder vielleicht auch gar nicht, aber inzwischen bin ich so weit, dass ich dort gar nicht mehr würde arbeiten wollen.

(Aufgezeichnet am 10. April 1991)

Unter den gleichen Umständen könnte ich mich heute kaum anders verhalten

Horst Willamowski, geb. 1933, war von 1956 bis 1963 Richter an einem Kreisgericht, 1963/64 Richter am Bezirksgericht, von 1964 bis 1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter/ Sektorenleiter im Ministerium für Justiz der DDR, zum Zeitpunkt des Interviews Altersübergangsgeld-Empfänger (zugeschrieben als Rechtsanwalt beim Landgericht Berlin).

Ich stamme aus Ostpreussen, wo meine Eltern einen Bauernhof bewirtschafteten. Im Zuge der Umsiedlung gelangte ich im November 1945 nach Mecklenburg.

In der Oberschule in Grevesmühlen, an der ich 1952 mein Abitur gemacht habe, hatte ich zunächst drei Hauptrichtungen für mein zukünftiges Studium in Betracht gezogen. Das waren Medizin, Wirtschaftswissenschaft und Rechtswissenschaft. Bei den Überlegungen – was sollst du aus deinem Leben machen, habe ich mich bemüht, einen Beruf zu finden, der einmal meiner Begabung entsprach (so wie ich mich selbst einschätzte und wie ich wusste, dass mich meine Lehrer einschätzten) und mit dem ich dem Menschen, dem einzelnen Menschen oder auch dem Menschen in Gestalt der Gesellschaft nutzen und dienen wollte.

Man hatte natürlich als Schüler keine so konkreten Vorstellungen. Und da gab dann den Ausschlag ein Gespräch in der Schulpause mit meinem Lateinlehrer, den ich sehr schätzte, weil er ein väterlicher Lehrer war und ein Freund zugleich der Schüler. Der ging auf mich zu, legte den Arm um meine Schulter und sagte: Mein lieber Willamowski, Sie müssen Rechtsanwalt werden. Mit dem Begriff *Rechtsanwalt* meinte er aber wohl in erster Linie, ich müsse Rechtswissenschaft studieren. «Das können Sie, dafür sind Sie geeignet.» Ich war damals eine gewisse Zeit FDJ-Vorsitzender an der

Schule, da musste man ja oft vor der schulischen Öffentlichkeit auftreten, argumentieren, sprechen, und das hatte wohl Eindruck auf ihn gemacht. Er gab mir also diesen väterlichen Rat, und das war für mich ganz entscheidend.

Zu Beginn meines juristischen Studiums wollte ich an sich nicht Richter werden, sondern Wirtschaftsjurist. Erst in der letzten Phase des Studiums, als die Berufslenkung einsetzte, wurde mir von einem Vertreter des Ministeriums der Justiz der Vorschlag gemacht, doch Richter zu werden. Und ich habe mich damals sozusagen umorientieren lassen. Dieser Vorschlag erschien mir als ein Vertrauensbeweis: Ich war damals parteilos (und blieb es auch eine ganze Reihe von Jahren noch, weil mir z.B. die offizielle DDR-Politik in der Frage der deutschen Ostgebiete grosse Probleme bereitete), und mir war ja bekannt, dass man sich mit dem Vorschlag, Richter zu werden, vor allem an Parteimitglieder wandte. Aber ich sah darin auch eine Anerkennung meiner guten fachlichen, juristischen Leistungen und natürlich eine grosse Herausforderung an mich selbst, die Möglichkeit zu einer ganz besonderen Bewährung, denn der Richter muss ja die Entscheidung treffen. Auf ihn kommt es in ganz besonderer Weise an. Es hat das Urteil zu finden und zu begründen.

Ich wollte ein guter Jurist werden und sein, und ich bin auch angetreten, in meinem juristischen Beruf der *Wahrheit* zu dienen (ich muss hier dieses grosse Wort verwenden), für Gerechtigkeit einzutreten und die Gesetze durchsetzen zu helfen. Und alle diese Dinge – glaubte ich – könnte ich in meinem Richterberuf gut angehen und auch verwirklichen. Es trafen sich hier also sozusagen persönliche Überlegungen und gesellschaftliches Anliegen, für das ich mich durchaus mit aller Kraft als junger Jurist einsetzen wollte.

Ich sah im Richterberuf also die beste Möglichkeit des Wirkens als Jurist; wenn man so will, eine Krone des juristischen Berufs. Dabei bin ich natürlich davon ausgegangen, dass der Richter unabhängig entscheiden kann, dass er allein dem Gesetz verpflichtet ist, dass er seinem Gewissen folgen

kann. Die Wirklichkeit später hat dann gezeigt, dass das in dieser reinen Form leider nicht immer möglich war. Ich hatte in der Berufslenkung den Wunsch geäußert, in Berlin oder in der Nähe von Berlin arbeiten zu können, wenn ich denn als Richter arbeiten sollte. Das ist mir dann gewissermaßen auch genehmigt worden. Ich wurde in den Bezirk Potsdam vermittelt und war – nach einer kurzen Assistentenzeit – Richter am Kreisgericht in Zossen.

Wie an kleinen Kreisgerichten üblich, war ich auf allen Rechtsgebieten tätig, vornehmlich aber auf strafrechtlichem und familienrechtlichem Gebiet. Das Selbstverständnis, mit dem ich die ganze etwa achtjährige Richterzeit gearbeitet habe, war, die Wahrheit zu finden (das war manchmal nicht einfach), die Gesetze richtig anzuwenden und gerechte Urteile zu finden. Dies ist mir meines Erachtens im Grossen und Ganzen auch gelungen.

Ich war ein bisschen verrufen für lange Verhandlungen, für relativ lange Urteile, habe viel über die Arbeitszeit hinaus gearbeitet. Das war einmal dem starken Arbeitsanfall geschuldet, aber auch diesem persönlichen Bestreben, es möglichst gut zu machen. Das trug mir den Vorwurf einer gewissen Weitschweifigkeit ein, manchmal auch, dass ich die politischen Schwerpunkte nicht richtig erkennen würde. Das waren aber Vorwürfe, die ich innerlich nicht oder meistens nicht anerkannt habe. Natürlich gab es Probleme mit dem Wunsch nach richterlicher Unabhängigkeit. Es ist mir – und daran erinnere ich mich mit Unbehagen, aber sehr deutlich – wiederholt kritisch gesagt worden, dass es zum Beispiel nicht begründet sei, vom Antrag des Staatsanwalts abzuweichen, wenn die Abweichung nicht sehr umfangreich ist. Ich glaubte, dass sich auch darin die Unabhängigkeit des Richters ausdrückt, seine eigene Verantwortung. Ich bin dann eben meiner Überzeugung gefolgt, und das hat mir in einer Reihe von Fällen den Vorwurf eingetragen, sogenannte *Rabatturteile* gesprochen zu haben.

Es kam auch vor, dass das Gericht unter meinem Vorsitz zu der Meinung gelangte, dass der Angeklagte nicht schuldig ist, und dieser dann konsequenterweise freigesprochen wurde. Ich kann mich da noch an einen ganz gravierenden Fall erinnern, wo ein Mann der vorsätzlichen Brandstiftung

angeklagt war. Er hatte als Mitglied der freiwilligen Feuerwehr den Brand als Erster gemeldet. Es ging um ein Gebäude einer landwirtschaftlichen Genossenschaft, an dem ein grosser Schaden entstanden war. Es gab eine sehr komplizierte Beweislage, und am Ende war ich mit meinen beiden Schöffen der Meinung, die Tat könne dem Angeklagten nicht mit der letzten Sicherheit nachgewiesen werden, obwohl einiges dafür sprach, dass er der Täter gewesen war. Der Staatsanwalt hatte fünf Jahre Zuchthaus gefordert, und wir haben den Angeklagten freigesprochen. Dieser Freispruch verursachte Aufsehen, und der Staatsanwalt beschwerte sich wegen dieses Urteils bei der damaligen 1. Kreissekretärin der SED in Zossen. Und da ich dort wegen meiner angeblich eigenwilligen Urteile nicht im besten Ruf stand, war das sozusagen der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Man kam zu der Meinung, es müsse mir ein gewisser Denkkzettel verpasst werden. Und man hat mich in die Produktion geschickt, damit ich mich dort bewähren möge und lernen solle, wie die Arbeiter der Produktion denken.

Meine richterliche Tätigkeit wurde unterbrochen; ich wurde zwar nicht aus der Justiz hinausgeworfen, war aber dann im Kreisbaubetrieb Zossen ein halbes Jahr als Hilfsarbeiter tätig. Unter anderem arbeitete ich auf einer Baustelle, wo ein Rinderoffenstall errichtet wurde. Ich hatte ein gutes Verhältnis zu den Arbeitern und gab mir Mühe, auch dort eine möglichst ordentliche Arbeit zu tun. Obwohl mir die Arbeiter manche schwere Arbeit abnahmen, holte ich mir einen Leistenbruch. Im Ergebnis dieses Arbeitseinsatzes hatte ich eine Art Niederschrift zu machen, in der ich meine Erkenntnisse aus diesem körperlichen Arbeitseinsatz für meine richterliche Tätigkeit niederlegen sollte. Natürlich musste ich, was ich da schrieb, so abfassen, dass meine Vorgesetzten dann auch den Eindruck gewinnen, die Sache dort ist mit Nutzen abgelaufen, sonst hätte ich eventuell riskiert, noch einmal irgendwohin geschickt zu werden, oder was weiss ich, was man getan hätte.

Ich bin ganz gewiss nicht der Einzige, dem es so ergangen ist, weil er sich seinem eigenen Rechtsgefühl verpflichtet fühlte und auch entsprechend

handelte und urteilte. Anderen wurde in solchen Situationen der Richterberuf verboten; einige haben sogar ihre persönliche Freiheit verloren, z.B. mein Freund Udo Gemballa. Auch nach diesem Arbeitseinsatz habe ich mich, wenn ich das mal so pauschal bewerten möchte, in diesem Punkt nicht geändert. Dazu hat mir das Rechtsmittelurteil in dieser Brandsache den Rücken gestärkt, denn das Bezirksgericht Potsdam ist dem Protest des Staatsanwalts in dieser Sache nicht gefolgt, sondern hat ihn zurückgewiesen, und es blieb beim Freispruch. Das hat mir persönlich natürlich eine grosse Genugtuung verschafft, so dass ich mich auch später von meiner Linie nicht habe abbringen lassen.

Aus einer Beurteilung:

[...] In seiner fachlichen Arbeit ist er sehr gründlich, jedoch mitunter immer noch etwas weitschweifig. Als Ursache der Weitschweifigkeit bestehen nach Ansicht der BPO politische Unklarheiten, die sich auch darin zeigen, dass er die politischen Schwerpunkte nicht immer erkennt. [...]

Er ist Mitglied des FDGB, der DSF und der FDJ. In der letzteren Organisation ist er Mitglied der Kreisleitung und Sekretär der FDJ-Gruppe des Kreisgerichts, wo er eine gute Arbeit leistet.

In derzeit vom 1.9.1959 bis 29.2.1960 befand er sich zu seiner Qualifikation im körperlichen Einsatz im Kreisbaubetrieb Zossen in Rangsdorf. Er hat während dieser Zeit im Betrieb gute gesellschaftliche Arbeit geleistet und hat es verstanden, rasch guten Kontakt zu den Produktionsarbeitern zu bekommen. Er hat zum Ausdruck gebracht, dass er durch den Einsatz gelernt hat, die Sorgen und Nöte der Arbeiter besser zu verstehen.

Seit seiner Rückkehr aus dem körperlichen Einsatz hat sich gezeigt, dass seine Verbindung zum Kollektiv und die Zusammenarbeit mit der Staatsanwaltschaft besser geworden ist. [...]

Sekretär der BPO Zossen, den 21. April 1960 Kreisgerichtsdirektor

Handschriftliche Randbemerkung auf der Beurteilung (gezeichnet durch den Kaderleiter der damaligen Justizverwaltungsstelle Potsdam):

Formulierung des W. und aller, die sie bearbeitet haben: scheint nicht klar zu sein, dass die Arbeiterklasse das Vorwärtstreibende ist. Diese progressiven Kräfte sollten W. helfen, unklare Vorstellungen zu überwinden. Über seinen Prod.-Einsatz ist eine ausführliche Stellungnahme zu geben.

Das offizielle Verständnis von der Justiz ging ja dahin, dass die Justiz mit ihrer Tätigkeit auf allen Rechtsgebieten einen Beitrag zu leisten hatte zur Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft. Insbesondere sollten Gesellschaft, Staat und Bürger vor Angriffen geschützt werden. Es sollte beigetragen werden zur Entwicklung sozialistischer Beziehungen zwischen den Menschen, es sollten die Gesetze durchgesetzt werden, die ja alle darauf gerichtet waren, den Sozialismus, so wie er in den Beschlüssen von Partei und Regierung definiert worden war, zu errichten, und die Ausbildung und Erziehung der Juristen schon an der Universität gingen ja dahin, sie zu einem persönlichen Beitrag zu befähigen.

Durch das Studium und später in der Partei (mein Eintritt erfolgte einige Zeit nach dem Mauerbau) sowie durch die Beschäftigung mit den Ideen des Sozialismus kam ich zu der Überzeugung, dass es notwendig und richtig ist, als Jurist dazu beizutragen, aber auf eine ganz eigene gezielte und individuelle Weise. Ich habe also keinen Widerspruch gesehen – keinen Grundwiderspruch jedenfalls – zwischen meiner beruflichen Tätigkeit und dem – wenn man so will – politischen Auftrag.

Für mich lag das Problem eher in dem *Wie*. Da gab es an bestimmten Stellen Probleme und Konflikte, auch Zweifel. Aber das ist ja zu einem Gutteil auch normal, dass das menschliche Leben nicht immer glatt verläuft, dass es zu gewissen Bruchstellen kommt. Dass man Auseinandersetzungen aushalten und ausfechten muss, dass man sich Ziele stellt, sich aber immer wieder vergewissern muss, welchen Weg man geht. Sicher war der Staat, in dem ich tätig war, in einer ganz bestimmten Weise politisch definiert, aber ich habe mich für die meiner Meinung nach positiven Zielsetzungen dieses Staates und dieser Gesellschaft engagiert und habe mich, soweit das möglich war, gegen negative Tendenzen ausgesprochen.

Natürlich ist es so, dass sich der Richter seine Gesetze nicht machen kann. Das ist in der ganzen Welt so. Der Richter findet die Gesetze vor und muss sie anwenden. Dabei hat er einen gewissen Spielraum. Aber er kann, wenn der Angeklagte ein Gesetz verletzt hat, ihn nicht freisprechen. Er kann ihn milde verurteilen, wenn entsprechende Gründe zur Verfügung stehen, aber er kann sich nicht über das Gesetz hinwegsetzen, er darf es nicht, sonst beginge er Rechtsbeugung. Und weil das so ist, muss der Richter in manchen Fällen auch *verurteilende* Urteile sprechen, bei denen er von der Richtigkeit oder Begründetheit des Strafgesetzes nicht oder nicht vollständig überzeugt ist. In solch eine Situation kann der Richter kommen und sind die Richter durchaus gekommen. Auch mir ist es so ergangen.

Zum Beispiel war nach Errichtung der Berliner Mauer – das fiel ja in meine Zeit als Richter – nun plötzlich das illegale Verlassen der DDR ein Straftatbestand geworden. Das war vorher, glaube ich, *de jure* auch schon der Fall, wurde aber in der Praxis kaum relevant, weil ja die Grenzen offen waren und die Leute eben fortgegangen sind, wenn sie es wollten, weil sie relativ leicht die DDR verlassen konnten. Dann waren sie eben weg und konnten nicht vor Gericht gestellt werden. Jetzt aber wurden viele bei dem Versuch, die DDR zu verlassen, gefasst. Und der Richter musste nun das Gesetz anwenden, ob er es wollte oder nicht, ob er also von dem Gesetz

selbst überzeugt war oder nicht. Und da konnte er dann den Konflikt, in dem er selbst war, nur so überwinden, dass er ein möglichst mildes Urteil sprach.

Ich kann mich auch daran erinnern, dass nach Errichtung der Mauer dann plötzlich Strafverfahren gegen sogenannte Grenzgänger durchgeführt worden sind, und zwar wegen der illegalen Einfuhr von Geld. Diese Leute hatten vor Errichtung der Mauer im Westen gearbeitet, ihren ganzen Verdienst oder ein Teil in Westgeld bekommen, ihn in den Wechselstuben zum sogenannten *Schwindelkurs* umgetauscht, und diese DDR-Mark ungenehmigt, entgegen den gesetzlichen Vorschriften in die DDR gebracht. Und nun wurden Anklagen erhoben, die sich auf die Zeit vor Errichtung der Mauer bezogen, als das gang und gäbe war und strafrechtlich nach meinem Wissen nicht verfolgt wurde, obwohl bekannt war, dass das fortlaufend geschah.

So ein Vorgehen erschien mir als ungerechtfertigt, weil die Leute zunächst Monate und Jahre in dem Glauben gelassen wurden, das würde toleriert. Und da habe ich (dass sie sich *de jure* strafbar gemacht haben, daran konnte man nicht vorbei) in einer Reihe von Fällen äusserst geringe Strafen ausgesprochen: zwei bis drei Wochen. Das war damals eine Provokation. Dafür bin ich dann auch geharnischt kritisiert und diese Urteile sind auf den Protest der Staatsanwaltschaft hin aufgehoben worden. (Von meiner Einberufung zur Reserve der Nationalen Volksarmee als Kanonier nach Eilenburg bei Leipzig hatte ich damals auch den Verdacht, dass sie Mittel einer gewissen Disziplinierung war.)

Der Richter konnte also gerade in dieser politisch bewegten Zeit in Konflikte geraten, da von beiden Seiten der Grenze mit harten Bandagen gearbeitet wurde, was sich natürlich auch auf die Rechtsprechung übertrug.

Im eigentlichen Sinne war ich im politischen Strafrecht nicht tätig, sofern man darunter versteht, was die sogenannten Ersten Strafsenate an den Bezirksgerichten und am Obersten Gericht zuständigkeitshalber taten. Aber natürlich hatten einige Strafsachen der, wie wir sagten, allgemeinen Krimi-

nalität auch gewisse politische Tendenzen. So wurde z.B. mit dem illegalen Verlassen der DDR der § 8 des Passgesetzes verletzt, später dann der § 213 des Strafgesetzbuches. Aber der ist zu einer Zeit herausgebracht worden, als ich nicht mehr Richter war. Und dann gab es solche Delikte, die auch am Kreisgericht angeklagt worden sind, wie *Staatsverleumdung* oder *Widerstand gegen die Staatsgewalt*, wobei das letztere Delikt nicht DDR-spezifisch ist. Ich habe mich bemüht, auch in diesen Sachen vor allem die Wahrheit genau festzustellen, weil manchmal die Tendenz dahin ging, dem Angeklagten alle Schuld am Geschehen anzulasten und nicht den Anteil anderer Beteiligten zu untersuchen, die Ursachen für gewisse Weiterungen selbst gesetzt hatte. Zum Beispiel wenn es zu einer Widerstandshandlung gegen die Volkspolizei kam (die natürlich strafbar ist, wenn es denn eine echte Widerstandshandlung war), und Volkspolizisten über ihre dienstlichen Obliegenheiten hinausgegangen sind und sich nicht korrekt verhalten haben gegenüber dem späteren Angeklagten, dieser also gereizt worden ist. Da wurde manchmal von der Anklagebehörde versucht, das Verhalten der Volkspolizisten gewissermassen auszuklammern oder in den Hintergrund zu drängen. Und allein dadurch, dass man die Sache in ihrem Gesamtzusammenhang aufklärte, alle Ursachen für das Zustandekommen der Tat beleuchtete, ergab sich eine mindere Schuld des Angeklagten. Und nur so konnte man auch zu einem geringeren Strafmass kommen. In diese Richtung habe ich solche Verfahren zu lenken versucht, damit keine einseitigen Ergebnisse herauskamen.

Sicher würde man heute manches konkret anders machen, aber unter den gleichen Umständen, objektiv wie subjektiv, könnte ich mich heute kaum anders verhalten. Ich bin der Meinung, dass ich aus dem, was zu tun war, doch das relativ Beste zu machen bemüht war. Das soll aber keine Selbstgerechtigkeit sein.

Wir hatten damals, als ich in Zossen tätig war, ja noch in wesentlichen Teilen das alte Reichsstrafgesetzbuch aus dem Jahre 1871, allerdings mit einigen wichtigen Novellierungen, und die Strafprozessordnung aus dem Jahre 1952. Etwa 1964 wurden die Arbeiten an der Fertigstellung eines Straffe-

setzbuches der DDR und einer neuen Strafprozessordnung wieder aufgenommen und aktiviert. Das gesamte Strafrecht sollte nun neu kodifiziert werden. Und es wurden geeignete jüngere Kräfte gesucht, mit praktischen Erfahrungen, die an dieser Gesetzgebungsarbeit mithelfen sollten. Da ist man aus Gründen, die ich nicht so übersehe, auf mich gekommen. Ich habe dann nach einer kurzen Probezeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Hauptabteilung Gesetzgebung im Ministerium der Justiz meine Arbeit aufgenommen (da war Hilde Benjamin noch Ministerin). Das war für mich jungen Richter eine starke Umstellung.

Der Richter hat ja vor sich das Gesetz, und er muss es anwenden. Hier ging es aber darum, Überlegungen anzustellen für und wider, welches die besten gesetzlichen Regelungen für die Zukunft sein sollten. Diese neue Anforderungen haben mir Spass gemacht, das Denken vom Einzelfall weg, die Probleme in ihrer Allgemeinheit zu sehen, Regelungen zu finden, die sich auf alle Fälle anwenden liessen. Ich habe mich im Ministerium gut eingearbeitet und auch wohlgefühlt. Es gab natürlich im Laufe der Jahre – ich war ja dort von 1964 bis zum 2. Oktober 1990 – auch (zum Teil erhebliche) Konflikte. Das hing einerseits mit dogmatischen und sektiererischen Tendenzen und andererseits mit opportunistischen Haltungen zusammen, die sich natürlich auch im Justizministerium zeigten.

Man muss sich das Ministerium nicht so vorstellen, als wären dort alle Juristen von ein und demselben Schläge gewesen. Es waren Menschen mit unterschiedlichen beruflichen Erfahrungen, unterschiedlichem Wissens- und Erkenntnisstand. Es gab Kollegen, die ihr Fach beherrschten, und andere, die es weniger beherrschten und diesen Mangel auf andere Weise ausgleichen wollten. Es gab Menschen, mit denen man diskutieren konnte, die Überlegungen zur Kenntnis nahmen, abwogen, differenziert dachten, und es gab andere mit vorgestanzten Auffassungen. Und wenn solche Leute das Sagen hatten, dann wurde es schwierig.

Zum Beispiel gab es Diskussionen, wie man denn mit denen umgehen und verfahren sollte, die damals die Losung vertraten: *Schwerter zu Pflugscharen*. Das war ja eine ganz spezifische Situation bei der Herausbildung

einer politischen Opposition, und da wurde deutlich, dass wir es mit einer ernst zu nehmenden Gruppe politisch Andersdenkender zu tun hatten. Es ging um die Frage: Sollen diese Menschen kriminalisiert werden (das war mit den geltenden Strafgesetzen mehr oder minder möglich), und es gab Leute in der Justiz, die zu diesem Zweck die Gesetze auch sehr extensiv ausgelegt haben. Die Alternative hätte hier darin bestehen müssen, das politische Gespräch zu suchen, die Auseinandersetzung auf politischer Ebene zu führen, einfach eine politische Meinung gegen die andere zu stellen, unter Umständen zu einem Konsens zu kommen mit den vorwiegend jungen Leuten, die damals diese These vertraten und auch entsprechende Aufkleber an den Jacken trugen. Und da gab es dogmatische, sektiererische Kräfte im Ministerium, die nichts anderes im Sinn hatten, als mit den tatsächlichen oder vermeintlichen Mitteln des Strafrechts vorzugehen.

Ich hatte die Möglichkeit, das Ministerium im Ausland zu vertreten, auf dem Gebiet des Strafprozessrechts, meinem Fachgebiet. Das hat mir natürlich grossen Spass gemacht. So war ich mehrere Male in Wien und habe bei der Internationalen Atomenergiekommission in der kleinen DDR-Delegation mitgearbeitet an einer Konvention über den physischen Schutz vor Atomenergie. Die dazu erforderlichen Sprachkenntnisse waren bei mir gerade so vorhanden. Man gehörte also zu den Reisekadern. Das waren nicht allzu viele. Anfang der achtziger Jahre bin ich von der Liste dieser Reisekader gestrichen worden (und es war aus mit diesen internationalen Einsätzen), weil die Eltern meiner Frau in der Bundesrepublik, also in Westdeutschland, lebten, und ich sollte die vorhandenen Kontakte unterbinden. Da ich das nicht machte, kam es eben zu Reibereien mit dem Dienstherrn. Und der Dienstherr sass da am längeren Hebel. Solche Dinge waren natürlich demotivierend.

Es ist eigentlich nicht so, dass ich mich dessen, was ich getan habe, schämen müsste. Ich sage das jetzt nicht nur so, sondern dafür habe ich mir die Sache schon damals nicht leichtgemacht. Zum Beispiel bei der Erarbeitung neuer Gesetze. Die hat natürlich kein Einzelner gemacht. Da wirkten verschiedene

Kräfte mit. Zum Beispiel Vertreter des Ministeriums des Innern und des Ministeriums für Staatssicherheit. Und da gab es manche Auseinandersetzungen um konkrete Dinge, und es ist natürlich vorgekommen, dass eigene Vorstellungen nicht realisiert wurden. Man ist manchmal *zweiter Sieger* geblieben und musste dann sagen: Das ist nicht das, was du wolltest, genau das wolltest du nicht, aber es ist so beschlossen worden. Das wurmte einen.

Ich habe mich auch bemüht, die Anweisung über den Vollzug in der Untersuchungshaft, die leider immer eine interne Regelung des Generalstaatsanwalts, des Ministers des Innern und des Ministers für Staatssicherheit war, auf Gesetzniveau zu heben. Während meiner Tätigkeit im Justizministerium habe ich mich mehrfach darum bemüht, diese Regelungen auf diese Weise ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Das hätte natürlich zur Folge gehabt, dass sie sich auch inhaltlich hätten ändern müssen. Darüber ist jahrelang gestritten worden. Es ist sogar eine Kommission gebildet worden, die auch einen entsprechenden Gesetzesentwurf vorbereitet hat, aber es ist nicht mehr gelungen, dieses Gesetz von der Volkskammer noch beschließen zu lassen. Es war eine Tortur, das immer wieder anzustossen, selbstverständlich gegen den Widerstand namentlich des Ministers für Staatssicherheit, in dessen Zuständigkeit das ja lag. Auch der Generalstaatsanwalt war nicht begeistert, aber er wäre eher geneigt gewesen... Das ist auch so ein Punkt, wo man mit seinen Vorstellungen letztlich nicht durchgekommen ist.

Die Mitwirkung an der Rehabilitierung habe ich mir nicht ausgesucht. Ich wurde offenbar für geeignet gehalten, diese Aufgabe mit einiger Aussicht auf Erfolg anzupacken. Sie hatte natürlich auch gewisse enge inhaltliche Beziehungen zu meinem Tätigkeitsbereich, denn natürlich hat sie mit Verfahrensregeln zu tun. Diese Aufgabe wurde mir also übertragen, aber ich habe sie auch auf mich genommen, weil ich der Meinung war, dass die Gründe für die Rehabilitierung ja durch die Justiz in der DDR gesetzt worden sind und dass es jetzt eine Aufgabe von DDR-Juristen sein müsste, mit diesem schlimmen Erbe der Vergangenheit, so gut es ging, so weit es in unseren Kräften stand, aufzuräumen. Und die Konsequenzen zu ziehen, um

an Wiedergutmachung das zu leisten, was zu leisten möglich ist. Diejenigen, die unmittelbar mit der politischen Justiz etwas zu tun hatten – die konnten das aber nicht machen. Die hätten das auch gar nicht zustande gebracht. Die standen für diese Aufgabe auch nicht zur Verfügung; sie waren vielleicht auch, zum Teil wenigstens, nicht willens und bereit, so etwas zu machen, aber es musste getan werden. Das ist ein wesentlicher persönlicher Grund dafür gewesen, dass ich mich da engagiert habe. Ein anderer wichtiger Grund war es, dass ich in zunehmendem Masse persönlich zu der Überzeugung gekommen bin, dass das politische Strafrecht in der DDR mehr und mehr pervertierte, dass es so nicht richtig und verantwortbar war.

Das ist insbesondere deutlich geworden – und mir persönlich schmerzlich ins Bewusstsein gekommen – mit dem 3. Strafrechtsänderungsgesetz von 1979, mit dem das politische Strafrecht bedeutend verschärft worden ist. Deshalb gab es für mich keine unüberwindbaren Hindernisse, mich jetzt für die Aufhebung dieser Gesetze einzusetzen. Und weil ich das politische Strafrecht als überdimensioniert, als in wesentlichen Punkten überzogen gesehen habe, konnte ich mich dieser Aufgabe stellen. Natürlich war es dennoch eine schwierige Sache, weil man ja, wenn man in der Justiz tätig war, zwar sagen kann, Verantwortung trage ich nur für das, was ich persönlich getan habe. Aber man kommt ja so oder so in die Position, dass man (ob mit Recht oder mit Unrecht) für verantwortlich gehalten wird für das, was die Justiz als Ganzes produziert hat. Und es war nicht einfach für einen, der in dieser Justiz gearbeitet hat, sich mit der kritischen Analyse und der Aufhebung, ja der Verdammung bestimmter Arbeitsergebnisse eben dieser Justiz zu beschäftigen. Das bedeutete schon die Überwindung gewisser bisheriger Denkweisen.

Die politische Strafgesetzgebung ist ja immer auch exklusiv gemacht, nie in normalen Kommissionen erledigt worden. Es waren immer besondere Arbeitsgruppen, die gebildet worden sind, um diese Bestimmungen vorzubereiten, zu diskutieren, und zwar Arbeitsgruppen, sehr stark beeinflusst

worden sind vom Ministerium für Staatssicherheit, ich möchte meinen, dort lag auch die Federführung. Das Ministerium für Justiz hatte dort nie das Sagen, selbst wenn es solche Arbeitsgruppen formell einberufen hat.

Ich bin persönlich nie bei solchen Tagungen anwesend gewesen, ich habe das aus der Position des Aussenstehenden beobachtet, der das natürlich mit gewissem Interesse zur Kenntnis genommen hat. Es muss hier bedacht werden, dass nach dem Ausscheiden von Hilde Benjamin die Justizminister nicht der SED angehörten, sondern der LDPD. Das hat sicher eine Rolle gespielt bei der Frage, wem von der Partei die Federführung bei der Gestaltung des politischen Strafrechts übertragen wurde. Und der Minister für Staatssicherheit hätte es gewiss unter seiner Würde befunden, wenn ein anderes Ministerium Gesetze entworfen hätte, nach denen er dann zu arbeiten gehabt hätte. Schon diese Konstellation schloss eigentlich aus, dass die Justiz hier eine führende Rolle hätte spielen können.

Ich bedaure es sehr, dass der in der DDR begonnene Versuch, eine sozialistische Gesellschaft zu schaffen, gescheitert ist, gescheitert an den Fehlern und Mängeln, die von der Partei und vom Staat selbst verursacht worden sind. Ich sehe die Gründe für das Scheitern des Sozialismus in erster Linie, jedenfalls aufs Ganze bezogen, in den Fehlern und Mängeln im Innern dieses Systems, nicht so sehr in schädlichen äusseren Einwirkungen, die es natürlich – teilweise ganz massiv – auch gegeben hat. Ich bin der Meinung, dass der Sozialismus als Gesellschaftskonzeption von allen Möglichkeiten, die ich kenne und die es gibt, die vergleichsweise beste ist, wenn diese Gesellschaftskonzeption richtig verwirklicht wird, wozu vor allem echte Demokratie gehört; dass diese Konzeption den Idealen von Gerechtigkeit, Humanismus und menschlichem Umgang miteinander am besten Rechnung trägt. Und deswegen bin ich der Meinung, dass man nicht, weil dieser Versuch gescheitert ist, von seinen Grundüberzeugungen abrücken muss, und das möchte ich auch nicht tun. Ich fühle mich auch heute sozialistischen Überzeugungen, sozialistischen Idealen verbunden, und ich hoffe, dass sie in einer besseren Art und Weise, als wir sie erlebt haben, doch in der Zukunft Wirklichkeit werden können. Das müssen aber die Generationen nach

uns selbst in die Hand nehmen. Jedenfalls bin ich der Überzeugung, dass der Kapitalismus, so wie wir ihn jetzt auch im Osten Deutschlands erleben, ganz sicher nicht das letzte Wort der Geschichte sein kann.

(Aufgezeichnet am 14. Oktober 1991)

Die wahren Hintergründe wurden mir erst nach der Wende bekannt

Hanna H, geb. 1950, nach dem Jura-Studium von 1975 bis 1990 Staatsanwältin am Kreisgericht, zur Zeit des Interviews arbeitslos. Gegenwärtig (2012) tätig als Staatsanwältin.

Nach dem Abschluss der 10. Klasse habe ich in einem Baubetrieb Werkstoffprüfer gelernt. Als die Lehre beendet war, war ich 18 und sass nun im Labor mit meinem Dreck (wir haben Baugrunduntersuchungen gemacht, zum Beispiel den Baugrund für den geplanten Fernsehturm), irgendwie war dies nicht die Erfüllung für mich. Ich suchte nach Wegen und kam durch Zufall – Werbung an einer Litfasssäule – auf die Idee, das Abitur an der Volkshochschule abzulegen.

In der 8. Klasse hatte ich mich zwar um Aufnahme in die Oberschule beworben, wurde aber abgelehnt, da ich nicht zu den Besten gehörte und bei den weiteren Auswahlkriterien auch die soziale Herkunft entscheidend war. Mein Selbstbewusstsein war damals nicht gerade sehr ausgeprägt, ich war eher schüchtern. Sicher hatte dann die Ablehnung meinen Ehrgeiz herausgefordert, zu probieren, ob ich das Abitur schaffe. So habe ich zwei Jahre lang zweimal in der Woche abends nach der Arbeit bis 22 Uhr und samstags die Schulbank gedrückt. Anfangs war es sehr hart, die Erfolgserlebnisse kamen erst, als ich ernsthaft zu Hause gebüffelt habe. Ende der elften Klasse sollte ich meinen Studienwunsch äussern. Psychologie hätte mich interessiert, aber da waren zu wenig Studienplätze. Nach vielem Grübeln entschied ich mich für das Studium der Rechtswissenschaft, in der Hoffnung, einen Beruf zu erlernen, in dem der Umgang mit Menschen die Hauptarbeit ist. Verschwommen schwebte mir das Bild eines Jugendrichters vor. (Aus reiner Emotion heraus hatte ich mich bereits in der Schulzeit und auch später für gerechte Entscheidungen eingesetzt, die Mitschüler und Kollegen betrafen. Dabei habe ich manches Eigentor geschossen.) Mit meiner Bewerbung

erhielt ich auch ein Delegationsschreiben vom Betrieb, in dem meine Eignung für diesen Berufswunsch bestätigt wurde und dass ich nach dem Studium auch als Justitiar oder anderes in den Betrieb zurückkommen könne.

Innerlich war es für mich ein erhebendes Gefühl, Studentin an der Humboldt-Uni zu werden. Ich war stolz, aber ich hatte auch Angst, dass ich dem, was auf mich zukommt, nicht gewachsen bin. Anfangs bestärkten sich meine Zweifel eines erfolgreichen Abschlusses insbesondere im Hinblick auf die Kommilitonen, die mit ausgezeichneten und sehr guten EOS-Abschlüssen aufwarten konnten. Ich fiel zunächst in meine gewohnte Zurückhaltung und merkte erst allmählich, dass geschicktes Bluffen und sicheres Auftreten mehr Erfolg bringen als unsicher vorgetragene Antworten. Ich musste lernen, mich zu behaupten.

Am Ende des Studiums war ich doch z.T. über das Niveau enttäuscht. Nach der Schulzeit hatte ich mir vorgenommen, mich in der FDJ-Arbeit nicht mehr zu engagieren. Weder hatte ich gute Erfahrungen gemacht, noch konnte ich Dinge vortragen, von denen ich nicht überzeugt war. Dennoch bekam ich den Auftrag, in der FDJ-Leitung, verantwortlich für Agitation und Wandzeitung, mitzuarbeiten, was ich dann auch nicht ablehnte. Es kam zu den erwarteten Auseinandersetzungen, und auch die Haltung einiger Leitungsfunktionäre widerstrebte mir, so dass ich bei der nächsten Wahl nicht mehr als Kandidat aufgestellt wurde.

Nach den vier Jahren Studium fing ich als Staatsanwaltsassistent bei einem Kreisstaatsanwalt zu arbeiten an. Den Entschluss fasste ich insbesondere nach der Absolvierung der Praktika, wo man einen Einblick in die einzelnen Tätigkeitsbereiche und die Aufgabengebiete erhielt. Die Umstellung auf den langen Arbeitsalltag nach der relativen Freizügigkeit der Uni fiel mir schwer. Dazu kamen die vielfältigen neuen Aufgaben, die fehlende Übersicht über den gesamten Arbeitsumfang, die viele Unsicherheiten bei mir hervorriefen. Ich weiss noch, wie ich mich blamiert habe, als ich die Bedeutung der einzelnen Ziffern des Aktenzeichens nicht wusste. Probleme hatte ich auch, mich im Kollektiv heimisch zu fühlen. Da hatte ich wohl

meine Erwartungen zu hoch geschraubt. In meinem alten Betrieb war ich im Bereich Labor damals die einzige Genossin. Mit 19 Jahren wurde ich SED-Kandidatin. Viele akzeptierten meinen Schritt nicht und liessen mich dies auch manchmal spüren. Im Arbeitsalltag und im Umgang miteinander änderte sich dies später. Dennoch freute ich mich auf ein Kollektiv, in dem ich mit der gleichen politischen Gesinnung auch eine offene und kritische Atmosphäre erwartet hatte. Diese Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Meine Ideale waren wohl keine guten Massstäbe, sonst wären meine Enttäuschungen geringer ausgefallen.

Meine Überzeugung, dass der Sozialismus zur damaligen Zeit die beste Alternative zu allen übrigen Gesellschaftsordnungen ist, war stark ausgeprägt. Es gab aber auch vieles, was ich nicht gut fand, was in «mein Sozialismuskonzept» nicht hineinpasste. Dies war für mich aber kein Grund (bis zur Wende), an der Idee zu zweifeln. Die Ursachen sah ich einmal in dem Problem, wirtschaftlich unter hiesigen Umständen und damit finanziell auf einen grünen Zweig zu kommen, und in den Menschen, die den Sozialismus praktizierten. Die antagonistischen Widersprüche ... Aus diesen Gründen habe ich mich nach meinen Idealen für diese Sache eingesetzt und mich dort engagiert, wo ich einen effektiven Nutzen sah.

Mit meinen Vorstellungen bin ich bei vielen Kollegen nicht auf Gegenliebe gestossen. Habe meine Mitteilungsbedürftigkeit zu den Problemen, die mich stark und im Laufe der Zeit zunehmend beschäftigten, immer häufiger unterdrückt und mich eingefügt. Meine Zuwendung zur Arbeit und Abschottung, um Auseinandersetzungen zu vermeiden, sowie persönliche Probleme führten später zu harten Auseinandersetzungen – über meine Arbeit, meinen Eifer usw. Im Endergebnis blieb ich immer ein «mittelmässiger» Staatsanwalt, ohne staatliche Würdigung und Auszeichnungen.

Motiviert haben mich indes zahlreiche Erlebnisse, die eng im Zusammenhang mit meiner unmittelbaren Arbeit standen: die Kontakte zu einer Vielzahl verschiedenster Arbeitskollektive, zu Richtern, Kriminalisten, Kollegen, mit denen man sich offen austauschen konnte, und die Ergebnisse meiner Arbeit, die selten beanstandet wurden. Das Entgegenbringen von Aner-

kennung, Achtung und Vertrauen haben mich immer wieder bestärkt, doch nicht aufzugeben.

Arbeitsmässig war ich in den ersten Jahren für *Diebstahl persönlichen Eigentums* zuständig. Dazu kam dann ein Teilbereich von *Straftaten, die gegen das sozialistische Eigentum* gerichtet waren, hier vorrangig der Scheckbetrug. Die Verteilung der Aufgabengebiete richtete sich nach dem von der Leitung festgelegten Geschäftsverteilungsplan. Wenn ein Kollege durch Krankheit oder anderes ausfiel, übernahm der im Plan festgelegte Vertreter dessen Arbeit, oder es wurde mitunter auf mehrere verteilt. Mehrere Ursachen veranlassten mich, die erste Dienststelle zu wechseln, was auch befürwortet wurde. Im neuen Kreis hatte ich ähnliche Arbeitsbereiche, zusätzlich wurde ich mit der Bearbeitung der Gewaltkriminalität (z.B. Raub, Erpressung, Körperverletzung, Vergewaltigung) beauftragt.

Der Wechsel brachte für mich auch eine erhöhte Arbeitsbelastung, da der Gesamtanfall, damit auch der Umfang der Aufgaben, grösser wurde. Hier habe ich auch vertretungsweise ein Verfahren wegen versuchten ungesetzlichen Grenzübertritts angeklagt und in der Verhandlung mitgewirkt. Nach meiner Erinnerung waren es nicht viele Verfahren dieser Art, die in den Kreisen bearbeitet wurden. Ich kann mich zwar an Diskussionen zu Strafvorschlägen noch erinnern (d.h., auch in den Kreisen wurden weder uns noch den Richtern die Entscheidungen verbindlich vorgegeben), aber ich kann konkret nicht mehr sagen, wie viele es waren, an denen ich mitgewirkt habe. Aber es war eine einstellige Zahl. Dennoch war ich zum damaligen Zeitpunkt (bis zu den Massenfluchten 1989) überzeugt, dass die strafrechtliche Verfolgung von Angriffen auf die anerkannte Staatsgrenze durchaus legitim war.

Dem jungen Mann, den ich vor über zehn Jahren angeklagt habe, war völlig klar, dass er sich strafbar macht, wenn er mit einem Brecheisen oder Seitenschneider ins Grenzgebiet geht, um Grenzbarrieren zu zerstören, zu überwinden, und bei dem Versuch, die DDR zu verlassen, dann im Grenz-

gebiet geschnappt wird. Echte Gründe für sein Vorhaben hatte er nicht, er wollte eigentlich gar nicht abhauen. Über einen Ausreiseantrag sein Vorhaben zu realisieren, hatte er nie versucht. Dies war für mich der springende Punkt. Dass es die Möglichkeit gab, einen Antrag auf Ausreise zu stellen, war allgemein bekannt. Auch dass damit dann Schwierigkeiten verbunden waren, deren Ursachen eigentlich keiner konkret durchschaute. Ich hatte nie verstanden, welches Ziel verfolgt wurde, wenn Ausreiseantragsteller mitunter ewig warten mussten. Die wahrscheinlich wahren Hintergründe wurden mir und vielen erst nach der Wende bekannt. Da in meinem Wohnhaus mehrere Personen solche Anträge gestellt hatten und ausreisten, Schüler aus den Klassen meiner Kinder und auch andere Bekannte die DDR ganz legal verließen, konnte ich einen Grenzdurchbruch nicht akzeptieren.

Die gesamte Palette der politischen Verfahren mit Ausreiseantragstellern ist von der Masse her nicht in den Kreisen bearbeitet worden, sondern an zentraler Stelle. Für die Bearbeitung brisanter politischer Verfahren war die Abteilung Ia zuständig. Was dort tatsächlich an Verfahren lief, drang nicht nach aussen. Der Geschäftsstellenbereich war auch gesondert. Auch Auskünfte zu Verfahren wurden dort nicht gegeben. Selbst persönliche Nachfragen blieben erfolglos. Dieses Verschweigen von Fakten und die Geheimnistuerei führten auch im Vorwendezeitraum zu Spannungen und Diskussionen.

Im Jahre 1985 kam es nach einer Vielzahl von Diskrepanzen zu einer Situation für mich, über die ich ungerne rede oder berichte. Ich hatte ernsthaft die Absicht aufzustecken. Es würde zu weit führen, Ursachen und Umstände zu erläutern. Ich war damals fassungslos und niedergeschmettert, hatte mich überschätzt und war bitter enttäuscht über die Einschätzung meines damaligen Chefs und die seiner vorgetragenen Meinung folgende Bestätigung durch das gesamte Kollektiv. Würdevoll wollte ich dies alles beenden. Innerlich aber war ich tief zusammengebrochen und habe diese gemeine Ungerechtigkeit (wie ich sie damals empfand und auch heute nicht anders sehe) noch immer nicht verwunden.

Nach etwa einem halben Jahr kam es nicht zum zunächst beabsichtigten Ausscheiden, sondern zum Wechsel in eine Abteilung, in der Verfahren der allgemeinen Kriminalität (Kapitel 3 des StGB der DDR) in der 2. Instanz bearbeitet wurden. Das heisst, ich hatte nach der Gerichtsverhandlung die Verfahren zu überprüfen, wo der Angeklagte gegen die erste Entscheidung in Berufung gegangen war bzw. wo der Staatsanwalt des Kreises mit der richterlichen Entscheidung nicht einverstanden war und mit einem Protest reagierte. Ich musste also insbesondere die Ergebnisse der ersten Hauptverhandlung auf sachliche und strafprozessuale Richtigkeit überprüfen und in der Verhandlung vor dem Rechtsmittelssenat meine Meinung darlegen, begründen und Strafanträge stellen. Hier war ich besonders auf dem Gebiet der Gewaltdelikte wirksam. In dieser Aufgabe bin ich eigentlich voll aufgegangen. Es stand mehr Zeit für ein gründlicheres Akten- und Literaturstudium zur Verfügung. Die Verfahren waren oft in sich kompliziert, und zur exakten Beweisführung musste jede Kleinigkeit ins Kalkül gezogen werden. Dieses Knifflige reizte mich, und ich baute mein fast verlorenes Ich langsam wieder auf. Glücklicherweise war ich, weil es auch viele Kollegen gab, die mir dabei halfen.

In der Zwischenzeit blieb die politische Entwicklung in der DDR nicht stehen. Obwohl ich eine Zeitlang wegen der persönlichen Probleme dies kaum wahrnahm, war etwa seit 1986 eine steigende «miese Stimmung» zu verzeichnen. Immer weniger Informationen über Probleme usw. drangen zu uns vor. Dagegen wurde mehr Bereitschaft und Verständnis von uns als Genossen gefordert. Diese Situation steigerte sich bis Anfang 1989 ins fast Unerträgliche. Ich erinnere mich gut an die Brisanz der Worte: «Ossietzky-schule» [*Im Zusammenhang mit einer kritischen Wandzeitung gegen Militarisierung wurden Schüler von der Schule verwiesen.*] und «Verfahren gegen Vera Wollenberger» [*Gemeint sind die Ereignisse im Zusammenhang mit der alljährlich offiziell verordneten Demonstration zum Todestag von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht im Januar 1988, bei der Oppositionelle auf Transparenten Luxemburgs Satz «Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden» gegen die politische Realität der DDR stellten.*]

Über die wahren Ereignisse an der Ossietzkyschule habe ich damals nie etwas erfahren. Immer wurde der gesamte Sachverhalt eingeschränkt, Details nicht genannt. Auch das Verfahren gegen Vera Wollenberger rührte Wogen auf. Arbeitskollektive fragten mich ganz konkret nach dem tatsächlichen Sachverhalt, denn die Artikel in den Zeitungen widersprachen sich täglich neu. Nachdem ihr *Staatsverbrechen* mit einer Freiheitsstrafe in Höhe von sechs Monaten geahndet wurde, erfolgte einige Zeit später ihre Ausweisung. Eine Entscheidung dieser Art war nach dem gültigen Strafgesetzbuch gar nicht möglich. Auf meine Frage kam die Antwort, ich solle mich an Hand der Zeitung informieren. Den Arbeitskollektiven blieb ich eine korrekte Antwort schuldig.

Innerlich war ich immer mehr unzufrieden über die gesamte Situation, ich hatte das Gefühl, es entwickelt sich zurück bei uns. Dass die Ursachen auch am System lagen, habe ich klar erst nach der Wende erkannt. Aber dass die Entwicklung zum Konflikt sich anbahnte, war eindeutig fühlbar, z.B. bei den Wahlen '89: Nach der Stimmung zu urteilen, die allgemein in der Bevölkerung herrschte, die selbst unter Genossen spürbar war, hielt ich das Ergebnis für einen Betrug. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass dies stimmen soll. Unter den Kollegen gab es dazu auch Diskussionen.

Nun waren einige als ehrenamtliche Wahlhelfer eingesetzt, die versicherten glaubhaft, dass bei der Auszählung alles korrekt verlief und nicht manipuliert wurde! Dort vielleicht nicht. Die Korrektheit der Ergebnisse blieb dennoch zweifelhaft. Warum, habe ich mich immer gefragt, müssen es fast 100% sein, wenn 60% auch reichen? Wer braucht den Zahlenorgasmus? Dies war mir widerlich, und ich war heilfroh, dass die Weisung kam, Anzeigen wegen Wahlbetrugs an die Abteilung la weiterzuleiten. Damit fand ich meine Vermutung bestätigt, fügte mich aber – sicher feige – dieser Situation. Es hiess: Konterrevolutionäre wollten die Wahlergebnisse beeinflussen und unterwandern, um das System zu zerrütten. Wie wahr, wie wahr ...

Die Ereignisse hielten uns in Spannung. Zum Pfingsttreffen wurden noch Quartiere gesucht. In der Parteiversammlung musste *jeder* Genosse Rechenschaft ablegen, ob er welche bereitstellt. Nun hatte ich in der Vergangenheit zu solchen Ereignissen immer zwei Mädels beherbergt, mir aber nach der letzten Einquartierung geschworen, mit mir nicht mehr. Ich entging dem Problem, da ich zu Pfingsten Urlaub hatte und mit Kind und Kegel tatsächlich wegfuhr. Froh, dieser Lügenfete zu entgehen, mit Unruhe und unheimlichen Gefühlen, was noch kommen würde.

Im September/Oktober '89 war ich krank und sah – als Antifersehfan – in die Röhre. Kein Krimi war und wird je so spannend sein wie die Dokumentarberichte um die Zeit der *Wende* herum. Es war so ein Aufruhr in allen Menschen – ein Glücksgefühl, der 4. November! Ich hatte das Empfinden, jeder auf dieser wohl einmaligen Demonstration schreit ohne Angst seine Emotionen heraus. Wie verschieden waren sie doch, wie beeindruckend! Ich weiss auch noch genau, dass mich die Rede von Marianne Birthler erregte und ich ihr nicht glaubte, was sie dort aus den Gedächtnisprotokollen vorlas.

Nach dem 4. November war ich gesund und wieder im Dienst. Mein Chef fragte mich, ob ich bereit wäre, bei den sogenannten *Oktoberverfahren* mitzuarbeiten. Ich war sogar froh darüber und sehr interessiert, mitzuhelfen, die Wahrheit aufzudecken. Glaubte ich doch, die Gedächtnisprotokolle und Anzeigen seien emotionsgeladen, übertrieben. Die Wahrheit war bitter. Die Menschen, die als Zeugen oder Geschädigte mir gegenüberstanden, hatten in den Protokollen den reinen Sachverhalt geschildert, und das, was sie wirklich erlebt hatten, war weitaus schlimmer. Solche Erniedrigungen und Demütigungen waren kaum formulierbar. Die ersten drei Tage waren für mich wie ein Zusammenbruch. Ich stürzte mich in die Arbeit, schwor mir, die reine Wahrheit aufzudecken, nichts zu beschönigen, mir nichts einreden zu lassen – nur so geht es, um sich selbst nicht verachten zu müssen.

Die Vernehmungen von Zeugen und Geschädigten fanden in Rummelsburg statt. Wieso an diesem Ort des Geschehens für viele? Wen wunderte

es dann noch, wenn Geschädigte den Vorladungen an den für sie schrecklichen Ort nicht Folge leisteten? Sehr viele kamen nicht. Es behinderte die Aufklärung. Mein Vorschlag, die Vernehmungen an anderen Orten durchzuführen, Vertreter der Kirche oder andere miteinzubeziehen u.a., wurde nicht akzeptiert, bzw. es wurde gar nicht darauf reagiert. Viele der Betroffenen werden nicht gekommen sein, weil sie das Vertrauen in die ermittelnden Organe spätestens an den betreffenden Oktobertagen verloren hatten und auch im November aus Angst über mögliche Konsequenzen sich zurückzogen.

Das Chaos bei den Ermittlungen und der Sachstand, den ich nach fast einem Monat in den Vorgängen vorfand, war erschütternd. Das Pferd wurde von hinten aufgezäumt. Grundlage der Ermittlungen waren hier nicht etwa die Einsatzpläne der Polizei an diesen Tagen und Vorführungsprotokolle, sondern die einzelnen Aussagen der Betroffenen. Geprüft wurden insbesondere Anzeigen, wo der Verdacht einer Körperverletzung vorlag. Der betreffende Paragraph im StGB erfasste aber keinesfalls den Umfang der Demütigungen und Erniedrigungen, die die Geschädigten erlitten.

Auch fehlten Festlegungen zu den Festnahmen der an den Demonstrationen unbeteiligten Geschädigten. So wurden einige, die den Hund ausführten oder aus völlig anderen Gründen unterwegs waren, damals festgenommen, weil sie sich in der Gegend befanden. Es waren ganze Strassenzüge vorn und hinten abgesperrt und alle, die sich dort befanden, zumeist würdelos auf LKWs u.a. getrieben worden. Ein 19-jähriger junger Mann (hätte mein Sohn sein können) schilderte mir völlig unbefangen den von ihm erlebten Ablauf. So fand er die Demo, zu der er auf seinem Heimweg kam, irre. *Keine Gewalt* war der Slogan, der ihn beeindruckte. Er lief nebenher und wollte sehen, was geschieht. Neugierde. Er schilderte die Strassensperre – keine Chance zu entrinnen; den Wasserwerfer, der auch auf Fenster zielte, wo Anwohner zuschauten und ihre Empörung herausriefen. Mit nassen Klamotten sass er viele Stunden auf dem LKW und fror. Er sah, wie andere getreten und ge-

schlagen wurden, weil sie widersprachen. Darum fügte er sich. Seine Notdurft konnte er, trotz mehrfach wiederholter Bitte, nicht verrichten. Keiner durfte vom LKW. Bis zum Schmerz hielt er es aus.

Wenn ich nicht die vielen Menschen selbst gehört hätte und deren Schilderungen nicht durch völlig andere Zeugen, die sich untereinander nicht kennen, immer wiederholt wurden, hätte ich dies niemals in diesem Ausmass geglaubt. So wie ich waren auch andere Kollegen sehr daran interessiert, diese Verfahren wahrheitsgetreu aufzudecken und zu verfolgen. Das ging aber nicht. Irgendwie kam es immer zu Blockierungen, die die Ermittlungen behinderten.

Aus: Gesetz über die Staatsanwaltschaft der Deutschen Demokratischen Republik, vom 7. April 1977:

§2

(1) Die Aufsicht der Staatsanwaltschaft über die strikte Einhaltung der Gesetzlichkeit und die einheitliche Anwendung des Rechts dient der Lösung der Aufgaben der sozialistischen Staatsmacht bei der weiteren Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft, mit der grundlegende Voraussetzungen für den allmählichen Übergang zum Kommunismus geschaffen werden. Die Staatsanwaltschaft hat insbesondere beizutragen,

die sozialistische Gesellschafts- und Staatsordnung, das sozialistische Eigentum und die Volkswirtschaft zu schützen;

die gesetzlich garantierten Rechte und Interessen der Bürger zu schützen, zu wahren und durchzusetzen;

das sozialistische Staats- und Rechtsbewusstsein der Bürger zu festigen und ihre gesellschaftliche Aktivität, Wachsamkeit und Unduldsamkeit gegen jegliche Rechtsverletzungen zu entwickeln sowie Rechtsverletzungen vorzubeugen. [...]

Es war anfangs auch alles diffus organisiert. So musste ich z.B. bis 17 Uhr warten (war mein Feierabend nach einem harten Tag), weil ein Beschuldigter (!) die vergangene Nacht Schicht hatte und ausschlafen musste, ehe er zur Vernehmung erschien. Ich war davon ausgegangen, dass ein beschuldigter Polizist, zumindest bis eine Entscheidung vorliegt, vom Dienst beurlaubt ist. Auch die materiellen Voraussetzungen waren äusserst mangelhaft. Kein Papier, keine Schreibmaschinen, kein Telefon, kein Tisch... Es verging ein weiterer Monat, ehe diesbezüglich eine Besserung eintrat.

War dies alles Unvermögen, oder war es Absicht? Was mir damals alles fragwürdig erschien, wurde mir später ziemlich klar. Es gab auch laufend einen Wechsel unter den Sachbearbeitern der Kripo und auch bei den Staatsanwälten. Ende November arbeiteten andere Kollegen in Rummelsburg, ich hatte eine Sache zu Ende zu führen. Unter den damaligen Bedingungen war es absolut keine Freude, wenn man ackerte, um Licht in die Sache hineinzubringen, aber kein richtiges Vorankommen sichtbar wurde und dazu die Medien laufend Negativ-Schlagzeilen entwarfen, ohne die geringste Ahnung vom wirklichen Sachverhalt zu haben. Zumindest kann ich mich nicht erinnern, dass im November mal jemand von der Presse bei uns erschienen war. War ich damals wütend auf die Stimmungsmache der Reporter, gewöhnte man sich später daran.

Das scheidende Jahr warteteja noch mit einer Masse an traurigen Sensationen auf, wenn man vom 9. November absieht. Schlag für Schlag wurden Dinge offenbart, die in ihrer Gesamtzahl für den Normalbürger kaum zu verkraften waren. War denn alles falsch, was wir mal in Geschichte gelernt hatten? Alles verschwand bei mir im Zweifel.

Anfang des Jahres 1990 wurde bei uns die Abteilung Ia, die in der Hauptsache für die Bearbeitung politischer Verfahren zuständig war, aufgelöst. Mit weiteren Kollegen waren wir beauftragt, Vorbereitungen zu treffen für eine spätere Rehabilitierung zu Unrecht Verurteilter. Damit hatte ich erstmals Zugang zu Strafakten, die vom MfS bearbeitet worden waren.

Die deprimierenden Erkenntnisse nahmen kein Ende. Währte ich bis dahin, dass durch diese Abteilung komplizierte politische Verfahren (Spionage, Sabotage u. dgl.) bearbeitet wurden, so war ich gleich bei der Durchsicht der ersten Akten betroffen; z.B. enthielten diese einen total primitiven Sachverhalt, für den es eigentlich keine Paragraphen im Strafgesetzbuch gab. Ein Schleifchen an der Antenne des Trabis, und ich glaube, es wurde damit eine Fahrt nach Dresden und eine in den Spreewald gemacht (genau weiss ich es nicht mehr, es waren auf jeden Fall zwei Fahrten). Mutter, Vater und Sohn erhielten dafür mehrere Monate Freiheitsstrafe. Für den umfangarmen Sachverhalt waren die Akten (für jeden eine) sagenhaft dick. Beim Lesen dachte ich immer, es muss doch noch etwas kommen? Dafür fiel die Beweisaufnahme in der Verhandlung recht kurz aus. Für alle drei wurde später die Ausreise realisiert. Verfahren dieser Art gab es viele. Da war die Gardine an der Fenstern einer Wohnung in der 17. Etage wie ein A angeordnet oder ein Ausreisewilliger hatte einen *dekorierten Kaktus* an die damalige Abteilung Innere Angelegenheiten geschickt. Den *Verkauf* sogenannter politischer Sträflinge ahnte ich damals erst.

In dieser Zeit wurde zwar viel von Rehabilitierung geredet, es gab aber noch kein Gesetz dafür. So haben wir uns entschlossen, die Akten sofort für eine Kassation zu prüfen, wo die Annahmefrist noch nicht abgelaufen war. Nur in Ausnahmefällen, die besonders schwerwiegend waren, haben wir auch über Ausnahmeregelungen die Kassation der Entscheidung durchführen können, wo schon mehr als ein Jahr vergangen war. Wir waren zu grösseren Aktionen kaum in der Lage, weil wir inzwischen personell total überfordert waren. Durch die (diesmal berechtigten) Pressemitteilungen, dass alle politisch Verurteilten die Herausgabe ihrer Prozessdokumente (Anklageschrift und Urteil) von den Gerichten fordern konnten, wurde eine Flut von Anforderungen ausgelöst, denen wir aus verschiedenen Gründen kaum gewachsen waren. Erstens waren die Akten beim MfS und nicht bei uns archiviert, und durch die vorhergegangenen Ereignisse war es schwierig, die Akten zu bekommen. Dann wussten viele nicht genau, wo die Verurteilungen (die

z.T. schon Jahrzehnte zurücklagen) erfolgt waren und auch nicht weswegen. Angehörige kamen und konnten nicht mehr als Namen und Jahr benennen. Und mit der Herausgabe der Prozessunterlagen gaben viele sofort auch ihre Anträge auf Rehabilitierung ab. Diese wurden mit den Akten bereitgelegt, um sofort nach Inkrafttreten des Gesetzes wirksam werden zu können.

Im Frühjahr und Sommer 1990 gingen weitere Staatsanwälte weg. Viele nutzten die Gelegenheit, sich als Rechtsanwalt selbstständig zu machen. (In der DDR war es davor schwierig gewesen, sich als Rechtsanwalt niederzulassen.) Finanzielle Vorteile und sicher auch der Reiz der relativen Unabhängigkeit spielten dabei eine Rolle sowie die absehbare Entwicklung. Die Übriggebliebenen hatten alle Hände voll zu tun. Und das war beileibe nicht die allgemeine Kriminalität, die uns in Atem hielt. Was wurde nicht alles aufgedeckt, wo wurde Geld gefunden, wo Akten, wo Papier vernichtet. Es wurden Leute abgezogen zu Ermittlungen der Regierungskriminalität, RAF-Aufdeckungen kamen dazu, und ... Ich habe nicht nach links und rechts gesehen, bis der 3. Oktober kam. Noch am 2. Oktober 90 haben wir zig Schreiben an diejenigen geschickt, die einen Rehabilitierungsantrag gestellt hatten. Zwischendurch mussten wir unsere Zimmer ausräumen und unsere persönlichen Sachen nach Hause tragen. Jeden Abend bin ich mit einem meiner Blumentöpfe und anderem Kram nach Hause gegangen. Auf dem letzten Heimweg von meiner Arbeit am 2. Oktober 90 war mir mehr als nur zum Heulen zumute. 16 Jahre ...

In Berlin waren im Ostteil ab 4. Oktober 90 alle Gerichte zu. Den ehemaligen Staatsanwälten und Richtern aus dem Ostteil der Stadt blieben die Türen verschlossen. Der Einigungsvertrag hat mich in den Wartestand versetzt – eine Mitteilung darüber habe ich nie erhalten. Obwohl der Wartestand am 2. April 91 abließ, weiss ich noch immer nicht, wie der Stand der Überprüfung ist, natürlich hoffe ich. Seit dem 3. April 91 bin ich arbeitslos und beziehe Arbeitslosengeld. Und ich warte noch immer...

(Aufgezeichnet im Juni 1991)

Ich habe zwar massive Schlafstörungen gehabt, aber nicht deswegen

Cornelius B., geb. 1949; von 1974 bis 1984 Richter bzw. stellvertretender Direktor an einem Kreisgericht, seit 1984 Rechtsanwalt.

Ich bin Jurist geworden, weil ich eigentlich *schreiben* wollte, und ich habe als ein Gebiet, das mir interessant erschien, an Strafrecht gedacht. Meine Vorstellungen dazu habe ich aber eigentlich nur aus Filmen und Erzählungen bezogen. Ich habe dann gemerkt, als ich die ersten Kontakte mit Rechtsfächern hatte, nachdem also dieser Ideologiewust der ersten Semester überstanden war, dass Strafrecht mein Leben nicht ausfüllen würde, habe aber festgestellt, dass in diesem Studium etwas drinsteckte, was mich vorher überhaupt nicht berührt hatte, das ich aber sehr interessant fand, nämlich Zivilrecht.

Als ich mit dem Studium fertig war, standen mir die üblichen juristischen Berufe offen, nämlich Richter und Staatsanwalt. Ich wurde Forschungsstudent. Da habe ich nach anderthalb Jahren, nachdem ich teils durch eigene, teils durch fremde Schuld nicht so richtig weitergekommen war, einfach den Kopf in den Sand gesteckt und bin nicht mehr hingegangen. Und das hätte vielleicht auch nicht zu besonderen Konsequenzen geführt, wenn nicht in dieser Zeit (ich war, damit man mir nicht sagen konnte, ich hätte es getan, um zum Studium zu kommen, erst *nach* Beginn des Studiums in die Partei eingetreten) eine Parteigruppenwahl stattgefunden hätte. Und daran nicht teilzunehmen, das war eine Todsünde. Es gab Konsequenzen – ein Parteiverfahren, und ich flog aus dem Forschungsstudium, was ich heute, aus der weiseren Sicht, als einen ausgesprochenen Glücksfall betrachte.

Aber nun musste man mit mir ja irgendwas anfangen. Ohnehin, also auch unabhängig von dieser Geschichte, war geplant, mich für ein Jahr in die Praxis zu schicken, und so wurde ich Anfang 1974 – mit sehr viel Asche auf dem Haupt (es war ja wirklich nicht in Ordnung, was ich da gemacht

hatte – das muss ich völlig wertfrei sagen) Notarpraktikant. Dort war ich bemüht, mich vor mir selber zu beweisen, und konnte nach kurzer Zeit feststellen, dass diese Notarpraxis mir ganz ungeheuren Spass machte. So war mir klar, dass ich Notar werde und nie wieder zur – wie ich heute noch sage – Humboldtschule zurückgehe. Und dann kam eines Tages der Kaderleiter des Stadtgerichts zu mir und sagte: In Lichtenberg wird ein Richter gebraucht, hast du nicht Lust, dort Richterassistent zu werden und dich der nächsten Richterwahl zu stellen? Ich habe gesagt, ich hab’ nichts dagegen, habe aber Bedenken, ob mein Persönlichkeitsbild ausreicht, worauf er mir antwortete – das werde ich nie vergessen: Da mach’ dir mal keine Sorgen, da sind schon ganz andere Richter geworden.

Ich wurde also Richterassistent in Lichtenberg, im Familien- und Zivilrecht, und habe (nach gewissen Anfangsschwierigkeiten – ich wusste zum Beispiel nicht, wie man eine Verfügung macht – und immer noch mit dem schlechten Gewissen, dem Gefühl, man müsse den Genossen beweisen, dass man so schlecht nicht ist) mich wohl ganz gut entwickelt. Und habe das gerne gemacht.

Im Jahre 1977 habe ich angefangen, darüber nachzudenken, ob ich nicht Anwalt werden sollte, weil das ja eigentlich mal das gewesen war, wo ich hinwollte. Ich hatte sozusagen die Scheuklappen wieder abgelegt. Ich bin dann zum Stadtgericht gegangen und hab’ gesagt: Ich kandidiere nicht mehr. Daraufhin sagte der Direktor zu mir: Ich kann dich nicht zwingen, als Richter zu kandidieren, aber ich kann dafür sorgen, dass du nicht Anwalt wirst, denn das Kollegium streitet sich nicht um einen Kader mit dem Stadtgericht, denen sind die guten Beziehungen zum Gericht wichtiger. Mach noch eine Wahlperiode, ich brauch’ dich jetzt, wo das neue Zivilgesetz in Kraft getreten ist, und dann kannst du gehen. Ich kannte ihn zwar nur so, wie man eben aus der Froschperspektive solche Leute kennt. Aber da ich das Gefühl hatte, ihm vertrauen zu können, und auch nicht direkt darauf wartete, dass mit der Richterei Schluss ist, habe ich weitergemacht.

Später fragte man mich, ob ich bereit wäre, Stellvertreter des Direktors zu werden. Ich hab' erst mal gesagt: Nein, weil ich das Gefühl hatte, ich müsste dann meine Arbeit in der Zivil-Kammer sein lassen. Dann wurde ich ins Strafrecht umgesetzt, und da hab' ich mir dann irgendwann gesagt, ist ja eigentlich ganz egal, was du in der Zwischenzeit bis zum Ausscheiden machst. Bin also Stellvertreter geworden, allerdings unter der Bedingung, dass ich in reduziertem Umfang mein Zivilrecht weitermachen kann. Dann nahmen durch die verschiedensten Umstände – der Leitungskram nahm immer mehr zu – meine Möglichkeiten, Verhandlungen zu machen, immer mehr ab. Es tauchten Dinge auf, die mir ausgesprochen unangenehm waren, beispielsweise die freundliche Pflicht (wenn mein Chef nicht konnte oder behauptete, nicht zu können, weil er keine Lust hatte), einem Bürgermeister zu gratulieren. Das behagte mir nicht, und so habe ich dann vielleicht 1981 oder '82 angefangen, mich auf den Ausstieg vorzubereiten.

Ich hätte zu dieser Zeit aus mindestens zwei Gründen nicht mehr Richter bleiben wollen: Erstens weil ich schon so bisschen in eine Sonderposition geschoben worden war, wogegen ich freilich nicht so fürchterlich ernsthaft gekämpft habe. Das zweite: Es ging ja immer mehr auf eine Spezialisierung zu, und irgendwann hätte ich dann als absolut Spezialisierter im DDR-Recht dagesessen, und das wäre langweilig geworden. Hinzu kam, dass ich die trügerische Hoffnung hatte, als Anwalt nicht mehr täglich von acht bis sechzehn Uhr auf einem Platz sitzen zu müssen, sondern mehr meinen Hobbystrecken nachgehen zu können. Dass das ein Irrtum war, habe ich damals noch nicht geahnt.

[GE: Ich erinnere mich an eine Andeutung, die du vor Jahren gemacht hast, die von Einmischung in deine richterliche Kompetenz handelte und von der ich immer meinte, eine Häufung solcher Dinge sei Grund für deinen Wechsel ins Anwaltsbüro gewesen.] Das kann ich sogar noch ziemlich genau lokalisieren. Es handelte sich da um ein Sexualdelikt. Das Besondere an dem Verfahren war, dass der Vater eines der beiden Hauptangeklagten Oberst bei der Armee war und dass da die Haftbefehle, die damals etwas

überaus Übliches waren, aufgehoben wurden. Untersuchungshaft war eben Usus. *Es gehörte sich so*. Das Stadtgericht hat dann zwar entschieden, dass die wieder reinkommen, und die wurden auch wieder verhaftet – da fehlten dann wohl doch die Beziehungen –, aber es gab dann von den verschiedensten Seiten immer solche komischen Geschichten – der will die Akte sehen, jener will die Akte sehen. Und das waren Sachen, die einfach aufgehalten haben, die die Aktivitäten im Verfahren verzerrten.

Ich hatte mir im Übrigen beim Zivilrecht angewöhnt, im Verfahren meine Fragen so ein bisschen mit Pokerface zu stellen, also nicht merken zu lassen, was ich dachte. Das habe ich dann im Strafrecht noch kultiviert. Angewöhnt hatte ich mir das im Zusammenhang mit meinem Parteiverfahren an der Uni, wo Leute, die mit mir gar nichts zu tun hatten, mich gefragt haben: Was hast du denn? Und da hab' ich mir gedacht, das darf dir nie wieder passieren, dass man dir so was ansieht. Und ich konnte dann damit im Strafrecht den Eindruck vermitteln, dass für mich nichts feststeht, bevor nicht die Beweisaufnahme abgeschlossen ist. Und das war auch meine eigentliche Form des Herangehens. Obwohl es eben manchmal gleich von Anfang an so aussah: Hier ist alles glasklar, und wenn keine Sensation passiert, könnte man eigentlich das Urteil schon vorschreiben.

(In diesem Zusammenhang fällt mir ein: Eines Tages kamen zwei Rechtsanwälte ganz empört zu mir und erzählten, sie hätten in einer Strafsache in Frankfurt, ich glaube, es war eine Ia-Sache, in der Akte hinten drin das vorgefertigte Urteil gefunden, und wollten wissen, was ich dazu sage. Und da hab' ich dann gesagt: Erstens muss der, der das gemacht hat, ein ordentlicher Döskopp sein. Zweitens find' ich dabei eigentlich nichts, denn das ist ja kein Urteil. Es ist ein Votum. Das Problem besteht nur darin, ob der Richter die Kraft hat, von seinem Votum abzugehen. Ich hab' mich da selbst gesehen. Ich hab' – weil wir im Strafrecht nach der Urteilsverkündung nur drei Tage Zeit hatten, dann musste das Urteil geschrieben sein – mir ja auch in seltenen Fällen mein Urteil vorgeschrieben. Ob dann letztlich drinsteht «hätte» oder «würde», ist dann auch egal; es ging einfach schneller. Aber

du musstest natürlich notfalls die Kraft haben, das ganze Ding zu nehmen und zu zerreißen. Das ist eine Frage des persönlichen Charakters. Schlimm ist eben nur, wenn ich nach dem Entwurf verhandle und es zu was anderm gar nicht mehr kommen lasse, um meinen Entwurf zu retten.)

Um zurückzukommen auf die Vergewaltigungsgeschichte: Ich sitze also da in dem Saal, und es schlägt mir von den Zuhörerbänken, von den Eltern, von den Angeklagten ein ständiges Misstrauen entgegen. Hinter jeder Frage wird eine zweite Fangfrage gewittert. Das war unerträglich. In dem Moment, wo ich die Sache dann verhandelt habe, hatte ich es in der Hand, wie weit sich einer einmischte. Und dann hab' ich einfach nichts mehr zugelassen. Aber die Tatsache, dass ich das nicht zuließ, wurde mir nicht als Unbefangenheit und das Bemühen um die eigene Unabhängigkeit ausgelegt, sondern als einseitige Verfahrensführung, also das Gegenteil. Wie gesagt, habe ich ganz selten Einmischungsversuche erlebt, und ich habe sie durch die Bank zurückweisen können. Allerdings muss ich schon sagen, dem jeweiligen potentiellen Einmischer entsprechend mit recht unterschiedlichen Mitteln. (Man müsste die Arten von Einmischungsversuchen in die richterliche Unabhängigkeit mal systematisieren; das wäre ein Dissertationsthema.) Es hat Fälle gegeben, wo ich gesagt habe: Da ist die Tür. Aber das konnte man mit bestimmten Leuten nicht machen, ohne sich zusätzlich Ärger zu holen. Aber man konnte der Einmischung ja auch dadurch begegnen, dass man denjenigen reden liess, immer ja, ja sagte und dann doch anders entschied.

Es gab aber eine ganz andere Art der Einmischung, an die heute kein Mensch mehr denkt und die – wenn man so will – eine sehr, sehr kluge war. Ich habe eine Reihe von Strafverfahren gemacht. Nicht vordringlich politische, sondern auch andere, die aus den verschiedensten Gründen ein gewisses Interesse geweckt haben. Da hatte ich manchmal die Akte noch gar nicht gesehen oder hatte an der Akte noch gar nichts gemacht, und schon kam ein Schreiben vom Obersten Gericht mit der Bitte um Übersendung einer Urteilkopie oder vom Ministerium der Justiz mit der gleichen Bitte. Da stand nicht drin: Derjenige ist zu verurteilen, oder gar: So und so. Das Schreiben war auch nicht an mich persönlich gerichtet. Aber man fühlte sich von An-

fang an beobachtete. Das konnte es schon erschweren, unbefangen heranzugehen. Also es ist durchaus nicht immer nur die Staatssicherheit gewesen...

«Man kann vielleicht ganz grob drei Typen [von Richtern, G.F.] unterscheiden, wenn man mit ihnen über die Vergangenheit spricht. Die einen würde ich einmal die Idealisten nennen, die uns ganz ehrlich und offen sagen: sie sind in die SED eingetreten, haben den Staat unterstützt, weil sie von den Idealen des Sozialismus begeistert waren. Und gegen die Ideen, die uns dann aufgezählt werden, kann man nichts sagen.

Die zweite Kategorie ist eine Gruppe, die eigentlich sehr klein ist. Das sind die Opportunisten. Diejenigen, die mir, vorsichtig gesagt, am unsympathischsten ist. Sie sagen: ich habe die SED und den Staat schon immer abgelehnt, ich war immer im Widerspruch dazu, nach der Wende bin ich natürlich sofort ausgetreten, weil es mich sonst bei meinem jetzigen beruflichen Fortkommen stören könnte.

Und die dritte Gruppe, das sind, so würde ich sagen, die Gleichgültigen, die sagen: es gehörte dazu, in der SED zu sein, sonst konnte man nicht Richter sein. Und deshalb bin ich eingetreten. Ich habe mich um nichts gekümmert, und ich trete auch wieder aus oder bin schon wieder ausgetreten. Es gehörte halt dazu, aber es hat mich eigentlich alles nicht berührt.

Wenn ich mir die Gruppe ansehe, die ich als Idealisten bezeichnen würde, dann würde ich sagen, sie mögen bestimmt in unserem Rechtsstaat, nachdem sie die Möglichkeit haben, unabhängige Richter zu sein, das auch werden. Die anderen beiden Gruppen, die Opportunisten und die Gleichgültigen, werden wahrscheinlich solche Richter werden wie viele von unseren Richtern.»

[Aus dem Votum der Berliner Kammergerichtspräsidentin Knobloch auf der Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll (4. bis 6. Oktober 1991) zum Thema: Rechtskultur im vereinten Deutschland – Elemente einer vertrauenswürdigen Justiz]

Es gab ja in der DDR immer sehr lange Untersuchungshaftzeiten, viel länger, als das jetzt üblich ist. Wenn also beispielsweise jemand schon sechs Monate in U-Haft gesessen hatte für eine Sache, von der ich mir sagen musste, das ist nichts, das ist absolut gar nichts, hab' ich mir gesagt: Wenn ich jetzt schnell entscheide, ihn schnell verurteile und ihn dann rauslasse, ist das zwar immer noch nicht gerecht, aber die Sache ist dann vom Tisch, und die Staatsanwaltschaft wird das im Regelfall auch schlucken. Einen Freispruch oder die Aufhebung des Haftbefehls hätten die nicht geschluckt. Dann hätten die den sofort wieder gegriffen. Und er sässe dann zumindest so lange, bis die zweite Instanz entschieden hat, wie auch immer. Solche Kompromisse hab' ich gemacht. Und so oft ich so was gemacht habe (so oft war es ja nicht, vielleicht ein halbes Dutzend, vielleicht war's auch ein Dutzend), immer zur Empörung der Angeklagten. Nun konnte ich mir den ja nicht anschliessend beiseite nehmen und mit ihm wispern. Das hätte ihm ausserdem auch nichts genützt. Und das hat mich dann schon beschäftigt, weil diese reine Zweckmässigkeitsentscheidung eben letztlich eine ungerichte war.

Aber das ist auch eine Frage des Stehvermögens in Bezug auf solche Vorkommnisse. Also wenn du jemand die Zeit und die Kraft gibst, sich in jeder Sache intensiv mit dem Fall und auch mit sich selbst auseinanderzusetzen, dann wirst du natürlich öfter solchen Zwiespalt haben. Wenn du ihn aber mit Arbeit zudeckst, wird er viele solche Dinge routinemässig machen. Es hat schon Fälle gegeben, in denen ich wahrscheinlich zu gedankenlos war. Aber dass man in der einen oder der anderen Sache ein schlechtes Gewissen haben muss, das gehört – obwohl das heute auch wieder verleugnet wird, früher hätte man das gar nicht sagen dürfen –, das gehört zu diesem Beruf. Das eigentliche Problem mit der Unabhängigkeit der Richter lässt sich am Beispiel der Volkskammerabgeordneten erklären. Es war nicht verboten, eine Nein-Stimme abzugeben. Und das waren auch nicht alles charakterlose Idioten. Auch der Richter war im Regelfall so unabhängig, wie er sich gemacht hat. Mit einer Ausnahme, und diese Ausnahme ist eben das Gesetz. Was heute in dieser Beziehung über die ehemaligen DDR-Juristen disku-

tiert wird, geht in vieler Hinsicht am Kern der Dinge vorbei. Ich kann einem Richter nicht vorwerfen, dass er z.B. den § 213 angewandt hat, wenn ich ihm nicht schlechthin vorwerfe, dass er Richter ist. Richter zu sein und das Gesetz nicht anzuwenden, das ist nicht nur dem Richter verboten, das ist nicht einmal ein Problem, sondern es ist eine Idiotie für sich. Ich bin dem Gesetz unterworfen. Ich kann nicht sagen, das Gesetz ist zwar da, aber ich wende es nicht an. Das kann jeder machen – der Richter kann es nicht. Wenn der Richter das tut, dann ist er, wo immer er sich befindet, zum Richter nicht geeignet.

Eine andere Frage, die man auch diskutieren kann, ist die, ob ein eigentlich der Moral zugeneigter Mensch in der DDR Richter sein konnte. Ich behaupte allerdings: ja. Sehr viel leichter als beispielsweise Polizist oder auch Staatsanwalt, weil die «Partei» waren. Während der Richter, wenn er versucht hat, es richtig zu machen, tatsächlich wie ein Aussenstehender war, der über den Dingen zu stehen hatte. Vielleicht gibt es diesen Richter auf der ganzen Welt nicht. Das ist nun wieder ein generelles Element der Unvollkommenheit des Lebens. Wär'ja auch fürchterlich, wenn es anders wäre. Dass es bedrückende Verfahren gab, das gehört dazu.

Diesen Abstand zur Euphorisierung, insbesondere auch politischer Verhältnisse, werde ich wohl mein Leben lang haben. Dabei habe ich immer das Gefühl gehabt – das muss man wissen –, dass die Justiz mit dem Gesetzesmassstab einen ganz anderen Unabhängigkeitsgrad hat als zum Beispiel die Polizei. Ich habe später aus der ganz anderen Sicht des Anwalts den Eindruck bekommen, dass das stückweise abbröckelte. Das hat mich im Nachhinein sehr bewegt. Entweder ist es in dieser Hinsicht, besonders in den achtziger Jahren, deutlich schlimmer geworden – was ich damals eigentlich nicht geglaubt habe –, oder ich war vorher – und das klingt natürlich ganz seltsam – tatsächlich noch zu naiv. Dazu muss man aber wissen, dass die Richter – und zwar, wie ich heute sage, aus gutem Grund – eine der am schlechtesten informierten Berufsgruppen waren, selbst was ihr eigenes Arbeitsgebiet angeht. Es gab also eine ganze Reihe von Dingen, die mir verborgen blieben.

Trotzdem halte ich Richter heute noch, nach wie vor, für einen ausgezeichneten Beruf. Und dann gibt es etwas anderes, das traut man sich heutzutage schon gar nicht mehr zu sagen, das sagen sie nämlich inzwischen alle. Aber ich hab' mir bei manchen Dingen gesagt, wenn *du* das nicht machst, dann macht das ein anderer, und der hat nicht mal ein komisches Gefühl dabei. Da mach *du* das man lieber und versuche mal wenigstens, das, was du machen kannst, zu machen. Schlimm war – aber das sehe ich eben auch erst heute so –, dass eine Richtlinie des Obersten Gerichts wie ein Gesetz zu behandeln war. Aber das war eben unsere Gewohnheit, und das haben wir früh schon gelernt wie eine ganz bestimmte handwerkliche Technik. Das war eine schlimme Geschichte, weil damit der Gesetzgeber aus bestimmten Dingen raus war. Und wenn ich mich bei meiner Entscheidung an so eine Richtlinie nicht hielt, dann wusste ich, dass allein unter Hinweis auf diese Tatsache mein Urteil aufgehoben werden wird. Hier zeigt sich: Es hat keinen Sinn, ein Urteil zu produzieren, von dem man weiss, es hat keinen Bestand. Da musste man eben versuchen, das dem eigenen Standpunkt am nächsten kommende Bestandsfähige zu finden.

Wenn man Richter von damals beurteilt, muss man auch sehen, dass ein Richter in einer Instanz ja eben fast immer ein zweite über sich hatte. Es ist übrigens eine ganz seltsame Erfahrung, wie manche Westberliner mit rechtskräftigen DDR-Urteilen umgehen. An einem Tag: alles Unfug, alles Unrecht! Und dann kommst du am nächsten Tag, da sagen sie: Ja, das ist aber ein rechtskräftiges Urteil des Stadtbezirksgerichts. Und ich: Das ist doch aber Unfug, sogar nach DDR-Recht war das Unfug, das hab' ich schon im Berufungsverfahren damals gesagt. Antwort: Es ist rechtskräftig. Und das ist ja richtig, denn es geht ja nicht anders.

Bedrängnisse, die es in einzelnen Tätigkeiten als Richter gegeben hat, gehörten für mich zum Beruf. Wenn man den Beruf nicht als Job sieht, sondern mit ein bisschen Engagement ausübt, dann muss man mit solchen Bedrängnissen rechnen, die sind unvermeidlich. Und noch eins: Ich habe in meinem ganzen Leben, jedenfalls seit ich angefangen habe, über so was nachzudenken, noch nie geglaubt, im Paradies zu leben. Verkündigungen

dieser Art hat es immer gegeben, und ich glaube, wenn ich noch drei oder vier verschiedene Varianten der Gesellschaft erleben würde, dann würde es auch dort welche geben.

Ich hab' aber auch nie das Gefühl gehabt, ich müsste das Paradies verlangen, mir war das eigentlich egal. Ich war mit den Zuständen für mich relativ zufrieden, hatte aber damit immer auch einen gewissen skeptischen Blick auf die Dinge, aber eben in der Auffassung – und so geht es mir jetzt auch noch –, dass es nichts ohne Übel gibt. Sicher kann man gegen zu beseitigende Übel mit den geeigneten Mitteln etwas tun – mich haben viele Dinge zwar gestört, aber sie haben mich nicht nachts aufwachen lassen. Ich habe zwar massive Schlafstörungen gehabt, aber nicht deswegen. Das steht fest.

(Aufgezeichnet am 29. Oktober 1991)

Im Grunde waren wir mit eingesperrt: Sie auf der einen, und wir auf der anderen Seite.

Gespräch mit Herrn Sonnenburg, von 1968 bis 1989 Mitarbeiter des MfS/
Abteilung XIV in der UHA II, Berlin Magdalenenstrasse

Bitte schildern Sie zunächst kurz Ihren Werdegang!

Der Werdegang war ja bei fast allen gleich: Schule, Berufsausbildung,
danach Werbung in dieser oder jener Form.

Was für einen Beruf hatten Sie?

Ich war bei der Deutschen Reichsbahn. – Es gab also zwei Wege. Entweder
die militärische Ausbildung direkt beim Ministerium, sprich ein halbes
Jahr, oder fiber's Wachregiment in Berlin, wo ich hingekommen bin. Drei
Jahre Ausbildung, das war in der Regel immer so. Und dort wurde man
dann den entsprechenden Abteilungen im Ministerium zugeteilt.

Konnte man irgendwas aussuchen?

Also da kam der Werber, sagte: «Sie sind also bereit und so weiter, und
dann und dann melden Sie sich da und da.» Dann ist man dort hingegangen,
und dann war man in der jeweiligen Abteilung. Und in der Regel ist man in
die Wache gekommen. Da war es nun unterschiedlich, je nachdem, ob man
zwei, drei, vier oder fünf Jahre dabei war – dann konnte man beispielsweise
zu so einer Abteilung wie den Effekten kommen. Oder in den Tagesdienst,
der ja in der Magdalenenstrasse nicht so gross war, aber in Hohenschön-
hausen war er wesentlich grösser, wegen der Zuführungen, der Verpflegung
und so weiter. Ich habe – und so war es in der Regel – angefangen als nor-
maler Posten. Bewachung auf den Stationen, bis hin zum Schichtleiter.

Waren Sie die ganze Zeit in ein und demselben Komplex?

Ich war die ganze Zeit in der Magdalenenstrasse. Dort hab ich 1968 ange-
fangen, und dort bin ich geblieben bis 1989.

Können Sie kurz den Tagesablauf beschreiben, den Dienstrhythmus?

In der Woche, also von Montag bis Freitag, gab es Dreischichtrythmus: von 6 bis 14 Uhr, 14 bis 22 Uhr, und von 22 bis 6 Uhr. Und am Wochenende von 6 bis 18 Uhr, und von 18 Uhr bis zum andern Morgen um 6 Uhr. Das ging kontinuierlich so, ausser wenn Sonderaufgaben kamen wie Absicherung von Parteitag, dann wurden die 8 Stunden hochgefahren auf 12 Stunden. Aber die Regel war: Woche 8 Stunden, Wochenende 12 Stunden.

Und was gehörte zu Ihren Aufgaben?

Als Posten: angenommen, ich habe um 6 Uhr angefangen, da war ich entweder auf den Stationen oder draussen im Garten – Aussenabsicherung. Oder man war eingeteilt auf Station 2 oder 3 – angenommen, ich bin ins Verwahrhaus gekommen, in die Station 2, da wusste ich: auf der 2 sind so undsoviel Inhaftierte, sagen wir 20 Mann. In der Stunde, die ich da oben war, musste ich dafür sorgen, dass die Hausordnung eingehalten wurde. Und dann ging es im Rotationsverfahren: eine Stunde in der 2, eine Stunde in der 3, eine Stunde im Garten und so weiter. Waren genügend Leute da, hatte man zwischendurch unten auch mal Zeit, andere Sachen zu erledigen.

Und was waren die wesentlichen Aufgaben?

Im Garten: die Aussenabsicherung, dass keiner raus- oder reinkonte. Und auch dafür sorgen, dass nur diejenigen Fahrzeuge und Personen reinkamen, die eine entsprechende Legitimation hatten. Entweder einen Ausweis oder andere Dokumente. Im Verwahrtrakt: am Tage die Hausordnung durchsetzen. Sprich: dass Sie sich nicht im Bett aufhalten. Kontrollieren, dass Sie keinen Suizid versuchen. Oder wenn Sie sich gemeldet hätten, dass Sie zum Arzt wollen, oder ein anderes Anliegen – das haben wir dann nur entgegenommen und weitergeleitet an die Wache unten. Und die haben das dann veranlasst, ob Sie den Vernehmer sprechen wollten oder was immer. Wir hatten oben nur die Aufnahme und die Weitergabe einer Information zu leisten. Oder wenn Sie sich immer wieder aufs Bett gelegt haben, dann wurde das nach unserer Meldung dokumentiert.

Was wussten Sie denn von den Häftlingen?

Aufgenommen wurden Sie ja von den Effekten. Ich wusste von Ihnen im Prinzip gar nichts. Nur die Belegungsnummer. Sie lagen beispielsweise auf der 89 und waren die 2, dann hatten Sie die Nummer 89/2, je nach der Anzahl der Pritschen. Und nur das wusste ich.

Hatte der normale Posten mit Zuführungen zu tun?

In der Regel nicht. Das war Aufgabe des Tagesdienstes. Es ist vorgekommen, wenn man zwei, drei Jahre da war, und es war vom Tagesdienst jemand nicht da, oder er war überlastet, dann gab es so einen Ausnahmefall. Angenommen, der Vernehmer wollte Sie haben, und der Vorführoffizier war nicht da, dann konnte der Wachhabende sagen: Du, bring mal den von der 89/2 in Zimmer 25.

Normalerweise hatten Sie keine Befugnis, die Verwahrräume zu öffnen?

Nein. Wir hatten ja auch, wenn wir oben auf Station waren, keinerlei Schlüssel mit. Wir konnten es ja gar nicht. Die Schlüssel waren generell unten in der Wache. Und sie wurden nur an Vorführoffiziere oder Effekten ausgehändigt. Oder an die Leute vom Tagesdienst. Wir als die normale Wache hatten nur die Schlüssel zu verwahren, im Verwahrraum hatten wir keine Schlüssel. Im Grunde waren wir mit eingesperrt: Sie auf der einen, und wir auf der anderen Seite. Die eine Stunde, die wir oben waren, oder auch mal zwei, waren wir genauso drin wie Sie, nur konnten wir uns mehr bewegen als Sie. – Wenn es beispielsweise vorgekommen ist, wie Sie erzählen, dass sich Inhaftierte nicht an Weisungen halten (Unterlegen eines Geschirrtuchs beim Würfeln), dann hätte der Posten das unten melden müssen, und ein Bereitschaftsposten wäre nach oben gekommen und hätte sich darum kümmern müssen. Und der Posten hätte dann alle Verwahrräume gleichermassen kontrollieren müssen, damit nicht so etwas passiert (Suizidversuch in der Nachbarzelle, während der Posten sich auf das regelwidrige Würfeln konzentriert). Da wird er für seinen falschen Übereifer einen drauf

gekriegt haben, weil er seine dienstlichen Sachen vernachlässigt hat, weil er sich hat von Ihrem Würfelspiel ablenken lassen. Es musste ja im Abstand von 3 bis 5 Minuten eine Sichtkontrolle durchgeführt werden. Am Tage alle 5 Minuten, und nachts alle 3 Minuten. Dann hätte jemand vom Tagesdienst oder von den Effekten Sie verwarnen müssen. Oder eben der Bereitschafts-posten. Die Spiele wegnehmen war nicht Aufgabe des Postens.

Hätte der Posten denn die Reissleine ziehen können?

Ja. Dann wäre ein interner Hausalarm losgegangen.

Optisch oder akustisch?

Optisch und akustisch, beides. Dann wäre automatisch der Bereitschaftspos-ten gekommen. Und der stellvertretende Schichtleiter hätte dann die not-wendigen Erstmassnahmen einleiten müssen.

Konnte man die Stelle, an der der Kontakt unterbrochen war, unten erken-nen?

Ja. Es war in der Regel, jedenfalls in der Magdalenenstrasse, auf 2 bis 3 Verwahrräume eingeengt. So waren die Schleifen gelegt. Dann wusste man, in diesem Bereich ist was los. Der Posten sollte in so einem Fall dann seine Kontrollen weiter machen, sogar verstärkt, denn es gab natürlich Unruhe, wenn so etwas war, Sie haben ja auch was mitgekriegt. Und der Haftan-staltsleiter wurde informiert, auch bei Randalierereien. Der hatte ja mehr Einblick. Der wusste zum Beispiel, zu welcher Abteilung gehört der, und konnte die, beispielsweise die HA IX, informieren. Es gab ja auch unter-schiedliche Kategorien von Inhaftierten, je nach der Bedeutung war das Zu-sammenspiel der einzelnen Teile der Maschinerie anders. Darauf hatten wir als Wachpersonal keinen Einfluss. Wir haben bloss die Meldung abgesetzt, sagen wir mal: 89/1 Suizidversuch. Das ging, wenn er am Tage da war, an den Haftanstaltsleiter, und der hat dann entschieden, ob grosser Rummel rauskommt oder bloss kleiner Rummel.

Der Posten war also nicht die gesamte Zeitdauer einer Schicht auf einem Flur?

Nein. Das variierte entsprechend der Schichtstärke. In der Regel war er nur eine Stunde da. Sagen wir mal, es waren 5 Leute da, dann brachte es der Rotationsrhythmus mit sich, dass sie alle 5 Stunden wieder an der gleichen Stelle waren. Waren nur 4 da, kamen sie alle 4 Stunden wieder.

Was hatte denn das für Gründe?

Das weiss ich nicht. Als ich 1968 hinkam, war das schon so, und das blieb auch bis zum Schluss 1989 so. Warum, weshalb – (*er lacht*). Es war so, und es wurde so durchgeführt.

Wie gross war denn der Spielraum des einfachen Postens, was den Umgangston mit den Häftlingen angeht? Was wurde ihm denn vorgegeben?

Vorgegeben wurde uns, will ich mal sagen: Ruhe und Ordnung auf Station zu halten, die Hausordnung durchzusetzen. Wie der Posten das gemacht hat, das war natürlich auch, je nach den Leuten, unterschiedlich. Nach der Mentalität des Einzelnen. Der eine ist barsch eingestiegen, der andere hat's in Ruhe gemacht. Es war mehr oder weniger – ich will nicht sagen, die Intelligenz, eher das Einfühlungsvermögen des Einzelnen. Die Spielräume hat sich im Prinzip jeder selber gesetzt. Es war klar: jeder Posten hatte beispielsweise die Pflicht, das Singen zu unterbinden. Wie er's gemacht hat, das hing von der Intelligenz, manchmal auch von der Stimmung ab. Der eine hat's in lustiger, ironischer Art gemacht, der andere hat rumgebrüllt, was nicht so meine Art ist, auch damals nicht war. Brüllen ist kein Argument. So viel Spielraum hatten sie. Ob er's mit Brüllen macht ... Bloss reinkommen konnte er nicht. Manchmal, das kann ich auch von mir sagen, ist man vorher irgendwo angepflaumt worden und war deshalb schlecht gelaunt. Und, das werden Sie ja wissen, es waren relativ junge Leute. War einer zwei oder drei Jahre dabei, hat er vielleicht ganz anders reagiert als einer, der ein halbes Jahr dabei war,

frisch vom Wachregiment auf die Menschheit losgelassen, und der sich nun kraft seiner Wassersuppe profilieren wollte.

Was gehörte denn alles zum Tagesdienst?

Die Verpflegung, das Duschen, Wäschetausch, Bücher, Effekten, Vorführungen zur Vernehmung, Vorbereitung zum Sprecher [Besuchskontakt], und so weiter.

Die kannten die Klarnamen?

Ja.

Wie sind Sie als Posten denn damit umgegangen, dass Sie von denen, die da drin sassen, nichts wussten als 89/2? Waren Sie denn nicht neugierig?

Es haben bei uns unterschiedliche Meinungen existiert. Einige haben versucht, die Klarnamen rauszukriegen. Was man auch, wenn man bisschen geschickt war, da und dort rauskriegen konnte. Ich hatte von Anfang an gar kein Interesse zu wissen, ob das Schulze, Meyer oder Lehmann ist.

Die Delikte auch nicht?

Nein. Kann ich ganz ehrlich sagen. Es war ja sowieso bei uns in der Magdalenenstrasse etwas anders als in Hohenschönhausen. Dort war es ja breit gefächert: von der Spionage über die Wirtschaftskriminalität bis zum politischen Untergrund. In der Magdalenenstrasse gab's nur Militärstraftaten. Wir hatten nur ein Delikt, in sich auch ein bisschen gefächert, aber im Grunde nur eins. Und wenn Sie bei uns zum Sprecher kamen, war es ja in der kurzen Zeit gar nicht möglich, was rauszukriegen. Das ging ja rein und raus wie im Taubenschlag. Wäre ich in Hohenschönhausen gewesen, wäre es vielleicht ganz anders gekommen. So wusste ich: das sind Armeeangehörige, damit war es für mich erledigt. Wir hatten ja auch keine weiblichen Inhaftierten.

Wie war denn das Verhältnis der Posten untereinander, und dann das der verschiedenen Ebenen – Tagesdienst, Zuführungsoffiziere, Haftanstaltspersonal – zu den Vernehmern?

Unterschiedlich. Kam man neu rein, dann hat man zu denen, die schon länger da waren, mit Respekt aufgeblickt. Später hat man mit denen dann auf «Du» verkehrt, da war das dann schon anders. Ich habe auch beispielsweise den Zuführungsoffizier nie mit dem Dienstgrad angeredet, sondern mit Vornamen. Ausser auf Station, da war es verboten, da haben wir uns mit Dienstgrad angesprochen. Aber es war auch nicht so offiziell «Genosse Hauptmann», sondern «Du, Oberleutnant». Je länger man da war, da war ein ganz anderes Verständnis da. Genauso war es auch mit dem Untersuchungsorgan. In der ersten Zeit waren das für mich Halbgötter. Durch die vielen Besuche kam man dann mit denen ganz anders in Kontakt. Und es war nicht mehr was Abstraktes, sondern was Alltägliches.

Ich hatte manchmal den Eindruck, es hätte auch Rivalitäten gegeben zwischen dem Vernehmerflügel und dem Haftanstaltsflügel...

Gab's auch. Das gab's, dass die einen bisschen auf die andern runtergeguckt haben. Das kann man nicht abstreiten. Für manche von den Vernehmern waren wir die «Battles», kann man ganz krass sagen. Die haben uns das spüren lassen. Bloss je länger man dabei war, wusste man dann auch mit den Leuten umzugehen. Eigentlich sollte ja einer vom andern gar nichts wissen, was ja aber gar nicht zu vermeiden war. Jedenfalls zwischen Vorführoffizier und Vernehmer gab's naturgemäss Überschneidungen. Nur für den Wachdienst gab's eine strikte Trennung.

Gab's denn Sachen, die Sie als Posten besonders ungern gemacht haben, oder welche, die Ihnen mehr Spass gemacht haben als andere?

Das gab es auch. Das kam auf die menschlichen Voraussetzungen an. Wenn Sie eingeliefert wurden, war ja auch jemand vom Wachpersonal dabei, der die Körperdurchsuchung gemacht hat. Einige haben das so gesehen: «Das geht mir kalt runter». Ich weiss noch, als ich die ersten gemacht habe – das

war nicht grade angenehm. Nachher war man nicht gerade abgebrüht, aber eine gewisse Routine war dabei. Und so gab es immer einige, die dann gesagt haben: «Nein, geh du mal und mach das!» Alles, was so in den Intimbereich reinging, haben einige weniger gern gemacht, aber wenn keiner da war, musste man das auch machen. Es gab also die Möglichkeit, bisschen auszuweichen. Und es war Aufgabe des jeweiligen Wachhabenden, seine Leute mit Fingerspitzengefühl einzusetzen. Als ich dann unten war, wusste ich auch: Wenn Suizid war, konnte ich den einen nicht hinschicken, der konnte kein Blut sehen. Es war eben die Aufgabe der Führungsleute zu wissen: Was kann ich meinen Leuten zumuten? Sonst gab's Überreaktionen.

Das wurde also auch offiziell thematisiert, und nicht nur mit dem Schichtkumpel beredet?

In Hohenschönhausen waren ja mehr Leute. Hier waren so 6 bis 7 Mann. Und wenn man länger dabei ist, kennt man sich. Und man wusste: der ist neugierig, möchte gern Namen rauskriegen und meldet sich deshalb zum Vorführen. Und da musste der Leiter dann sagen: «Du wärst geschickt, eignest dich dazu, aber deshalb nehme ich dich nicht dazu!» Weil es ja eigentlich nicht sein sollte, dass ein Posten Namen erfährt.

Der Bereich der Sprecher, mit Rechtsanwälten und so weiter, das war ja bei uns ein selbstständiger Bereich, im Anbau in der Alfredstrasse. Wir hatten ja zwei Eingänge: einen vorn, wo die Einlieferungen kamen und wo auch Vernehmungen waren, zur Magdalenenstrasse; und einen hinten zur Alfredstrasse, wo es um die Fragen der Rechtsanwälte, Sprecher, Diplomatenvertretungen und so weiter ging. Hier gab es, aber nur am Tage, die Besonderheit, dass wir «ausgelagerte Personen», so nenne ich sie jetzt mal, von Hohenschönhausen oder von Potsdam, dass wir die zeitweilig, zwei Stunden oder so, bei uns untergebracht haben. Ohne dass wir als Wache jetzt Einfluss darauf hatten zu wissen, wer ist das. Allerdings wurden Sie ja, wenn Sie ausgestiegen sind, vom stellvertretenden Schichtleiter nach dem Namen gefragt, daran können Sie sich ja bestimmt erinnern. Derjenige, der Sie nach

hinten gebracht hat, der musste ja wissen, wen er vor sich hat. Da konnte man ja nicht sagen: 89/1 oder so, es musste ja wirklich der Richtige kommen. Und diese Personen wussten natürlich Ihren Namen. Aber es gingen ja so viele durch, manchmal kamen 30 an einem Tag, am nächsten wieder 30 – da hat man die vergessen.

Was hätten Sie denn für Karrieremöglichkeiten gehabt? Hätten Sie das selber inszenieren können?

Die Hierarchie im Wachdienst war ja: normaler Posten, stellvertretender Schichtleiter, Schichtleiter. Das waren die drei Ebenen. Und nun konnte ein Posten dann nach ein oder zwei Jahren hingehen und sagen: Ich würde gern zur Untersuchungsabteilung wechseln. Das gab's auch. Es waren aber Ausnahmen. Und entsprechend der Personalkapazität war es schon möglich, dass jemand nach zwei oder drei Jahren in eine andere Abteilung wechseln konnte. Also man musste nicht lebenslang Posten bleiben. Es gab einen gewissen Spielraum für den Einzelnen. Zum Beispiel der Gefängnisdirektor in Hohenschönhausen, der war vorher hier bei uns Posten und hat sich hochgearbeitet. Hatte Abitur und hat gleich zu Anfang gesagt: «Ich mache hier zwei, drei Jahre, und dann gehe ich auf die Fachschule und mache meine Laufbahn.» Wir haben zusammen angefangen, und er war zum Schluss Leiter der Haftanstalt. In der Regel blieb ein Posten 5 oder 6 Jahre da.

Sie waren gern Posten? Es hat Sie nicht weggezogen?

Ehrlich gesagt: nein. Ich war von 1968 bis 1989 dort Posten.

Und was haben Sie danach gemacht?

Erst ein dreiviertel Jahr in der Warteschleife, wie das so war. Dann ein Vierteljahr arbeitslos, und seit Ende 1990 bin ich im Wachgewerbe.

(aufgezeichnet am 6. März 2000)

Nachtrag 2007: Ein IM und seine «Dämonen»

Einen, der zwar nicht der politischen Justiz, wohl aber ihrer «Peripherie» zuzurechnen ist, habe ich erst auf dem Wege der IM-Decknamen-Entschlüsselung ausfindig gemacht. Er war zu der Zeit, als ich an der Karl-Marx-Universität in Leipzig Philosophie studiert habe (1967 bis 1970), Wissenschaftlicher Assistent an der Sektion Philosophie und hat in den Unterlagen der Staatssicherheit mehrere Berichte über mich hinterlassen. Erst Anfang des Jahres 2007 habe ich zu ihm Kontakt aufgenommen und ihn auf seine Berichte angesprochen. Sein Antwortbrief ist der Beweis, dass durchaus nicht alle «Täter» von damals heute noch in den Schützengräben der Selbstgerechtigkeit und Borniertheit verharren.

Leipzig, 13. Februar 2007

Sehr geehrter Herr Furian,

ich schreibe den Brief mit der Hand und gebe mir alle Mühe, lesbar zu schreiben, weshalb die Schrift etwas stelzig sein wird. Ich bitte um Nachsicht, dass die Antwort erst heute kommt. Ich habe weiter versucht, meinem Gedächtnis «auf die Sprünge» zu helfen.

Ich war IM «Peter Fischer» und Urheber der Berichte, die Sie beigefügt haben. Ich halte meine IM-Tätigkeit für die schlimmste Verfehlung meines Lebens und bedaure aufrichtig, dass ich Ihnen mit meinen Berichten Schaden zugefügt habe. Besonders schlimm ist es, dass ich über Sie Einschätzungen getroffen habe, ohne Sie zu kennen oder mit Ihnen gesprochen zu haben. Denn alle Ihnen zugeschriebenen Meinungen wären einer sachlichen und kritischen Diskussion wert gewesen, wenn wir (ich) eine offene und ehrliche Atmosphäre geschaffen hätten. Aber genau das haben wir (ich) nicht, und auch das gehört zu unserer (meiner) Schuld. Ich gebrauche nicht die Floskel «Ich entschuldige mich», weil ich sie für verlogene halte und auch meine, dass man nicht alles entschuldigen kann.

Ich habe nach der Wende meine «Verstrickungen», auch meine Zusammenarbeit mit dem MfS, nicht verschwiegen und hatte deshalb viele schwierige Begegnungen und Gespräche, auch anonyme Telefonate, die meine Familie belastet haben. Ich beklage mich nicht. Es war und ist meine Schuld und nur die meine. Ich erinnere mich, dass mir mein alter Lehrer Igor Semjonowitsch Kon in Leningrad einmal sagte, wir sollten uns in schwierigen Lebenslagen doch eher auf den Freiheitsbegriff Jean-Paul Sartres besinnen, als auf den von Marx (frei wiedergegeben): Frei sein kann nur ein Mensch, der bereit ist, für alles in seinem Leben selbst die Verantwortung zu übernehmen – für seine vergangenen Fehler, für alle faulen Kompromisse mit seinem Gewissen, aber auch für seine Ansichten und sein Verhalten heute.

Deshalb und in diesem Sinne hatte auch Martin Walser recht, als er in seiner angefeindeten Paulskirchen-Rede davon sprach, dass die grössten Gedenkstätten nichts nützen, wenn das Gewissen der Menschen unbeteiligt bleibt. Aber das Gewissen war ja auch so eine Kategorie, die wir nicht in unserem marxistisch-leninistischen Gepäck hatten. Schlimm und schade.

Aus diesen Gründen halte ich auch jede Diskussion über sogenannte «Schlussstriche» für dumm und verfehlt. Sie gehen am Wesen des Menschen vorbei. Denn seine Erinnerungen verlassen ihn nicht. Sie nisten sich ein in den tieferen Schichten seines Unterbewusstseins und melden sich mit einer regelmässigen Gewissheit zu Wort. Richard Wagner hat in einem Brief einmal davon gesprochen, dass ihm die Verfehlungen seines Lebens wie böse Dämonen jede Nacht den Schlaf verkürzen. Heute verstehe ich ihn, aus eigenem Erleben.

Mein Misstrauen, glaube ich, kommt daher, dass mir meine Erfahrungen und Erlebnisse bis in die jüngste Zeit sagen, dass eine solche Haltung, wie Sie sie einnehmen, eher selten ist, dass das Barrikaden-Denken wieder wächst. Die Dinge spitzen sich wieder zu, und wir sind von jeder gesellschaftlichen Versöhnung (wenn es sie denn überhaupt geben kann) himmelweit entfernt. Dabei schlägt mir der

stärkste Hass von Leuten entgegen, die sich selbst für «Linke» halten und die jede selbstkritische Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit für Verrat an «unseren Idealen» halten. Das Auftreten der ISOR-Leute in Hohenschönhausen, die Vorgänge um den Gedenkstein «Den Opfern des Stalinismus» in Friedrichsfelde sind beschämend und bedrückend und zeigen die unvergängliche Macht von menschlicher Dummheit und Bosheit.

Auch denke ich, dass wir, die wir für die Fehlentwicklungen in der untergegangenen Gesellschaft verantwortlich sind, unseren Mitmenschen mit einer gewissen Demut begegnen sollten und nicht als die ewigen grossmäuligen Besserwisser vergangener Zeiten. Ich bitte Sie also um Nachsicht, mein Misstrauen betreffend. Ich freue mich deshalb, lieber Herr Furian, Ihnen diesen «nicht-barrikadenhaften» Brief schreiben zu können.

Ich möchte schliessen, es geht mir nicht besonders. Bei nächster Gelegenheit werde ich auf Probleme eingehen, die in den Berichten eine Rolle spielen. Bei einigen dieser Probleme müsste ich mich freilich fragen: Warst du damals wirklich so blöd? Ich erkenne meine Mitverantwortung für die unsägliche Ideologisierung und Dogmatisierung der Marx'schen Lehre, die bei uns stattfand.

Zu den verlogenen Behauptungen, die unter «Linken» gepflegt werden, gehört auch die folgende: Die Theorie sei gut gewesen, aber schlecht und falsch in die Praxis umgesetzt worden. Unsinn! Tatsächlich ist die Theorie (bzw. das, was wir daraus gemacht haben) 1 : 1 umgesetzt worden, das MfS inklusive. Hier ist meine Mitverantwortung und daran arbeite ich.

Ich grüsse Sie ebenso herzlich, wie Sie mich (danke!) herzlich gegrüsst haben!

Dieter Uhlig

Nachtrag 2012: **Mein «Erzieher» blickt zurück**

Im Cottbuser Strafvollzug sass ich in einer 9-Mann-Zelle mit Dreistockbetten und musste Teile für Fotoapparate der Dresdner Firma «Pentacoon» drehen, bohren, fräsen und stanzen. Da ich so leichtsinnig war zu erzählen, dass ich nicht die Absicht hätte, in den Westen zu gehen, wurde ich von anderen Häftlingen angefeindet als «Ostbrot», «Rote Socke» oder «Kommunistensau», bekam gelegentlich sogar Prügel angedroht. Paradoxerweise fühlte ich mich in diesem Zusammenhang beschirmt und in meinen Bestrebungen auf vorzeitige Entlassung unterstützt von Leutnant Heinz L., meinem «Erzieher» – im heutigen Strafvollzug etwa Sozialarbeiter. Er hat den Gefangenen als Persönlichkeit respektiert und ist nach dem Ende der DDR – wie ich meine, zu Recht – in den bundesdeutschen Strafvollzug übernommen worden. Seit April im Ruhestand.

Auf meine Frage, wie er zum «Erzieher» geworden ist, und nach welchen Grundsätzen er diese Arbeit getan hat, verfasste er im Mai 2012 den folgenden Lebensbericht im Stenogramm (redaktionell gekürzt):

Ich wurde 1952 als zweites und letztes Kind meiner Familie geboren. Meine Mutter war viele Jahre nach dem Krieg aus gesundheitlichen Gründen arbeitsunfähig. Mein Vater starb 66-jährig an den Folgen einer schweren Krankheit, als ich zehn Jahre alt war. Finanzielle Sorgen in der Familie waren während meiner Schulzeit ständige Lebensbegleiter. Dies hatte zur Folge, dass ich seit dem 13. Lebensjahr in den Ferien arbeiten ging und der grössere Teil des erarbeiteten Geldes in die Familienkasse floss. Meine Jugendweihelklamotten habe ich mir beispielsweise 1966 in den Winterferien erarbeitet. Das heisst aber nicht, dass ich eine schwere Kindheit hatte. Ich hatte nämlich gute Freunde, bei denen ich auch ins Familienleben einbezogen war. Nach dem Tode meines Vaters liessen meine schulischen Leistungen stark nach. Das gipfelte in dem Vermerk «Versetzunggefährdet» auf dem Halbjahreszeugnis im achten Schuljahr, so dass mein Bewerbungszeugnis für die künftige Berufswahl nicht optimal ausfiel. Die letzten beiden

Schuljahre waren dann deutlich erfolgreicher, und ich verliess mit einem guten Abschluss die zehnklassige polytechnische Oberschule. Eine politische Ausrichtung in der Familie fand nicht statt. Mein Wissen auf diesem Gebiet und die dazu gehörigen Einstellungen wurden mir in der Schule und durch das Radio vermittelt. Das Radio ist noch heute das wichtigste Informationsmedium für mich. Irgendwann ging es auch darum, einen Beruf für mich zu finden. Ich war ehrlich genug zu mir, um zu wissen, dass mein Bewerbungszeugnis keinen Platz für grosse Träume zuließ. Allerdings hatte ich keine Vorstellung, wie meine berufliche Entwicklung einmal verlaufen könnte. Eine Lehre als Tischler war vorstellbar, weil sich in der Nähe eine Tischlerei befand, in der ich oft Unterstützung beim Drachenbau erhielt. Mit diesen mageren Voraussetzungen ging ich zum Arbeitsamt, um eine Lehrstelle zu finden. Im Warteraum fiel mir eine Broschüre auf, die den Titel trug «Werde Binnenschiffer». Die Titelseite zeigte ein – damals hochmodernes – Motorgüterschiff, das für diesen Beruf werben sollte – mich jedenfalls hatte es geworben. Die Berufsausbildung umfasste zunächst neun Monate theoretischen Unterricht, und dann praktische Ausbildung auf einem Binnenschiff. Zwei Dinge sind mir aus dieser Zeit in Erinnerung: Die Tankschiffe der Bundesrepublik haben mich mit ihrem unvergleichlichen Farbansicht fasziniert, und der Zusammenhalt unter den Kollegen hat mich begeistert.

Nach Beendigung meiner Lehre war ich noch acht Monate in diesem Beruf tätig, aber ich wusste schon sicher, dass er nicht meine endgültige Zukunft sein würde. Im Frühjahr 1971 erfolgte dann meine Einberufung zur Volksmarine. Da mit mir etwa eintausend Jugendliche eingezogen wurden, hatte das Friseurgeschäft reichlich zu tun, und es dauerte vier Tage, bis ich mein schulterlanges Haar loswurde. In der Unteroffiziersschule Stralsund-Parow wurde ich nach der Grundausbildung zum Signäler ausgebildet. Das sind die Leute an Bord, die mit Fahnen oder Lichtmorse-Leuchtern die informelle Verbindung innerhalb der Flotte halten, ohne dass dies vom Gegner elektronisch gestört oder mitgehört werden kann. Nach Abschluss der Ausbildung wurde ich in Dranske/Rügen auf einem Raketenschnellboot als

Bootsmann eingesetzt. Das ist der Chef aller Unteroffiziere und Matrosen mit den gleichen Aufgaben wie ein «Spiess» in einer normalen Kaserne. Ich war mit dieser Rolle nicht ganz glücklich, weil es mindestens ein Jahr dauerte, bis ich meinen Aufgaben halbwegs gewachsen war. Aber ich habe sehr viel gelernt und Erfahrungen im Umgang mit Menschen gesammelt.

Während meines Aufenthaltes in Dranske wollten immer wieder Mitarbeiter anderer Sicherheitsorgane aus unseren Reihen Nachwuchs gewinnen. Einer wollte mir den Beruf eines Polizisten schmackhaft machen. Aber der Geschmack wurde mir verdorben, als ich bei einer Urlaubsreise auf dem nächtlichen Berliner Ostbahnhof mitbekam, wie mehrere Polizisten sich mit betrunkenen Fahrgästen buchstäblich herumprügeln mussten. Da war mir klar, dass so etwas nicht mein Ding wäre.

Während der Armeezeit hatte sich ein bisschen der Hang zum Schreiben entwickelt, so dass ich hier eine Möglichkeit sah, mich beruflich zu verändern. Ein Versuch bei der lokalen Presse aber ergab: wenn ich meine Zukunft beim Bezirksorgan der SED plane, dann solle ich auch dort Mitglied sein. Da ich aber infolge langer Abwesenheit keine Lobby in Cottbus hatte und auch niemand auf mich zu kam und fragte, ob ich denn Interesse hätte, die Gesellschaft durch meine Parteimitgliedschaft zu stärken, blieb mir nur der Gang zum Arbeitsamt (ich weiss nicht einmal, wie das damals hiess). Dort gab man mir einen Zettel mit einer Adresse, die ich aber, glaube ich, als Geheimtipp betrachten sollte. So landete ich im Verwaltungsgebäude des Cottbuser Gefängnisses. Eine Dame, die sich als Personalbearbeiterin des VEB Pentacon Dresden vorstellt, erläuterte mir in groben Zügen die Besonderheiten des Betriebes und die Anforderungen, die an meine Person gestellt werden. Da die Bezahlung nicht schlecht war und mir Entwicklungsmöglichkeiten in Aussicht gestellt wurden, willigte ich – für die Zeit nach meiner Entlassung aus der Armee – in das Angebot ein.

Bis dahin hatte ich ein völlig unauffälliges und unbescholtenes Leben geführt und von Gefängnis keine Ahnung. Das sollte sich bald ändern. Im April 1975 wurde ich fristgemäss entlassen. Beim Wehrkreiskommando, wo

man seinen Personalausweis wieder abholte, stand dann eine grössere Anzahl von Leuten, die für ihre Zunft warben: Volkspolizei, Feuerwehr, Betriebsschutz, Kripo, Zoll und natürlich auch der Strafvollzug waren vertreten. Ein längeres Gespräch mit einem SV-Angehörigen war dann der Beginn meiner Laufbahn im Strafvollzug. Nach gründlicher Überprüfung erfolgte dann im Sommer die Einstellung. Da ich aus meiner Armeezeit Erfahrungen im Umgang mit Unterstellten verfügte, war es natürlich mein Plan, mich zu einem Kollektivleiter zu qualifizieren. Im Herbst begann ein dreimonatiger Lehrgang an der einzigen Dienstanfängerschule in der DDR. Im Anschluss daran gab es ein achtwöchiges Praktikum in der Strafvollzugseinrichtung Schwarze Pumpe. Hier hatte ich das erste Mal Kontakt zu Strafgefangenen. Zurückgekehrt nach Cottbus, arbeitete ich im Wachdienst mit Drei-Schicht-System als Vertreter des Schichtleiters und bereitete mich ein Jahr lang auf das Fachschulstudium vor. Herbst 1977 begann das zweijährige Studium an der Strafvollzugsschule.

Im zweiten Studienjahr wurden die Teilnehmer in zwei Gruppen aufgeteilt: Der Vollzugsdienst bestand aus den Erziehern, dem Leiter der Aufnahme, dem Offizier für allgemeine Bildung und staatsbürgerliche Erziehung sowie den entsprechenden Vorgesetzten. Im operativen Aufsichtsdienst befanden sich das gesamte Aufsichtspersonal der Häuser, das Wachpersonal und die zuständigen Vorgesetzten. Entgegen der Zusage kam ich in den Vollzugsdienst; ich glaube, ich habe mich damals bei der Leitung darüber beklagt, was natürlich nichts half. Letztlich fand ich mich mit diesem Zustand ab und versuchte, möglichst viel für meine kommende praktische Arbeit mitzubekommen. Das Problem bestand darin, dass meine «Mitschüler» aus Strafvollzugseinrichtungen der allgemeinen Kriminalität kamen und der in Cottbus bestimmende Straftatbestand (*vor allem § 213 – illegaler Grenzübertritt, aber auch § 219 – ungesetzliche Verbindungsaufnahme und § 220 – öffentliche Herabwürdigung der staatlichen Ordnung*) im Unterricht überhaupt keine Rolle spielte. Da ich diesbezüglich keine Ahnung oder gar Erfahrungen hatte, musste ich die vermittelten Kenntnisse erst einmal fressen und zusehen, was ich später einmal davon würde verwenden

können. Das Thema «Cottbus» wurde von allen Lehrern ignoriert. So entsprach das im Strafvollzugsgesetz formulierte Erziehungsziel überhaupt nicht den Realitäten in Cottbus. Das gilt auch für den Umgang mit den dort befindlichen nichtkriminellen Gefangenen. Ich meide bewusst den Begriff «politischer Gefangener», da ich in meiner jüngsten beruflichen Vergangenheit zur Kenntnis nehmen musste, dass sich auch Neonazis so bezeichnen, wenn sie überhaupt strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden – und ich möchte auf keinen Fall beide in einen Topf werfen.

Mein Studium habe ich letztlich mit guten Ergebnissen abschließen können und sollte dann meine Arbeit als Erzieher in der StVE Cottbus beginnen. Geplant war, dass ich einem erfahrenen Erzieher beigeordnet werde; da dieser aber nach kurzer Einarbeitungszeit erkrankte, wurschtelte ich mich die ersten Monate mehr schlecht als recht durch, ohne zu wissen, ob ich die Angelegenheit einigermaßen beherrsche. Ich strebte nicht nach irgendwelchen Idealen, sondern wollte nur das Einmaleins meiner Arbeit beherrschen und weder bei Vorgesetzten noch bei Gefangenen anecken. Es dauerte aber gar nicht lange, da bemerkte ich, dass meine Art, mit Gefangenen ins Gespräch zu kommen, für einige doch ungewohnt war. Selbstverständlich bewegte ich mich immer auf der Linie des Erlaubten und Geforderten, aber hin und wieder begab ich mich ausserhalb des Pflichtteils. Es muss vorher nicht oft passiert sein, dass ein Erzieher sich in die Zelle mit den Gefangenen setzt und mit ihnen über «Gott und die Welt» spricht. Vom Gesetzgeber gefordert, in der Schule gelernt, aber selten kontrolliert, hatte der Erzieher auch politische Bildung zu realisieren. Dies geschah durch Presse-Informationen und aktuell-politische Gespräche. Kraft meines Amtes startete ich einen solchen Versuch in einer Abteilung, die gespickt war mit hochintelligenten Gefangenen. Die Diskussion verlief sachlich, aber die Gefangenen waren mir deutlich überlegen. Hinterher bat mich einer an seinen Schrank und zeigte mir ein Buch, zu dessen Autoren er gehörte – mit einem Dokortitel. Danach habe ich politische Gespräche nur noch in der Statistik geführt, obwohl ich von der Daseinsberechtigung der damaligen Gesellschaftsordnung zutiefst und bis zum Schluss überzeugt

war. Und es wurde mir mit der Zeit klar, dass für einen Menschen, der die DDR verlassen will, dafür eine Straftat begeht und unter Umständen sein Leben riskiert, spätestens nach der U-Haft «alle Messen gesungen» sind und er nicht zu einer Abkehr von seinem Ansinnen zu bewegen ist.

Für den Strafvollzug galt auch damals das Gleichbehandlungsprinzip. Es gab aber Dinge, die ganz einfach nicht zu rechtfertigen waren und auf die man bei Nachfrage auch keine Antwort erhielt. Für einen Ausreisewilligen gab es keine Möglichkeit, Ausgang oder Urlaub zu erhalten bzw. nach § 349 StPO der DDR vorzeitig entlassen zu werden, weil er ja nie das Erziehungsziel erreichen konnte. Auf der anderen Seite konnte er sich im Strafvollzug bewegen wie er wollte (auch wie die Axt im Walde) – wenn seine Ausreise beschlossen war, dann waren auch seine Tage (*bis zum Häftlingsfreikauf durch die Bundesrepublik; G.F.*) gezählt. Und es gab noch einen ganz einfachen und natürlichen Unterschied zwischen den Gefangenen der allgemeinen Kriminalität und den Nichtkriminellen: sie hatten andere Probleme. Waren es bei den Kriminellen oft «delikt-konforme» Probleme oder Neid bei der Verteilung von Vergünstigungen oder Anerkennungen, waren es bei den Nichtkriminellen eher Probleme zwischenmenschlicher oder familiärer Art. Mein Auftreten gegenüber den Gefangenen kann ich selbst natürlich schlecht einschätzen. Aber es gab doch ein paar grundsätzliche Dinge, an die ich mich unbedingt halten wollte – da war neben der Einhaltung aller gesetzlichen Bestimmungen ganz wichtig, das «Sie-Verhältnis» zu allen Gefangenen strikt zu wahren. An einen Grundsatz, der mir als Bootsmann von einem Vorgesetzten an Bord vermittelt worden war, habe ich mich nie gehalten: «Im Umgang mit Unterstellten denke nur das Schlechteste, dann kannst du nur angenehm überrascht werden!» Das war für mein Verständnis im Umgang mit Menschen ein völlig falscher Ansatz und fiel mir viel zu pessimistisch aus. Ich habe mir diesen Satz für mich «zurechtgebogen». Ein Mensch, der Freiheitsentzug erhält, wird immer versuchen, diesem zu entgehen. Eine Möglichkeit besteht dann darin, dass er sich an alle auferlegten Regeln hält, sein Verhalten anerkannt und ihm ein Teil der Zeit erlassen

wird – die für den Erzieher günstigere Variante. Das Gegenteil wäre, dass der Mensch versucht, die Regeln zu umgehen, sich ihnen zu widersetzen oder – zum Beispiel durch Flucht – zu entziehen. Indem ich solches Verhalten als naturgemässe Angelegenheit einstufte, habe ich es einfach nicht ich-bezogen aufgefasst. Eine dritte Regel, die ich mir aufgestellt hatte: die private Sphäre des Gefangenen zu wahren. Alle privaten Dinge, die mir ein Gefangener anvertraute oder die ich persönlichen Verbindungen entnehmen konnte, gingen Dritte nichts an – eine Ausnahme bildeten dabei Selbstmordabsichten.

Das Jahr 1989 war schnelllebig: die Gerichte urteilten schneller, die Richterstattung der Medien näherte sich der westlichen Seite an. Das hatte aber nicht die von mir befürchtete Wirkung auf die Gefangenen. Als dann Ungarn die Grenze zu Österreich öffnete, war ich mir sicher: Das war es. Aber Cottbus war immer noch ruhig. Im September musste ich noch einmal zu einem Lehrgang an meine damalige Fachschule in Radebeul. Dort hatte man nichts Besseres vor, als uns mit dem «Charakter der Epoche» zu konfrontieren. Fragen aus Cottbus wurden wie gehabt ignoriert. Dann überschlugen sich die Ereignisse, und die Situation in Cottbus wurde immer angespannter, aber sie blieb friedlich. Die Gefangenen ahnten wohl, dass dies alles nur gut für ihre Pläne sein kann.

Als dann die DDR als Staat aufhörte zu existieren, wurde schnell noch ein neues Strafvollzugsgesetz aus dem Boden gestampft, das sich zum «Tag der Einheit» schon wieder erübrigte. In dieser Zeit gab es etliche Veranstaltungen, in denen wir über die kommende Gesetzeslage unterrichtet wurden. Ich begann wieder einmal, eine neue – diesmal sogar historisch neue – Situation zu schultern und sollte die Abteilung Aufnahme, die ich 1987 übernommen hatte, auch weiterführen. Nach der Zusammenlegung von Untersuchungshaft und Strafvollzug bekam ich dann einen Leiter vorgesetzt.

Um im neuen Justizvollzug tätig zu sein, musste man sich bewerben, die festgelegte Anpassungsfortbildung mit regelmässigen Prüfungen absolvieren und darüber hinaus eine bestimmte Zahl an Weiterbildungsstunden bringen, die man auch in Form von regulärem Dienst in einer bundesdeut-

schen JVA verrichten konnte. Gegebenenfalls wurden auch Einzelfallprüfungen vorgenommen.

Die Unterschiede zwischen beiden Strafvollzügen zu benennen, wäre ein Kapitel für sich; nur so viel in Kürze: von der baulichen Seite und der technischen Ausstattung her ist der bundesdeutsche Justizvollzug, wie er heute betrieben wird, sehr komfortabel – für beide Seiten. Wir sind uns bestimmt einig darüber, dass der Gefängnisaufenthalt nicht dazu gedacht ist, ihn später in angenehmer Erinnerung zu behalten. Neben der Schutzfunktion (Bürger vor Straftätern zu schützen) soll er auch dazu dienen, dass der Täter künftig sein Leben weiterführt, ohne Straftaten zu begehen. Dazu bieten die gesetzlichen Bestimmungen heute deutlich bessere Bedingungen: vor allem Massnahmen der schulischen und beruflichen Bildung; Training, das Gefangene dazu bringt, ihr Verhalten gewaltfrei zu gestalten, oder auch Veranstaltungen, die aus Drogenoder Alkoholsucht heraushelfen. Hier wird vor allem der Jugend grosse Aufmerksamkeit geschenkt, und die ganze Palette wird auch vom überwiegenden Teil der Gefangenen angenommen. Darüber hinaus steht ausreichend Fachpersonal zur Verfügung, um bei sozialen und gesundheitlichen Problemen helfend einzugreifen. In diesem Umfang konnte das der DDR-Strafvollzug nicht einmal ansatzweise bieten. Aber hier ist es genau so wie mit dem Recht in beiden deutschen Staaten – es ist nicht miteinander vergleichbar. Auch heute wird man nicht eindeutig feststellen können, welcher der beiden Strafvollzüge wirksamer war oder ist. Dazu fehlt es an vergleichbaren Kriterien, an denen man das messen könnte. Es gibt sicher Gelehrte, die dem entschieden widersprechen, aber ich sehe es so – nicht als ehemaliger DDR-Bürger, sondern als einer, der beide Strafvollzüge kennengelernt und vor allem hautnah am Gefangenen seinen Dienst verrichtet hat.

Heinz L.

Nachtrag 2013: Versöhnung – ein «gutes Geschäft»

Anfang 1991 traf ich unter heftigem Herzklopfen im Kaufhaus am Berliner Alexanderplatz meinen Vernehmer vom MfS wieder. Er war bereit, mit mir zu reden, und das war dann meine subtile Form von Rache: Wir sassen bei ihm zuhause, ich habe Fragen gestellt, und er hat geantwortet. Und da er seine Schuld bekannt und mir zudem wichtige Hinweise auf das Funktionieren des MfS-Apparats gegeben hat, konnte ich ihm auch vergeben – ein Geschäft auf Gegenseitigkeit: Er bekommt das Gefühl, dass ich ihn nicht wegen seiner Tätigkeit pauschal als Mensch verdamme; und ich erhalte Informationen über Abläufe, die für mich ansonsten im Dunkeln geblieben wären. Wir haben uns in unregelmässigen Abständen an seinem alten Arbeitsplatz getroffen oder miteinander korrespondiert – immer in distanzierter Freundlichkeit, Anrede mit Vornamen, aber per «Sie». Auf den folgenden Brief habe ich keine Antwort mehr erhalten, denn am 2. April 2012 ist er verstorben.

18. Februar 2012

Lieber Wolfgang,

nun hat mich nach kurzem Urlaub der Alltag wieder eingefangen, und bevor mich die alltäglichen Abläufe ganz mit Beschlag belegen, will ich im Anschluss an meine Hauptfrage vom letzten Treffen mit Ihnen – sie betraf die «Strafempfehlung des Untersuchungsorgans» – einfach noch mal nachhaken, um die Zusammenhänge genauer zu verstehen. Sie haben gesagt, der Strafvorschlag kam vom Abteilungsleiter bzw. vom stellvertretenden Abteilungsleiter in Abstimmung mit der ZKG (Zentrale Koordinierungs-Gruppe, die war ja für den Häftlingsfreikauf zuständig, richtig?). Nun dazu meine Zusatzfrage:

An welcher Stelle Ihrer Ermittlungen und Vernehmungen sind denn diese drei Instanzen oder auch eine von ihnen an Sie herangetreten, um den Gang der Untersuchung in Erfahrung zu bringen?

Denn man sollte meinen, dass eine Grundlage des Strafvorschlags die Ergebnisse Ihrer Ermittlungen gewesen sein müssten. Oder haben die das völlig unabhängig von Ihrer Arbeit festgelegt? Das hätte ja bedeutet, dass Ihre Arbeit für die Festlegung des Strafmasses überhaupt nicht von Bedeutung gewesen wäre! Natürlich stand ja die Untergrenze des Strafmasses letztlich schon beim Antrag des diensthabenden Staatsanwalts auf Erlass eines Haftbefehls fest, denn dort heisst es ja zur Begründung, es handle sich um ein Verbrechen (wobei ich mich bis heute frage, wie der Staatsanwalt **vor** Beginn der Ermittlungen und Vernehmungen wissen konnte, dass «hinten» ein Verbrechen rauskommen würde – oder war vielleicht das Strafmass schon viel früher festgelegt worden, und wenn ja, von wem?).

Wann (das heisst, in welchem Stadium Ihrer Vernehmungen und übrigen Ermittlungen) und von wem haben **Sie** denn von den 2 Jahren und 2 Monaten erfahren, die für mich beantragt werden sollten? War das erst nach Abschluss aller Vernehmungen, nach Vorlage Ihrer Arbeitsergebnisse beim Abteilungsleiter oder seinem Stellvertreter – oder wem mussten Sie das vorweisen, und wann? Oder war das schon in einer viel früheren Phase Ihrer Arbeit, und Ihnen fiel dann lediglich die Rolle zu, dieses Strafmass zu «untermauern»?

Ich war ja damals im Oktober 1985, als ich kurz vor dem Prozess noch einmal zu Ihnen geholt wurde, einigermaßen entsetzt über Ihre Bemerkung «Ich drücke Ihnen die Daumen, dass es weniger als 2 Jahre werden!» Denn mein Gedanke war: Nun hat er 6 Monate an meinem Fall gearbeitet, das Ergebnis seiner Arbeit sind «2 Jahre und 2 Monate», und dann sagt er so etwas. Ich fand das geradezu zynisch, denn ich ging davon aus, dass die Höhe des Strafmasses nur das Resultat **Ihrer** Ermittlungen und Vernehmungen sein könne. Nun weiss ich unterdessen, dass Sie kein Zyniker sind, aber so richtig kann ich mir das alles nicht schlüssig erklären. (Hier sehe ich mich natürlich nur als Beispiel dafür, wie generell vorgegangen wurde.)

Als Abschluss dieser Zeilen zwei Fragen: Was hat Sie erstens bewogen, mir damals während eines Brieftermins zu sagen, wo ich mich befinde? Kei-

ner der ehemaligen Hohenschönhausen-Häftlinge, die ich kenne, wusste das, so dass ich davon ausgehe, dass es eigentlich dem Vernehmer verboten gewesen sein dürfte, dem Beschuldigten so etwas mitzuteilen. «Atmosphärische» Vernehmungstaktik dürfte es nicht gewesen sein, denn soweit ich mich erinnere, war, als Sie mir den Ort meines Aufenthalts offenbart haben, das Ermittlungsverfahren bereits abgeschlossen.

Und zweitens: In Ihrem Untersuchungsplan für mich sehen Sie vor, mich mit Literatur zu versorgen, die die UHA nicht vorrätig hat. Haben Sie das festgeschrieben, nachdem ich darum gebeten hatte? (Allerdings ist der Untersuchungsplan auf den 18. April datiert, und in meiner Erinnerung habe ich nicht schon drei Wochen nach der Verhaftung auf die literarische «Notlage» reagiert.) Oder war diese Festlegung das Ergebnis eines «Profils», das Sie zuvor von mir erstellt hatten, z.B. angesichts der bei der Wohnungsdurchsuchung vorgefundenen vielen Bücher?

Sie sehen: Noch sind nicht alle Hohenschönhausen-Fragen beantwortet, also gibt es immer wieder Gründe für uns beide, Kontakt zu halten. Ich wünsche Ihnen einen guten Jahresverlauf.

Herzlich – Gilbert Furian



Gilbert Furian (links) mit seinem ehemaligen Vernehmer Wolfgang M. im Jahr 2000 bei der Vorstellung seines Buches «Auch im Osten trägt man Westen» im Knaack-Klub, Berlin, Greifswalder Strasse.